Lehrerbildungsanstalt

Gerhard Pfahler

Warum Erziehung trotz Vererbung?

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

115

Staats-Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Linz
3.20
CV 521

Staats-Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in L
CV521

Warum Erziehung trotz Vererbung?

Von

Gerhard Pfahler

o. Professor der Psychologie und Erziehungswissenschaft
an der Universität Tübingen

Vierte durchgesehene Auflage

11.—14. Tausend

Mit 8 z. T. neuen Bildtafeln und 1 Tabelle

1940

Leipzig und Berlin

Verlag und Druck von B. G. Teubner

„Die Schrift wird in der NS.-Bibliographie geführt.

Berlin, den 10. Oktober 1939.

Der Vorsitzende
der parteiamtlichen Prüfungskommission
zum Schutze des NS.-Schrifttums"

Copyright 1935 and 1938 by Verlag B. G. Teubner in Leipzig

Printed in Germany

Staats-Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Lin

CF 521

Meiner Frau

Vorwort zur vierten Auflage.

Über Erwarten rasch ist das 10. Tausend dieses kleinen, 1935 zum ersten Male erschienenen Buches vergriffen. Das bestätigt, was viele Leser dem Verfasser mündlich und schriftlich zum Ausdruck brachten: wie lebendig das Interesse für die Frage des Buchtitels ist und wie notwendig eine klar umrissene Antwort auf sie.

Je größer und schwerer die Aufgaben beim Bau des neuen Reichs werden, desto schärfer verlangen zwei Tatbestände Gehör. Der eine: an der erbcharakterlich-rassischen Substanz unseres Volks hat sich seit 1933 — mit Ausnahme der ersten und nur in Jahrhunderten ganz sich erfüllenden Auswirkungen der Gesetze zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und zum Schutz des deutschen Bluts, samt der Ertüchtigung durch eine neue Leibespflege — nichts geändert. Es sind die gleichen Menschenmillionen, die vor 1933 den Weg ins Elend gingen und jetzt die Bahn zu einer stolzen und gesunden Zukunft brechen. Der andere: um so deutlicher wird, welche Aufgabe der Erziehung und Umerziehung des Gesamtvolks zu leisten ist, von Geschlecht zu Geschlecht immer neu, soll der Kampf der Lebenden für die Enkel und Urenkel ein unüberwindbares Reich erringen. Man vergegenwärtige sich nur vier von den grundlegenden Forderungen des Nationalsozialismus: Wille zum Bauernberuf, Kinderreichtum, täglichen Kampf gegen den geheimsten persönlichen Eigennutz zugunsten eines tatwerdenden Gemeinnutzes, Bereitschaft zum Einsatz des eigenen Lebens für das der kommenden Geschlechter. Und man ermesse in unbestechlicher Wirklichkeitsschau, wie groß oftmals die Spanne ist zwischen Forderung und Erfüllung. Dann ist man offen für die Grundgedanken, durch die in diesem Buch jene beiden Tatbestände und damit Erbwesensarten und Erziehung aufeinander bezogen sind.

In Erkenntnis und aus ihr erwachsender Anwendung auf das ganze Leben unseres Volks tut uns not ein geschärfter Sinn für die Unterscheidung von rassisch Wertvollem und Wertlosem; für den richtigen Einsatz der verschiedenen Erbwesensarten auf die ihnen liegenden, weil ihren Möglichkeiten entsprechenden Lebensaufgaben. Ebenso not aber tut uns angesichts jener Spanne zwischen Forderung und Erfüllung das vollkommen nüchterne Wissen darum, daß keine rassische Artung eines Menschen — auch die beste nicht — mehr ist als eine unerläßliche Voraussetzung für solche Erfüllung; daß keine schon Bürgschaft bedeutet für den Einsatz bis hin zur Hergabe des Lebens. *Nur rassisch gute Artung in scharfer Zucht und unablässigen persönlichen Willensentscheiden bringen zusammen Forderung und Erfüllung zur Deckung.*

Aus dieser Überzeugung heraus sind in diesem Buch die verschiedenen Erbarten im Raum des deutschen Volks dargestellt als *die Lebenswerkzeuge*, die dem Menschen durch Zeugung und Geburt fertig und unaustauschbar auf den Weg gegeben sind. Ob das Werkzeug gut oder schlecht ist, darüber ist im Augenblick der Geburt entschieden. Was der Mensch mit ihm anfängt, ob das Werkzeug wertvolle oder armselige Stoffe zu bearbeiten bekommt, ob es dem Ich dient oder der Gemeinschaft: darüber entscheiden Erziehung und persönliche Zucht. Wer an Hand dieses Buches Erbwesensarten also verstehen lernt als Werkzeuge des Lebens, trägt in sich eine gültige Antwort auf die Frage: Warum Erziehung trotz Vererbung?

Im Felde, 1. Januar 1940. *Gerhard Pfahler.*

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel: Frage und Aufgabe 1

Volkswirklichkeit, Menschenbild und Erblehre 1. – Staatliche und persönliche Verantwortung 7. – Die beiden Kreise der Vererbung: Krankes und Gesundes 8. – Die Wucht der Tatsachen im Kreis der Entartung 9. – Spannungen und Frage im Kreis des Gesunden (bei den Müttern, den Dichtern und den Forschern) 12. – Unerlaubte Verwischung der Tatbestände 18.

Zweites Kapitel: Was wird vererbt? 23

1. Die richtige Stellung der Vererbungsfrage..... 23
Der falsche Maßstab für die Absteckung des Erbes als Anlaß zu Um- und Irrwegen 26. – „Meinung" und „Mode" oder Gewißheit? Wann gilt der Maßstab: Gleichheit von Eltern und Kindern, also Vererbung? 29. – Die radikale Wendung: Was wird vererbt? 33.

2. Die beiden Hauptsätze über seelische Vererbung 34
Erster Vererbungssatz: Die seelischen Grundfunktionen und das Funktionsgefüge 35. – Gewinnung der Typen von Erbcharakteren (Spielräume und Überbau) 38. – Bleibt das Funktionsgefüge zeitlebens gleich? Beweise 46. – Schema der zwölf Erbgrundcharaktere (Schematismus oder lebendiges Instrument?) 48.
Zweiter Vererbungssatz: Die Fülle der Folgeeigenschaften aus Funktionen und Funktionsgefügen 50. – Erste Abgrenzung von Raum der Vererbung (= Gebundenheit) und Raum der Freiheit (= Gestaltung) 51.

3. Darstellung der Erbcharaktere..... 56
Die erste Hauptgruppe: Sechs verwandte Erbcharaktere als Typus der festen inneren Gehalte 56.
Die zweite Hauptgruppe: Sechs verwandte Erbcharaktere als Typus der fließenden inneren Gehalte 69.
Die zwölf Untergruppen (A bis M) 79. – Als Brücke von den Haupt- zu den Untergruppen: Die Dichter 80. – Unausweichliches und besondere Gefahren in jeder Gruppe 92. – Untergruppen A, B, C 94. – D, E, F 96. – G, H, J 100. – K, L, M 103.

4. Dritter Vererbungssatz und Folgerungen..... 105
Dritter Vererbungssatz: Folgeeigenschaften, die nicht unausweichlich, aber möglich sind 105. – Verhüllung und Überforderung des

Erbcharakters 107. – Verschlossene Lebensinhalte 108. – Was wird vererbt? Zusammenfassende Antwort 111.

Drittes Kapitel: Rasse und Erbcharakter 112

Seele und Ausdruck 112. – Beispiele aus der Forschungsarbeit für den Zusammenhang von Körper und Seele 114. – Zusammenhänge zwischen körperlichem und seelischem Stil 119. – Die Körperstile der beiden Hauptgruppen von Erbcharakteren 121. – Was vom gesamtseelischen Sein gehört mit dem Körperstil zusammen? 122.

Die Grunderkenntnis der Rassenkunde: Zusammenhang von vererbbarem körperlichem und seelischem Stil; Verwischungen und Verzerrungen 124. – Die Frage nach dem Zusammenhang von Rasseseele und Erbcharakter; Wahrscheinlichkeit einer ursprünglichen Deckung von Rasseseele und Erbcharakter 127. – Beweis durch die neuen Untersuchungen über die Rassenkerne des deutschen Volks und ihre Gemische 137.

Viertes Kapitel: Warum Erziehung trotz Vererbung? 154

Erziehung in den Grenzen der Wesensart und zur Bejahung der Grenzen 154. – Der Raum der Freiheit m Raum der Wesensart 157. – Freie, nicht an eine bestimmte Wesensart gebundene Eigenschaften 158. – „Deutsche" Eigenschaften 159. – Erziehung zur Volkseinheit trotz der Verschiedenheit der Wesensarten 160. – Selbstsucht und Gemeinsinn; Sitte und persönlicher Verantwortungswille 161. – Der Weg in die „religiöse" Entscheidung 163

Schrifttum 164

Quellenverzeichnis der Abbildungen.

Die Abbildungen 1—20 und 22—24 auf den Tafeln 5—8 sind entnommen aus: Pfahler, Rassenkerne des deutschen Volks und ihre Gemische. Bd. I. Verlag J. F. Lehmann, München 1940.

Die Abbildung 21 auf Tafel 8 ist entnommen aus: Eckle-Ostermeyer, Erbcharakterologische Zwillingsuntersuchungen (Beiheft 82 zur „Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde", Leipzig 1939, Verlag von Johann Ambrosius Barth).

Die Abbildungen auf den Tafeln 1—4 sind Aufnahmen aus der Sammlung des Verfassers.

Erstes Kapitel.

Frage und Aufgabe.

Mütter sind keine Politikerinnen. Wo sie in ihrer ungeschmälerten Aufgabe stehen, ist das Leben so voll von unmittelbarer Beanspruchung ihrer Kraft, daß ihnen das Erfüllung genug ist. Um so mehr aber sind sie beim Gang der Männerarbeit aus der Vergangenheit in die Zukunft die feinfühligsten und ernstesten Beurteilerinnen der Politik. So feinhörig, daß ein Staat, der auf lange Zeit seine Politik gegen die Herzen der Mütter einrichten wollte, einfach unvorstellbar ist. Warum das? Weil eine Mutter weiß, daß alles, was heute geschieht, morgen ihr Kind treffen wird, im Guten und Bösen; weil der Mensch, der Kinder gebiert und aufzieht, den Urordnungen jeder Gemeinschaft näher steht als irgendwer sonst. Und alle Politik dient diesen Urordnungen; oder sie zerstört sie. Mag den Müttern die Schau der Männer auf weite Sicht fremd sein: wo Männerentschlüsse in ihrer Bedeutung für eine der ewigen Ordnungen am Lebenswerktag spürbar werden, urteilt niemand schärfer und klarer als eine Mutter. Mütter sind irgendwo die besten „Politikerinnen". Immer da, wo es um das Geschick der Kinder geht; und darum geht es irgendwie in aller Politik.

So trifft die Herzen der Mütter besonders tief alles, was um die Worte: Vererbung, Rasse, Erziehung webt. Wer sollte hier mehr Sinn für die Tatsachen haben und mehr von Verantwortung spüren als sie? Sie wissen, was es heißt, die Verantwortung für das Dasein eines erbkranken Kindes tragen zu sollen; sie sind darum ganz offen für den harten Griff, mit dem der neue Staat in seiner Gesetzgebung diese Dinge anfaßt. Aber auch wo sie sich selber gerufen wissen, gesunden Kindern das Leben zu geben, brennt das Wort Vererbung in ihnen. Ohne Umweg gehen sie auf die einzige, entscheidende Frage los, die sie hier haben. Da ist ihr Köstlichstes: das Kind, mit seinem Licht

und seinen Schatten. Wie weit sind Licht und Schatten in ihm dadurch festgelegt, daß es ein Ahnenerbe in sich trägt? Wo ist der Raum der Freiheit, in dem auch nach der Geburt Liebe und Verantwortung gestalten können? Dieses Buch will den Müttern gesunder Kinder und deren Erziehern klare Antwort geben, indem es den Raum der Vererbung vom Raum der Freiheit scharf abgrenzt. Trotz der Unmittelbarkeit der Mütterfragen wird auf den ersten Seiten der größere Zusammenhang aufgezeigt, in dem alle diese Fragen allein in ihrer vollen Bedeutsamkeit erfaßt werden können.

Im Deutschland der Nachkriegsjahre hat man für einen Fürsorgezögling vom Beginn bis zum Ende der Anstaltserziehung bis zu 15 000 *RM* ausgegeben. Die sachliche Nachprüfung dieses Aufwands für Erziehung ergab, daß ein sehr beträchtlicher Teil der Zöglinge nach der Entlassung sich im Leben nicht bewährt hat: sie fielen in Gefängnissen, Psychopathenheimen, Heilanstalten usw. doch wieder dem Staat zur Last. Dies geschah in derselben Zeit, in der durch Arbeitslosigkeit und Wirtschaftszerfall Hunderttausende gesunder deutscher Familien zugrunde gingen, mindestens an den Rand des Verderbens gerieten. Mit derselben Summe von 15 000 *RM* hätte man wenigstens drei kleine Handwerksbetriebe, drei kleine Bauernhöfe gesund machen können: statt eines „Minderwertigen" drei fleißige, gesunde Männer samt Frau und Kindern. Ein armer Staat hat nicht für alles Geld; er muß sich entscheiden, ob er das wenige Verfügbare hier oder dort einsetzen will. Die Entscheidung für einen Minderwertigen gegen drei Gesunde samt ihren Angehörigen haben weitgehend weder Staatsführung noch Volk als ein Verbrechen an der Nation angesehen. Mitten im Verfall der Volkskraft berauschte man sich gefühlselig an dem „sozialistischen" Gedanken: zuerst kommen die Ärmsten der Armen.

Ein armer Staat muß auch entscheiden, wen er als „Ärmsten" gelten lassen will: den Lebensunfähigsten oder den Gesunden, der samt seiner Familie an unverschuldeter Not langsam zugrunde geht. Solche Entscheidungen fallen dem Menschen nicht einfach in den Schoß; sie hängen ab von seiner „Weltanschauung"; das heißt aber davon, wie er die Stellung des einzelnen zu seinem Volk und

in ihm bewertet; wie er sich zu dem verhält, was in den Worten: Rasse, Volk, Blut, Vererbung, Umwelt, Gemeinnutz gemeint ist. Die Weltanschauung der verflossenen zehn Jahre, vor allem ihrer Staatsmänner innerhalb Deutschlands, hat alles gehabt, nur nicht die Härte und Ehrlichkeit gegenüber den Tatsachen, die einem Volk am Abgrund nottut. Woher die Verantwortungslosigkeit kam, läßt sich nicht auf einen einfachen Nenner bringen. Politischer Bolschewismus, romantische Gefühlsseligkeit, internationale Gutgläubigkeit, falsch verstandenes Christentum, mit Füßen getretenes Ehrgefühl ganzer Volksschichten haben sich da in eine entsetzliche Brüderschaft zur Verwirklichung der Herrschaft des Minderwertigen und Würdelosen zusammengetan. Merkwürdig aber wahr: in dieser „Brüderschaft" — so fern sich innerlich ihre Mitglieder sonst stehen mochten — gab es gemeinsame weltanschauliche Grundsätze. Einer davon hieß: alle Menschen eines Volks seien für Leben und Bestand des Volkstums gleich wertvoll. Das war eine Setzung im direktesten Gegensatz zu aller Wirklichkeit; das war Weichlichkeit und Unwahrhaftigkeit gegenüber einem Lebensgesetz des Volks; und damit einer der Wege zum Selbstmord der deutschen Nation. Von Menschheit und Menschlichkeit hat man gefaselt, während das eigene Volk sich zu Tode quälte. Wie kam man dazu?

Weil man, wie jede Zeit, auf die Frage, was der Mensch sei, eine Antwort geben mußte. Solche Antworten sind ungefährlich, solange sie hinter Schreibtischen „hergestellt" werden. Entscheidend werden sie für ein Volk, wenn es aus ihnen heraus zu leben beginnt, seine Entschlüsse faßt, seine Politik treibt; wenn sie aus den Gehirnen der Menschen in die Herzen übergehen; wenn sie das Zusammenleben bestimmen. Was ist der Mensch? Das ist das Geheimnis, das fortwährend im Dasein eines Volks enträtselt werden muß: nicht durch Worte, sondern durch Taten. Jedes Geschlecht findet die Lösung, die ihm gebührt. Stimmt das? Ist das nicht widersinnig? Man sucht eine Antwort und ist doch irgendwie selbst dafür verantwortlich, wie sie ausfällt?

Dann ist also die Antwort, die der Geschichte gegenüber stichhalten soll, nichts, das man beliebig von der Straße auflesen kann; statt dessen etwas, das Wahrhaftigkeit, Wirklichkeitssinn, Wil-

lensentscheidungen, nicht zuletzt Liebe über sich selber hinaus vorausgesetzt. Man kann die Antwort finden vom lieben Ich aus, von der Menschheit als Ganzem her und von dem Volk aus, dem man schicksalhaft zugehört. Jedesmal kommt ein anderer „Mensch" als Ergebnis heraus; einmal der sich wichtig nehmende Individualist; ein andermal ein blutarmer blasser Weltbürger; zuletzt ein deutscher Mensch im deutschen Volk. Man kann sich dafür entscheiden, daß Gott im Menschen nichts anderes geschaffen habe als einen Halbgott, der, wenn nur die Welt um ihn her ein wenig in Ordnung ist, auch lebt wie ein Halbgott; und man kann in der Gewißheit leben, daß in jedem ein eigennütziges Geschöpf schlummert, dem nur im Gebändigt- und Getragensein durch die Gemeinschaft ein Weg zu göttlichem Wesen offengehalten ist.

Die Geschichte ist eine Richterin von eigenartiger Langmut. Gottes Mühlen mahlen langsam ... sagt der fromme Mensch. Sie erlaubt einem Volk satte Zeiten, in denen jeder gemächlich nach allen Abschattierungen dieser Antworten leben und sich einrichten darf. Aber ... die Menschen sind weithin so eingerichtet, daß sie ohne die harte Not des Lebens leichtsinnige Selbstbetrüger werden. Während jeder nach seiner Fasson selig wird und alle überzeugt sind vom Fortschritt der Menschheit, hebt die Geschichte unheimlich die Hand zum Zuschlagen, zum Gericht. Dieses Gericht hat immer nur ein Urteil. Und das heißt: *Für ein Volk von bestimmtem Blut und bestimmter geographischer Lage unter den Völkern gibt es — falls es am Leben bleiben will — nicht zehn verschiedene Antworten auf die Frage: Was ist der Mensch? sondern eine einzige. Sie findet es, oder es stirbt.* Vor Gott gibt es gewiß eine Antwort, die alle Menschen aller Völker und Rassen umschließt. Aber in sie einbegriffen ist die Antwort besonderer, einmaliger Art, die Gott von jedem Volk, das mit seinem Blut und auf seinem Boden steht, verlangt. Sie soll es ablesen an der ihm gesetzten Wirklichkeit; nicht an einer phantasierten Gesamtmenschheit. Die deutsche Wirklichkeit heißt: Eingezwängtsein auf zu engem Raum unter Völker anderer Wesensart; deshalb härteres Zusammenstoßen der Volksgenossen im engen Raum; deshalb viel Eigenwille des einzelnen; deshalb der Zug in die Ferne und zum Fremden; und in alledem: ewiges Gefährdetsein von innen

und von außen her. Das ist eine harte Wirklichkeit. Wer an ihr weichliche oder unwahrhaftige Antworten auf die Frage — nicht nach dem Menschen schlechthin, sondern — nach dem deutschen Menschen ablieſt, vergeht sich gegen sein Volk.

Darum ist der Satz von oben: alle Menschen eines Volks sind für Leben und Bestand des Volkstums gleich wertvoll, ein Verbrechen am deutschen Volk. Er war aus einer Wirklichkeit abgeleitet, die jedenfalls mit der des deutschen Volks nichts zu tun hatte. Für seine Verbreitung in Deutschland hat man einen doppelten Preis bezahlt. Einmal die Gleichsetzung von „arm" und lebensunfähig, minderwertig. Die eigentlich Armen dieses Volkes waren nicht die Gesunden in ihrer Not, sondern die Krankhaften, Leistungsschwachen. Und zum anderen: das peinliche Totschweigen aller Tatbestände um die Worte Rasse und Vererbung. Was die Vererbungslehre vom Menschen zu melden hatte, paßte schlecht in einen Staat, dem gesund und krank, adelig und entartet, unverschuldete Not und unverschuldete Minderwertigkeit gleichwertig waren. Es steckte schon eine furchtbare Logik in der Abfolge: Menschenbild ohne Volkswirklichkeit, also Gleichwertigkeit aller Menschen, also seliger Kultur- und Erziehungsoptimismus — also fort mit dem, was Vererbungsforscher, Psychiater und Rassenkundler sagen.

Die Geschichte hat wieder ihr Gericht gehalten. In diesem Gericht hat das deutsche Volk gelernt, das Bild seiner Wirklichkeit, das ihm der Führer einhämmert, in seinen Willen aufzunehmen. Aus diesem Bild ergibt sich ein neues Wissen um das Wesen des deutschen Menschen. Geboren ist dieses Wissen in den Jahren 1914 bis 1918 an der deutschen Kriegsfront. Was Gemeinnutz, Kameradschaft, Ehre, Manneswert, Einsatzbereitschaft, Opfer, Führung und Gefolgschaft sind, wurde in letzter Tiefe erfahren an der schlechthin härtesten und ehrlichsten Wirklichkeit „Krieg". Am Rande des Untergangs hat sich das deutsche Volk entschlossen, diese Wirklichkeit zum Vorbild seiner Lebenswirklichkeit schlechthin zu machen. Aber zwischen dem, was an der Front geschah, und dem, was jetzt im Volk geschieht, ist ein grundlegender Unterschied. Dort, in Trommelfeuer, Gas, Kälte, Hunger, Tod, war kein Mann gefragt, ob er Kamerad sein wolle, ob er den Gemeinnutz als ersten und letzten Kriegsartikel anerkenne. Dort war Leben ohne Kameradschaft und völlige Hingabe einfach unmöglich. Was

die Leistung des Frontgeschlechts ausmacht, ist dem einzelnen Mann fraglos und unzerredet von der Lebenswirklichkeit abgefordert worden; er hat es darum auch gegeben ohne das Bewußtsein eines besonderen Verdienstes. Das Größte, Männlichste war ... das Selbstverständlichste. Es hat gewiß oft härteste Willensentschlüsse, ein unvorstellbares Maß von Selbstüberwindung gekostet. Aber auf das Versagen in der Kameradschaft stand in jedem Augenblick die härteste Strafe: Ausgestoßensein und Tod ... Totsein für die Kameradschaft u. U. bei körperlichem Leben. Dies gilt vom neuen Krieg wie vom alten. In der Zwischenzeit freilich war es anders. *Jene äußerste Hingabe des Einzelnen ist nur da selbstverständlich, wo der Mensch an die Grenzen der Not geführt wird.* Nach dem Krieg im Kampf der Freikorps und der SA. oder dort, wo ein Vater, eine Mutter für das Leben ihrer Kinder zu stehen hatten. Der Staat baut, seinem eigentlichen Auftrag gehorchend, feste Grenzen der Zucht und Ordnung um das ganze Volk. Damit bannt er durch Gesetz und Organisation weitgehend die Not. Aber mit dem Rückgang der unmittelbaren Not verliert die Hingabe des Einzelnen jene Selbstverständlichkeit. Die Versuchung, durch Hintertüren aus dem Gemeinnutz in den Eigennutz zu entweichen, wächst. Jeder anerkennt zwar willig, daß sein persönliches Leben Bestand hat allein aus dem Getragensein durch die Volksgemeinschaft. Aber zwischen Erkenntnis und Folgerung liegt eine weite Strecke. Die Folgerung heißt: nicht nur Heimat empfangen vom Volksgenossen, sondern ebenso willig Heimat geben. Heimat empfangen — bis in hundert alltägliche Dinge hinein: das ist die Gabe des Volks an den Einzelnen. Heimat geben — sich willig hergeben mit jeder Kraft: das ist die Aufgabe des Einzelnen gegenüber seinem Volk. Je weniger — verglichen mit dem Frontgeschehen — das Leben selber den Menschen in die Hingabe zwingt, desto mehr muß er einsetzen, um durch Sicherung und staatliche Ordnung hindurch dorthin vorzustoßen, wo immer Not und darum stets „Front" ist. Das Größte, Männlichste ist ... außerhalb des Kriegs eben nicht mehr das Selbstverständlichste. Notzeiten machen den innerlich gesunden Mann wie von selbst groß. Je mehr die Not abnimmt, desto mehr hat er selber zu leisten, um vor seinem Volk in Ehren zu bestehen.

Damit wird die Grenze sichtbar, jenseits derer das, was ein Volk taugt, aus der Verantwortung seines Staates übergeht in die Verantwortung der einzelnen Volksgenossen. Diesseits: Der Staat kann durch Gesetz und Strafe das grobe Ausbrechen des einzelnen aus der Verantwortung verhindern; er kann in vielfältigen Organisationsformen der Erziehung den einzelnen in die Gemeinschaft hereinholen; er kann ihm unablässig ein ehrliches Bild deutscher Lebenswirklichkeit vor Augen stellen; er kann sich selber das „Gemeinnutz vor Eigennutz" als erstes Gesetz geben. Jenseits: So wie an der Front erst hinter dem Befohlenen und Kontrollierbaren das Entscheidende begann, so wächst erst in den täglichen Entscheidungen der Millionen Einzelner hinter dem bloßen Gehorsam gegenüber dem Staat wirkliche nationalsozialistische Lebensordnung. Dieses innerste Gesetz der Volksgesundheit gilt für jeden einzelnen Inhalt des neuen deutschen Menschenbildes.

Zu diesem neuen Menschenbild gehören in vorderster Linie die an unserer deutschen Lebenswirklichkeit abgelesenen harten Sätze: Nicht jeder ist gleich wertvoll für Leben und Bestand des Volks; der Wert des Einzelnen für dies Volk entscheidet sich einzig nach seiner Leistung; Erziehung zur Leistung ist allein möglich im Rahmen der durch Rasse und Vererbung gesteckten Grenzen. Aus einem Schicksal wie dem des deutschen Volks lassen sich keine weicheren Gebote ablesen, wenn man ehrlich bleiben will. Der Staat hat aus diesen Sätzen bereits in weitestem Ausmaß seine Folgerungen gezogen. Die Gesetzgebung über Unfruchtbarmachung der körperlich-seelisch Minderwertigen, über die Erbhöfe zur Gesunderhaltung des eigentlichen völkischen Lebensquells, des Bauerntums, über die Sicherungsverwahrung der Gewohnheitsverbrecher, zum Schutz des deutschen Blutes steht und ist in Kraft. Jetzt ist die Frage, ob jenseits der staatlichen Verantwortung die persönliche jedes Volksgenossen wach wird. Alle Verbreitung der Gedanken um Vererbung und Rasse ist nicht mehr als Aufruf des Staates zur persönlichen Verantwortung; zum Gehorsam „ohne Hintertüren" noch über die staatliche Kontrolle hinaus.

Der dem Tatbestand „Vererbung" angemessene Ernst, der allein ein Vorwärtskommen unseres Volks verbürgt,

ist nur zum einen Teil in die Verantwortung des Staates gelegt; zum anderen, vielleicht entscheidenden Teil, in die der Millionen Volksgenossen. Zum Tragen dieser Verantwortung gehört als entscheidende Voraussetzung, daß nichts von dem, was hier als Wirklichkeit vorliegt, unklar, verworren oder gar zweideutig bleibt. Jede Unklarheit macht hier eine ernste Wirklichkeit „romantisch". Sollte das Wort „Vererbung" zum bloßen Schlagwort werden, so bedeutete dies nicht weniger als den Zerfall der Verantwortung.

Bis in das wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Schrifttum hinein kann man die Aufspaltung des Gesamtfeldes, über dem das Wort Vererbung steht, in zwei Einzelkreise verfolgen. Im einen Kreis herrscht die Unausweichlichkeit der Tatsachen; fast so ernst wie an der Front wird hier der Mensch in die Verantwortung hineingezogen. Es ist der Umkreis der Entartung und Krankheit, in dem man mit Zahlen den Menschen ins Gewissen hämmern kann. Mit dem Unterschied freilich von der Unmittelbarkeit der Front, daß die Folgen der Verantwortungslosigkeit weniger schnell sichtbar werden und oft nicht den Täter selbst unmittelbar, sondern nur mittelbar in seinen Nachkommen treffen. — Aus diesem Kreis führt ohne feste Grenze die Linie hinüber in den anderen, in die Welt des Vererbungsgeschehens bei ganz oder nahezu gesunden Menschen. Und in diesem zweiten Kreis geistern eigenartige Schwierigkeiten und Spannungen um das, was Vererbung heißt. Spannungen, die weit über den Verstand hinausgreifen in die Herzen der Mütter, die Kinder geboren haben, der Lehrer, die sie erziehen sollen. In der Richtung dieser Schwierigkeiten will dieses Buch für Eltern und Erzieher vorstoßen. Es kann Klarheiten schaffen. Es kann nicht schaffen die persönliche Verantwortung, um die es bei alledem geht. Es liegt — wie alle „Aufklärung" — außerhalb der Willensentschlüsse; und ist darum nur Aufruf zur Verantwortung.

Vor dem Eintritt in den zweiten Kreis, den der seelischen Vererbung beim gesunden Menschen, soll einiges aus der Wucht der Tatbestände im ersten Kreis stehen. In ihm tritt — nun in lauter Zahlen gefaßt — noch einmal das Verbrechen in das Bewußtsein des Lesers, das in dem oben besprochenen Satz von der

Gleichwertigkeit aller Glieder eines Volks für Leben und Beschaffenheit des deutschen Volkstums Ausdruck fand. Hinter den Zahlen steht die furchtbare Schwere dessen, was Vererbung heißen kann.[1])

Durchschnittlich entfällt vom Gesamteinkommen einer Familie auf je 1 „Vollperson" (über 15 Jahre) oder 2 Kinder zwischen 9 und 14 Jahren oder 3 Kinder von 1 bis 14 Jahren eine tägliche Verbrauchssumme (für sämtliche Ausgaben) von 2,51 *RM* im Arbeiter-, 3,60 *RM* im Angestellten-, 4,00 *RM* im Beamtenstand. Auf 1 Kind zwischen 1 und 14 Jahren umgerechnet, ergäbe das eine Tagesgesamtverbrauchssumme von 0,83 bzw. 1,20 bzw. 1,33 *RM*. Dies sind also Zahlen für gesunde Familien. Demgegenüber wurde — selbstredend unter Zugrundelegung der Ausgaben für den gesamten Lebensunterhalt, die Unterbringung, die Gehälter der Erzieher und Aufsichtspersonen, der Anstaltsgebäudeunterhaltung usw. — täglich aufgewendet: für 1 Fürsorgezögling der Provinzialanstalten in Berlin 6,87 *RM*; in der Rheinprovinz 6,04 *RM*, im Durchschnitt Preußens 4,85 *RM*. Für einen Krüppel betrug der Kostenaufwand 6,00 *RM*, für einen Trinker in der Heilstätte 4,51 *RM*, für einen Strafgefangenen 3,48 *RM* für den Tag. Der Wahnsinn dieses Zahlenverhältnisses wird erst voll durchschaubar, wenn man nun die Tatbestände der Vererbung hinzunimmt. Greift man hier ganz auswahllos und beliebig in die erdrückende Fülle des Materials, so ergibt sich folgendes Bild. Die Minderwertigen aller Arten vermehren sich viel stärker als die Gesunden. Für Berlin beispielsweise ist das Verhältnis der Kinderzahlen von erbgesunden und erbkranken Familien 1:2. Warum das bei einer Fortsetzung der bisherigen Heiratsgewohnheiten Erbkranker in wenigen Generationen die restlose Zertrümmerung der Volkskraft bedeuten müßte, versteht man bei der Überlegung, daß nach diesen Verhältniszahlen eine gesunde und eine erbkranke Familie mit je einem Kind in der vierten Generation aufweisen würden: die gesunde 1 (!), die erbkranke 8 (!) Kinder. Die Gefahr — sagt der Spießbürger — sei aber deshalb nicht groß, weil es doch viel mehr erbgesunde als erbkranke Menschen in Deutsch-

1) Vgl. dazu Jul. Schwab (von der Mediz. Abteilg. des Preuß. Innenministeriums) in Westermanns Monatsheften, Nov. 1933.

land gebe. Die Statistik sagt zu solcher Selbstberuhigung: es gibt in Deutschland 250 000 Geisteskranke, 300 000 Schwachsinnige, 100 000 Epileptiker, 120 000 Trunksüchtige, 70 000 zum Teil schwerbelastete Fürsorgezöglinge. Auch wenn man — unter den Trinkern etwa — noch einen gewissen Prozentsatz nicht unter die Erbkranken rechnet, bleiben die Zahlen entsetzlich genug. Für die zwei häufigsten erblichen seelischen Krankheitsformen ergeben sich nach einer zusammenfassenden Gesamtrechnung von Luxenburger aus neuester Zeit folgende Zahlen: Ist ein Elternteil schizophren (die Erkrankung, die im Volksmund „Verrücktsein" heißt), so erkranken von den Kindern 10 %; weitere 34—42 % sind seelisch nicht voll gesund; sind beide Eltern krank, ist nur ein Fünftel der Kinder normal. Auf 100 Deutsche kommt 1 schizophren Erkrankter. Bei den manisch-depressiv Erkrankten (Äußerungsformen: Übererregtheit bis zur Tobsucht bzw. Schwermut mit Selbsttötungsgefahr) werden von den Kindern krank: bei einem kranken Elter 33 %, bei zwei erkrankten Eltern 63 %. Auf 250 Menschen der Bevölkerung entfällt 1 manisch-depressiv Erkrankter. Auch die der neuen Vererbungsgesetzgebung gegenüber „Bedenklichen" könnten an solchen Zahlen, statt gedankenlos leichtfertig zu sein, endlich einsehen, daß mit diesem Gesetz nicht mehr aufgenommen ist als ein Wettlauf mit dem Volkstod ... in letzter Stunde. In Amerika ist eine Familie Kalikak zu einer trostlosen „Berühmtheit" gekommen: Ein gesunder Mann heiratet ein schwachsinniges Mädchen. Von den erfaßten 480 Nachkommen dieses Paares sind 30 % schwachsinnig, keine 10 % normal, der Rest Verbrecher, Trunkenbolde, Vagabunden und Prostituierte. Die 496 erfaßten Abkömmlinge desselben Mannes aber aus einer späteren Ehe mit einer gesunden Frau zeichnen sich durch Tüchtigkeit und Klugheit aus. Für den Schwachsinn sind aus einem großen Gesamtmaterial errechnet: bei zwei schwachsinnigen Eltern mindestens 75 %, bei einem schwachsinnigen Elter 50 % schwachsinnige Kinder. Sind beide Eltern normal, aber selbst Nachkommen schwachsinniger Eltern, dann sind unter den Kindern dieser scheinbar Gesunden krank: 33 %. Von 57 Kindern aus 10 Trinkerfamilien waren 25 früh gestorben, 6 Idioten, 5 körperlich mißgebildet, 5 körperlich zurückgeblieben, 5 Epileptiker, 1 mit Veitstanz behaftet ... 10 normal. Von 250 durch Reiter in Rostock

untersuchten Hilfsschülern waren 24% durch Schwachsinn des Vaters, 32% durch den der Mutter, 11,6% durch den beider Eltern belastet. Ein so ausgezeichneter Kenner wie Birnbaum rechnet auf 100 Verbrecher 35, deren Verbrechen im Zusammenhang steht mit angeborener seelischer Entartung. Besonders vernehmlich in diesem Kapitel der Trostlosigkeit reden — wie in der gesamten Vererbungswissenschaft überhaupt — die Fälle der Zwillinge, die aus einem einzigen mütterlichen Ei entstammen.[1]) Erkrankt einer der beiden eineiigen Zwillinge an Schizophrenie, so erkrankt der andere — oft genau in derselben Zeit — in 78 % aller Fälle an derselben Krankheit. Neues erschütterndes Material zur ganzen Frage bringen bei: Finger „Studien an zwei asozialen Zigeunermischlingstypen. Ein Beitrag zur Asozialen- und Zigeunerfrage"[2]); dazu eine zusammenfassende, für Schulung außerordentlich eindrucksvolle Tafel „Volk in Gefahr"[3]); Ritter „Ein Menschenschlag. Erbärztliche Untersuchungen über die — durch 10 Geschlechterfolgen erforschten — Nachkommen von Vagabunden, Gaunern und Räubern."[4])

Selbst wenn man für möglich hält, daß in dieser Liste des Grauens noch einiges steckt, das nicht auf die Wirkung der Vererbung hinweist (so könnte z. B. manches bei den Verwahrlosten der Familie Kalikak auf Verwahrlosung der familiären Umwelt zurückgehen), bleibt die Sprache der Tatsachen zwingend und erschütternd. Im ersten Einzelkreis des Feldes „Vererbung" wird unmittelbar deutlich, was weiter oben „Front" genannt wurde. Diese Front erzwingt — fast so wie die Kriegsfront — die Verantwortung des einzelnen. Nur darf nicht vergessen werden, daß ein großer Teil der hier persönlichst Verantwortlichen selbst krank oder entartet sind; daß damit das Verantwortungsbewußtsein wesentlich herabgesetzt ist. Desto mehr müßte das Elternpaar, das aus Leichtfertigkeit oder gar aus „religiösen" Gründen angesichts der sehr vernehmlich den Willen des Schöpfers aussprechenden Prozentzahlen wie in einer Lotterie auf die wenigen Prozente setzt, in denen aus Krankem Gesundes hervorgeht, einfach der Verfemung verfallen. Früher konnte man sich auf Nicht-Wissen beru-

1) Vgl. Heinrich Kranz, Forschungen u. Fortschritte; 9. Jahrg., Nr. 34.
2) Christ, Gießen 1937. 3) Ebd. 1937. 1 RM. 4) Thieme, Leipzig 1937.

fen, wenn man seinen Kindern die unsagbare Last seelischer Entartung ins Leben mitgab. Das geht heute nicht mehr. Umgekehrt sollte das ganze Volk wissen und anerkennen, daß, wer hier aus freiem Entschluß die Kette seines Geschlechts abbricht, eine Leistung vollbringt, die allem, was an der Kriegsfront geschah, mindestens gleichkommt. Hier ist einer der Orte im Gesamtvolk, an denen — weit über die Reichweite des gesetzlichen staatlichen Eingriffs hinaus — der einzelne seinen Baustein zum Bau des Reichs hergeben kann. Der Ort zugleich, an dem er sein Geschlecht im Untergang noch einmal „vollwertig" macht im Sinn dessen, was nach dem neuen deutschen Menschenbild wertvoll für die Nation ist.

Ohne feste Grenze führt der Weg aus dem Feld der Vererbung krankhaften Seelentums hinüber in den Raum der Gesundheit. Von den Schwierigkeiten und Spannungen hier ist dort nichts zu spüren. Dort herrscht so sehr die Tatsache „Vererbung" vor, daß jedes Fragen, das über die Verantwortung für Zeugung und Geburt hinausgreifen will in das „Nachher", in Erziehung und Gestaltung, zurückgerufen wird durch die entscheidende Frage: Darfst du überhaupt Kinder haben? Im Felde gesunden Seelentums ist das anders. Hier herrscht neben der Verantwortung für das Dasein des Kindes die Gewißheit, daß jenseits der Grenze der Geburt eine zweite Verpflichtung wartet, die im Kind-Elternverhältnis nie ein Ende findet und zum ernstesten und schönsten Sinn alles menschlichen Daseins gehört.

Was ist mit Zeugung und Geburt geschehen? Was ist festgelegt, was schicksalhaft für mein Kind unausweichlich geworden, dadurch daß es mein Kind wurde? Was bleibt mir zu tun und zu verantworten übrig, wenn das neue Menschlein da ist? Wo ist der Raum der Erziehung, wo Recht und Pflicht zur Gestaltung? Gibt es einen Ort der Freiheit, an dem mein Kind einst und oftmals wird selber entscheiden müssen, ob es bergan oder bergab schreiten will im Leben? Oder ist das Tor zur Freiheit ein für allemal zugeschlagen in dem Augenblick, da ich seinen ersten Schrei hörte? Es gibt keine echte Mutter, in der nicht — gleichviel ob ausgesprochen oder einfach hart erlebt — diese Fragen wach sind ... wach oft bis zum Schmerz.

Da stehen als Antwort zuerst die Worte Rasse und Vererbung. Hart, unbarmherzig ... die beiden Tore zur Freiheit, deren Schloß im Augenblick der Zeugung einschnappt. Beide bedeutend, daß mit der Geburt dem neuen Menschen ein bestimmter Stil seines Körperaufbaus gegeben ist, und mit ihm zusammengehörend eine unausweichliche seelische Artung. Da steht zugleich am Lebensweg von Mutter und Kind die unumstößliche Gewißheit, daß Gebären nur der Anfang ist einer nimmer aufhörenden Verantwortung. Ja, wenn alles diese Gewißheit umstoßen könnte, eines ließe sie ewig wiederaufstehen: die furchtbare Last des Versäumnisses, das Gefühl, einmal an seinem Kind das nicht getan zu haben — in Liebe oder Härte —, was hätte getan werden müssen. Das Herz der Mutter ist die Waage. In der einen Schale liegen die Worte Rasse und Vererbung, in der anderen jene Gewißheit. Wohin wird sie ausschlagen, wenn dies Herz wahrhaftig bleibt? Wo Entartung vererbt wird, braucht niemand mehr nach dem Schwergewicht zu fragen. Da reißt der Jammer von Mutter und Kind Tag für Tag die Schale „Vererbung" in die Tiefe. Wie ist das beim gesunden Menschen?

Ist auch bei ihm bestimmt, welche Richtung sein Leben einschlagen, nach welchen Zielen sich sein Wille strecken, welche Lebensinhalte seine Seele leidenschaftlich ergreifen wird? Ob sein Volk eines Tages Ja oder Nein zu seinem Dasein sagen muß? Ob dieses begonnene Leben vor Gottes Gericht gut oder böse gewesen sein wird, wenn es zu Ende geht? So beglückend es ist, das eigene Sein als Ring eingespannt zu wissen in die Kette der Geschlechter ... so ernst zugleich für den, der dem Wissen um Vererbung da nicht ausweicht, wo es nicht mehr beglückend sondern beklemmend zu werden beginnt. Drohen im eigenen Blut alle Irrwege, jedes Versagen der Ahnen wieder als ein Unausweichliches? Ist dem Menschen am Ende der Kette alle Erfüllung vergangenen Lebens, alle Güte und Größe als ein Geschenk in den Schoß gelegt? Der Weg durch den ersten Kreis der Vererbung ließ spüren, was es hieße, wenn die Worte Vererbung und Rasse nur zu einer schönen und gelegentlich gern gehörten Begleitmusik des Daseins oder zu einer Mode würden, die morgen oder übermorgen gewechselt werden kann. Und eine so billige Antwort wie die: „Wenn

ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen", würde zur bloßen Leichtfertigkeit, wollte man sie den fragenden Müttern geben.

Im tiefen Wissen der Dichter weist das Wort Erbe immer in drei verschiedene Richtungen. Damit ist keine eindeutige Antwort gegeben auf die Fragen der Mütter; aber das Feld ist abgesteckt, in dem die Antwort gefunden werden muß. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Oder E. G. Kolbenheyer im Gedicht „Das Erbe":

Liegt nicht auf meinen Schultern schwer
ein Sack voll Erden?
Von meinen Vätern stammt sie her,
die wieder mußten werden
Erde, daraus sie ihre Zeit
gewannen Sättigung und Leid,
leidvolles Sehnen.

Pulst nicht in meinem Blute loh
lodernd ein Lieben?
Von meinen Müttern, bang und froh,
ist mir das Feuer blieben,
das sie verzehrte ihre Zeit
und ihre Herzen machte weit
vor heißem Sehnen.

Was meine Brust aus tiefstem schwellt,
war ihr Verlangen;
ein Drang und Traum der Väterwelt
saatweis ist aufgegangen
in mir und fruchtet meine Zeit,
bis all ihr Erbe ist befreit
und all ihr Sehnen.

Dreierlei ist darin gesehen: Einmal das Wissen, daß aus dem eigenen Blut etwas wächst, ohne Zutun des Menschen und der anderen um ihn her, das ihn dem Vater, der Mutter, dem Ahn und deren Wesensart urverwandt macht. Erbe als Schicksal und Gabe, schwer oder leicht zu tragen; sicher unausweichlich. Dann: das Wissen, daß als Gabe und Auftrag durch die Geschlechterketten hindurch in das persönliche Leben weiterwirkt, was die Vorfahren aus ihrem Leben machten: was sie über sich gewannen, worin sie versagten, was sie mit sich selber

durchkämpften und erlitten; worin sie — über ihr eigenes Dasein hinaus — Familiensitte, Lebensstil, Haltung erzeugten; wofür sie sich einsetzten und hergaben. *Erbe, nicht durch Zeugung und Geburt weitergegeben; und doch von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt* ... Oder auch verloren, vergeudet, verraten. Ein Erbe, demgegenüber es nicht bloßes Hinnehmen gibt; das jedes Geschlecht neu erkämpfen muß, „erwerben, um es zu besitzen". Statt Gabe allein: *Auftrag und tiefste Verpflichtung*, es nicht schlechter zu machen im Leben ... ja, es vielleicht weiterzutreiben, höher und tiefer ... „bis all ihr Erbe ist befreit und all ihr Sehnen". Zuletzt, beides übergreifend, die Gewißheit, daß zwar die Welt von Epoche zu Epoche ihr Gesicht wandelt, daß aber *in allem Wandel wenige Uraufgaben und -schicksale bleiben*, die ewig erfüllt und getragen werden müssen, wo deutsche Menschen ins Leben gestellt sind; daß der Lebende den toten Vorfahren darin ganz nahe ist, von ihnen gehalten, solchen Lebens nicht weniger tapfer Herr zu werden als die Vorvorderen, um der Nachfahren willen.

Das ist die Antwort der Dichter. Sie umfaßt alles. Und doch bleibt ihr gegenüber das Fragen der Mütter laut. Ist es dem Menschen so gesetzt, daß er keine klare Antwort haben soll? — daß „Erbe" ewig unauflösbar bleibt in der Verschlingung von gleichen Lebensaufgaben, dem durch Erziehung Weitergegebenen und dem durch Zeugung unentrinnbar Gewordenen? Dann hätten die recht, die da sagen: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen": die hier am eigentlichen Fragepunkt kurzerhand das Wort „Mythus" von denen entlehnen, die es damit ernst meinen, es einschieben und ihm keinen anderen Sinn lassen als den einer erfühlten... Unklarheit. Dann bliebe wieder dem persönlichen Geschmack überlassen, was so ernst ist und die Mütter so umtreibt. Dann geisterte schon wieder der Tod der Verantwortung. Wo eine Mutter spürt, daß ihr Herz die Waage ist, *verlangt sie mehr als die bloße Hoffnung, das Leben selber werde sie schon lehren, wie es um die Verteilung der Gewichte steht.*

Man sollte meinen, in den *Aussagen der Wissenschaft* herrsche statt der Schwierigkeiten und Spannungen Eindeutigkeit und unwiderlegbare Klarheit. Daß dem keineswegs so ist, kann

vielleicht am klarsten zunächst am Begriff „Rasse" gezeigt werden. Später tritt der Begriff in unseren Erörterungen ganz zurück gegen den des „Erbcharakters"; erst im 3. Kapitel wird der Frage nach dem Zusammenhang von Rasse- und Erbcharakteren ausführlich nachgegangen.

Was heißt „Rasse"? Unmißverständlich sagt Günther[1]): „Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, welche sich durch die ihr eignende Vereinigung leiblicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen (in solcher Weise zusammengefaßten) Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt. Eine Rasse ist also eine in sich erbgleiche Menschengruppe." Kernstück dieser Bestimmung ist: die Zusammengehörigkeit eines körperlichen Baustils mit einer festen seelischen Artung und die Weitergabe von beidem von Geschlecht zu Geschlecht durch Vererbung. Dieser Tatbestand ist zugleich Grundlage nationalsozialistischen Wissens vom Menschen; auf der die ganze neue Gesetzgebung steht. Gegen jeden Versuch, das in einer Generation durch Erziehung und Kultur erworbene seelische Eigentum eines Volks als vererbbar anzusehen, wendet sich Bavink[2]) schroff: er redet von der „Meinung, daß die die Kultur ausmachenden objektiven Faktoren, d. h. also die gesamte geschichtliche Tradition eines Volkes, seine erziehlichen, sozialen, politischen, hygienischen usw. Einrichtungen, seine Philosophie und Weltanschauungsmächte usw. auf dieses Volk genotypisch[3]) gestaltend wirkten, anders gesagt, daß die erbliche Beschaffenheit unserer Kinder wie überhaupt des kommenden Geschlechts von diesen Faktoren direkt abhinge. Diese Meinung, so selbstverständlich sie bis heute der Mehrzahl besonders unserer Geisteswissenschaftler und Kirchenmänner, aber ebenso auch unseren Sozialisten und soziologischen Ideologen, unserer Lehrerschaft und zahllosen Hygienikern ist, diese Meinung beruht auf einer schlimmen Verwechslung der phänotypischen[4]) Gestaltungskraft der Umwelt mit einer nicht vorhandenen

1) Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. 44.—66. Tausend. München 1933; S. 11.

2) Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung; Jahrg. 9 (1933), S. 271f.

3) D. h. die Erbmasse; d. Vf.

4) D. h. am einzelnen, schon geborenen Menschen wirkenden; d. Vf.

genotypischen." In der Wendung ins Erzieherische drückt Ernst Krieck[1]) denselben Tatbestand so aus: „Durch das Volkstum zieht sich der rassisch bestimmte Blutstrom als Unterströmung alles bewußten und geformten Lebens durch die Jahrtausende hin, die Geschichte, den Charakter und das Schicksal bestimmend ..." Und: „Das Grundgesetz des leiblichen wie des seelischen Wachstums ist die rassische Anlage, die jeder einzelne aus seiner herrschenden Stammrasse mitbringt. Aus der Rasse empfängt jeder Art und Richtung, aber auch Maß und Grenze seines persönlichen Werdens, wie auch die innere, schicksalhafte Zusammengehörigkeit, die Verbundenheit nach Art, Haltung, Richtung und Wertsystem mit seinesgleichen, und zwar sowohl im gegenwärtigen Zustand, wie in der Kette aufeinanderfolgender Geschlechter."

Dies alles ist ganz und gar unmißverständlich. Aber keiner Mutter Liebe würde sich jemals damit zufrieden geben, zu wissen, daß mit der Geburt Geschichte, Charakter, Schicksal, Art, Haltung, Richtung und Wertsystem ihres Kindes ... also scheinbar sein ganzes künftiges Leben bereits festgelegt sei. Zum Glück und Stolz ihres Lebens wie zum Gefühl ihres besonderen Auftrags vom deutschen Volk gehört über das Gebären ihrer Kinder hinaus die Gewißheit, daß auf dem ganzen Weg ihres Kindes durch die Jugendzeit ihre Pflichterfüllung, ihr Heimatgeben, ihre Liebe es sind, die darüber mitentscheiden, ob und wie dieses Kind einst als Mann und Frau für Deutschland stehen wird. Ihr Herz ist nach wie vor die Waage; und sie will wissen, was das hier heißt: rassisch bestimmtes Schicksal, Haltung und Wertsystem. Ist es das Ganze, schlechthin Entscheidende? Liegt alles Gewicht auf der Schale „Vererbung—Rasse"?

Dieser Frage gegenüber muß eines von vornherein unzerredbar klar sein: entweder alle eben gegebenen Anführungen entsprechen wirklichen wissenschaftlich unanfechtbaren Tatsachen der Rassen- und Vererbungskunde; dann bleibt unausweichlich, den Inhalt des durch Rasse- und Erbzugehörigkeit fest Gegebenen darzustellen. Oder: es gibt keine festlegbare Verantwortung um die Worte

1) „Nationalsozialistische Erziehung". 2. Aufl. Osterwieck 1933; S. 3 u. 5.

Rasse und Vererbung. Dies wird hier deshalb mit aller Schärfe zum Ausdruck gebracht, weil sonst unvermerkt die Grenzen der Klarheit und damit die des Sichverantwortlichfühlens verwischt werden. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen" ... damit läßt sich, wo es um so entscheidende Dinge geht, keine Verantwortung lebendig erhalten. Die folgenden Ausführungen stammen alle wie auch die vorhergehenden aus dem Jahr 1933; also aus einer Zeit, in der man wieder den Willen hatte, die Dinge ernst zu nehmen. Sie sind gewiß geschrieben aus der Empfindung, daß mit der Behauptung, mit der körperlichen Rassezugehörigkeit sei auch seelisches Wesen bestimmt, nur die eine Hälfte der Wahrheit erfaßt ist. Aber: diese eine Hälfte ist Wahrheit. Und: die andere Hälfte läßt sich nicht dadurch gewinnen, daß man an dieser Wahrheit Verwischungen vornimmt, Abstriche macht; kurz: sie allmählich in ein Nichts auflöst. Dann hat man statt zweier Hälften einer ganzen Wahrheit zwei halbe Wahrheiten. Und halbe Wahrheiten sind allemal Unwahrheiten.

Wie die Verwischung aussieht, zeige wieder das Beispiel der „Rasse". Unaufgebbare Grundlage bleibt: die Zusammengehörigkeit eines bestimmten körperlichen und seelischen Erscheinungsbildes für jeden Zugehörigen einer Rasse. Nun kann innerhalb der Bevölkerung Deutschlands höchstens noch mit 12—15 % reinrassiger Menschen gerechnet werden. Deshalb nötigt die bestehende Vermischung der in Deutschland vorkommenden Rassen zu der Unterscheidung von Erscheinungsbild und Erbbild: im Erscheinungsbild eines Menschen kann eindeutig eine Rasse vorwiegen, während in Wirklichkeit — im Erbbild — nicht sichtbare, aber im Erbgang weitergebbare Bestandteile einer anderen Rasse vorhanden sein können. Nun ist es so, daß bei Rassemischung im Erscheinungsbild z. B. die nordische Rasse gegenüber einer Reihe anderer Rassen den kürzeren zieht: der hohe Wuchs wird verdeckt durch den niederen, der schlanke durch den gedrungenen, helle Haare und Augen durch dunkle, Langköpfe durch Kurzköpfe. Gehört nun grundsätzlich Seelisches und Körperliches im Begriff Rasse zusammen, so wäre immerhin Grund zur Annahme, daß bei solcher Überdeckung im Erscheinungsbild auch die entsprechenden seelischen Züge der überdeckenden Rasse vorwiegen müssen. Ge-

wiß hat Lenz recht, wenn er auf Grund der eben genannten Unterscheidung von Erscheinungs- und Erbbild die Feststellung macht[1]): „Das deutsche Volk ist in der Hauptsache von nordischer Rasse; das Bild dieser Rasse ist nur da und dort durch Beimischung anderer Einschläge getrübt. Auch ein dunkelhaariger Deutscher hat mit größter Wahrscheinlichkeit überwiegend nordisches Erbgut, und auch er hat ein Recht, sich als Angehöriger der nordischen Rasse zu fühlen." Aber diese Sätze gelten für die Möglichkeiten der Vererbung; nicht jedoch für das körperlich-seelische Erscheinungsbild. Alle diese Tatbestände legen ausnahmlos fest den Grundsatz der Gebundenheit an eine mit dem Dasein eines einzelnen Menschen gegebene, nicht beeinflußbare Erbmasse. Und in diesem Grundsatz sind sich alle führenden Erbforscher des ganzen Erdballs heute einig. Eigenschaften, die im Laufe des Lebens erworben sind, können nicht vererbt werden. Ein einwandfreier Nachweis einer geschehenen Vererbung erworbener Eigenschaften ist bis heute nicht geglückt.

Verwischung der Tatbestände statt Auffindung der vollen Wahrheit findet deshalb gerade da statt, wo an diesen der gesamten Erbforschung gemeinsamen Thesen irgend etwas abgemarktet wird. Dieser Fall tritt ein, wenn z. B. P. E. Petzold[2]) auf seine Frage, „ob es nicht durch Selbsterziehung des Elternpaares möglich ist, in sich selbst das nordische Blut so zum Vorherrschen zu bringen, daß die Möglichkeit, ein nordisches Kind zu bekommen, als fast sicher angesprochen werden kann", selbst die Antwort findet: „Uns Menschen ist es möglich, durch die Lebensgestaltung von Mann und Frau so auf das werdende Wesen einzuwirken, daß wir dessen seelische und körperliche Eigenschaften entscheidend nach unserem Willen beeinflussen." Wohlgemerkt: das werdende, nicht das schon geborene Wesen; es wird also der von der Natur vorgeschriebene Erbgang beliebig beeinflußbar; die Rasse wird „wählbar", wenn sie nur in dem Rassegemisch der Eltern überhaupt angedeutet ist. Das heißt denn doch wohl nichts anderes, als der menschlichen Freiheit ein Tor auftun, das durch die gesamte Erbwissenschaft pflichtgemäß verriegelt

1) „Frankfurter Volksblatt" vom 14. Februar 1933.
2) Im Illustr. Beiblatt des Frankf. Volksblatts; 1933, Nr. 49.

ist, und damit der Verantwortung ihren großen Ernst nehmen. Man denke sich doch einmal dieses Rezept einem beiderseits mit Schizophrenie belasteten, selbst jedoch nicht schizophrenen Ehepaar gegenüber, oder gegenüber all den Menschen, von denen S. 9 ff. die Rede war. Denn einen Unterschied der Gesetze der Vererbung zwischen gesunden und kranken Menschen hat noch niemand behauptet.

Scheinbar liegt auch bei Ernst Krieck eine solche Verwischung vor. In Wirklichkeit kommt durch seine Fassung besonders deutlich heraus, wo die Frage und wo die Aufgabe liegt. In jedem erreichten Entwicklungsstand eines Menschen sieht er drei Wirkkräfte ineinandergreifen: „die spontane Eigenheit und rassische Triebkraft, die der Person erblich mitgegeben ist; die natürlichen Lebensbedingungen der Umwelt und endlich die Einflüsse aus der Gemeinschaft.“ [1]) Von dieser soeben als „erblich mitgegeben“ bezeichneten rassischen Triebkraft, der zudem früher (S. 16 f.) die Bestimmung über Geschichte, Charakter, Schicksal und Wertsystem zugeteilt war, wird wenige Sätze später gesagt: „Setzen wir aber auch, die spontane Triebkraft sei in einem beliebigen Entwicklungszustand meßbar, so wäre dann doch nichts darüber entschieden, ob diese spontane Kraft angeboren und auf allen Entwicklungsstufen gleich und unveränderlich sei. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie von den natürlichen Wachstumsbedingungen und den vorherigen erzieherischen Einflüssen mitbedingt ist.“ Da das Erbe als das Unveränderliche angesehen werden muß, liegt hier ein Widerspruch vor; oder der Begriff „spontane Kraft“ weist im zweiten Satz in eine ganz andere Richtung als im ersten. Wohin, das wird an anderer Stelle deutlich. Krieck unterscheidet nämlich innerhalb des Wachstums — als „Entwicklung während der besonders entwicklungsfähigen Jugendzeit“ — leibliches und seelisches Wachstum. Vom leiblichen heißt es: „Es vollzieht sich in der Hauptsache selbsttätig“; „der mögliche Typus der leiblichen Ausbildung ist durch die Anlage durchaus vorbedingt.“ Im scharfen Gegensatz dazu wird vom seelischen Wachstum ausgesagt: „Gewiß ist auch hier die individuelle Grundlage, „Entelechie“ [2]) konstant

1) „Nationalsozialistische Erziehung“; S. 6.
2) D. h. Zielrichtung; d. Vf.

und unveränderlich." Aber: „das seelische Wachstum ist in weit höherem Grade dehnbar, wandelbar und abhängig von der erzieherischen Einwirkung"; „der seelische, soziale, völkische, religiöse Typ wird wesentlich durch die erzieherische Einwirkung hervorgebracht." [1]) Damit stehen — so wie die beiden Schalen auf den Herzen der Mütter als Waage — messerscharf zwei Tatbestände gegeneinander: es gibt eine durch Rasse und Vererbung fest bestimmte körperlich-seelische Artung; und: es gibt dennoch — trotz Rasse und Vererbung — einen Raum der Freiheit, der noch offenen Möglichkeiten. Wäre das ganze Schicksal, alles was an einem Volk in einer Epoche seiner Geschichte je und je geschieht, inhaltlich vollkommen durch die rassische Zusammensetzung bestimmt, so wäre unfaßlich, wie ein Volk wie das deutsche, mit seinen geschichtlichen Höchstleistungen und einem nordischen Blutbestand von 55 bis 60 % (Günther), an den Abgrund hätte kommen können, an dem wir knapp vorbei sind. Und gerade unser Rassestolz würde sich aufbäumen dagegen, fremdrassischen Elementen in unserem Lebensraum — so ungeheuer ihre Schuld ist — die ganze Schuld zuzuschieben; das wäre nichts anderes als das Zugeständnis des Schwächerseins unserer Rassen gegenüber der fremden. Und es wäre nicht minder unfaßlich, daß ein Volk am Abgrund sich derartig zusammenreißen kann wie das deutsche . . . von einem Jahr zum anderen. Auch hier zeigt sich, daß trotz der Bindung in Blut und Erbe ein Raum der Freiheit besteht, in dem es ein selbstgewähltes Aufwärts und Abwärts gibt; verschuldeten Niedergang und gewollten Aufstieg. Schuld und ihr Gegenteil gibt es aber immer nur in diesem Feld menschlicher Freiheit. Oder soll man das Wort Schuld sich dadurch ersparen, daß man die vergangenen 20 Jahre als eine Zeit der Herrschaft der 40 % nichtnordischen Bluts über 60 % nordisches Blut in unserem Volkskörper ansieht? Rein rassisch bestimmt, fiele dann der Niedergang nicht unter den Begriff „Schuld"; aber das bedeutete wieder die Unterlegenheit des nordischen Bluts, in dem unser Volk mit Recht eine Quelle größter Kraft sieht; und der Aufstieg wäre nicht minder unbegreiflich als zuvor. Ein in seiner ganzen Inhaltlich-

1) S. 4f.

keit durch das Blut bestimmtes Schicksal kann nicht heute so, morgen so laufen.

Aus alledem ist zu entnehmen, daß die Frage der Mütter sich in der Wissenschaft wiederholt. Sie geht — hier wie dort — aus von der Gewißheit, daß durch Vererbung jedem neuen Menschen ein körperlicher Baustil und eine zu ihm gehörende Wesensart gesetzt sind. Dieses Wissen gehört zum uralten Weisheitsbestand der Menschen; in hundert kleinen Gebärden wie in der gesamten Körperlichkeit des anderen offenbart sich ein Seelisches; und zwar so, daß das Geoffenbarte, die Seele, keinen anderen Stil zeigt als das Offenbarende, der Körper und seine Bewegungen. Vererbungswissenschaft und Rassenkunde nehmen nur dieses Wissen auf, graben in die Tiefe und fragen nach den Gesetzen, die hier walten. Die Frage selbst aber ist durch die zweite Tatsache, nämlich die des Offenbleibens von Entwicklungsmöglichkeiten, scharf und klar noch einmal gestellt: Was ist durch Vererbung festgelegt, und was bleibt freigegeben?

Die Antwort selber gibt das zweite Kapitel. Wie sie ausfallen wird, läßt sich an dieser Stelle nur vorwegnehmend durch ein Bild andeuten. Was von seiner körperlich-seelischen Artung der Mensch ins Dasein durch Rasse und Vererbung mitbringt, gleicht einem Gefäß von bestimmter Größe, Fassungskraft und Gestalt. „Vererbung" heißt der Töpfer, der dieses Gefäß anfertigte. Im Augenblick der Geburt ist dieses Gefäß leer; nichts als Gefäß. Nur eines ist gewiß: daß jeder Inhalt, der in es gegossen wird, der Form des Gefäßes sich anpassen und fügen muß. Dazu gehört auch, daß nicht jeder Inhalt in das Gefäß „gehört". Sirup in einer feingeschliffenen Vase ist stillos. Und endlich gibt es Inhalte, die überhaupt nicht in das Gefäß gehen: ein Eisenblock geht nicht in eine schlanke Glasröhre (s. S. 51 ff. und 108 ff.). Dieses Gefäß „Seele" ist nun ins Leben gestellt. Umwelt und Mitmenschen kommen und füllen es unablässig, bald mit bewußter Absicht bald ohne sie, mit hundertfältigen Inhalten. Ewig wechseln die Inhalte; immer bleibt gleich die Form, die sie umgreift ... das Gefäß „Seele". Das Bild hat seine Mängel wie die meisten Bilder. Sie sollen hier sogleich beigefügt werden, um Mißverständnisse — noch ehe die Sache selber gezeigt ist — zu vermeiden. Es war gesagt: Umwelt und Mitmenschen füllen das Gefäß; ewig wechseln die In-

halte. Darüber darf nicht vergessen werden, daß dieses „Gefäß" ein Lebendiges ist; also nicht nur aufnimmt, sondern auch ausgreift, sich selber Inhalte sucht, wählt, verwirft. Und: daß von jedem Inhalt, der einmal in dem Gefäß da war, Bestände übrig sind, die sich dem neuen Inhalt mitteilen, ihm ihre Farbe aufprägen und von der seinigen geprägt werden.

Rasse und Vererbung stellen den Menschen auf einen fest umgrenzten Raum. Sie geben ihm den Lebensboden, aus dem er nie ausbrechen darf. Rasse und Vererbung als Gabe schaffen den Raum für die Aufgabe. Immer bleibt der Raum derselbe; ewig wechseln die Aufgaben, die in ihm der Mensch sich selbst und sein Volk ihm stellen. Im gleichen Raum können die Aufgaben gut und schlecht gelöst werden. Bei Entarteten und Erbkranken ist schon der Lebensboden unfruchtbar; dann hilft auch der ausgelesenste Same nicht zu wertvoller Frucht. Bei Gesunden ist der Boden in Ordnung; es kommt entscheidend darauf an, ob es auch der Same ist, der in ihn kommt. So wie der tüchtige Bauer stets um Boden und Samen zugleich weiß und um ihr Zueinandergehören oder ihr Nichtzueinandergehören, so will auch eine Mutter wissen, welcher Same in den Lebensboden ihres Kindes taugt. Dazu muß sie den Boden kennen. Von ihm allein spricht das zweite Kapitel. Erst dann kann mit Recht gefragt werden: Warum Erziehung trotz Vererbung?

Zweites Kapitel.

Was wird vererbt?[1])

1. Die richtige Stellung der Vererbungsfrage.

Im ersten Kapitel wurde gezeigt, daß, wo die Dichter von „Erbe" reden, immer in das eine Wort drei Tatbestände zusammengebunden sind: 1. Erbe als Schicksal und Gabe, schwer oder leicht zu tragen; immer unausweichlich. 2. Erbe, nicht durch Zeugung und Geburt weitergegeben; und doch von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt ... oder auch verloren, vergeudet, verraten; statt

1) Die in diesem Kapitel vorgetragene Lehre von der Vererbung ist ausführlich dargestellt und nach ihren Folgerungen entwickelt in dem Buch des Verfassers: „Vererbung als Schicksal". (Vgl. Literaturverzeichnis.)

Gabe allein: Auftrag und tiefste Verpflichtung, es nicht schlechter zu machen im Leben, ja es vielleicht weiterzutreiben, tiefer und höher. 3. Erbe als Gewißheit, daß Ahn und Nachfahr ewig verbunden sind in der Erfüllung der wenigen Uraufgaben und -schicksale, die dem Menschen gesetzt sind. Aufgabe des zweiten Kapitels ist demnach, die Frage zu beantworten, wie weit das reicht, was oben unter 1. steht: „Erbe als Schicksal und Gabe, schwer oder leicht zu tragen; immer unausweichlich." Da die Rassenseelenkunde bis heute der Frage nach der Auseinanderlösung von Erb- und Umweltschicksal noch wenig nachgeht, sondern hauptsächlich Menschen einer bestimmten Rasse in ihrem gesamten seelischen Sein beschreibt, werden ihre Aussagen über die Reichweite des durch Vererbung Festgelegten vorläufig zurückgestellt und die Antwort gesucht bei der Erbcharakterkunde. Erst dann wird nötig sein, die Tatbestände der einen und anderen Wissenschaft auf ihr Zusammenstimmen hin zu prüfen (vgl. 3. Kapitel). Ebenso werden vorderhand abgeschaltet alle Fragen nach dem Zusammenhang von körperlicher und seelischer Gestalt. Es lohnt sich jedoch für den Leser, fortlaufend durch das ganze Kapitel sich selber zu fragen, ob ihm nicht längst vor aller wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Erbcharakterkunde geläufig ist, daß zu den hier darzustellenden Erbcharakteren ganz bestimmte Formen des Körperbaustils, der Handbewegungen beim Reden usw. gehören. Dennoch sei schon hier am Beispiel gezeigt, wie tief die Zusammenhänge greifen. Wer oft vor der Aufgabe stand, Körperbaudiagnosen zu stellen, vor allem Gesichter und Schädel genau zu betrachten, weiß, daß die Regel, die er dabei entdeckt, lautet: Ein Gesamtkörper ist im allgemeinen in allen seinen Einzelteilen beherrscht von einem bestimmten Baustil. Zu einem rundlichen Kopf paßt keine lange scharfgeschnittene Nase; auf einen kleinen schlanken Körper gehört kein rundlich-voller Kopf mit kurzem breitem Hals. Auch wenn zwei Rassestile durch Vater und Mutter im Körper des Kindes zusammengekommen sind, ist die Regel, daß daraus ein einheitlich wirkender neuer Gesamtstil entsteht. Von dieser Regel gibt es Ausnahmen; man findet hin und wieder Köpfe, aus denen einem — kein Haar anders als etwa aus einem während verschiedener Stilperioden erbauten Dom — auf den ersten Blick zwei verschiedene Baustile entgegenschauen. Eine Nase, ein Haar-

wuchs, eine Kinnbildung, die zu allem anderen einfach nicht passen. Man fragt wohl lachend den anderen: wo hast du deine Nase her? und stellt bei sich fest, hier sei die Erbmasse „nicht recht umgerührt" worden. Bei längerer und gewissenhafter Übung kann man mit derartigen Menschen, fast stets ohne fehlzugehen, folgenden „Versuch" machen. Hat man sie zuvor mit bestimmten Erbcharakteren vertraut gemacht und fragt sie nun, welchem Erbcharakter der Vater, welchem die Mutter zugehöre, dann genügt dieses Wissen um die rein seelische Verschiedenheit der Eltern, um nun dem Sohn Zug um Zug am Gesicht abzulesen, in welchen Gesichts- (und Gesamtkörper-)teilen er dem Vater, in welchen der Mutter gleicht. Dem, der dies zum erstenmal miterlebt, kommt alles vor fast wie die „schwarze Kunst". Dabei handelt es sich für den Vererbungsforscher um nichts anderes als alltäglich Erfahrenes. In „schwarze Kunst" schlägt freilich das Ganze in dem Augenblick um, in dem unkritische und ungeschulte Laien nicht genau wissen, aus welchen seelischen Tatbeständen sie solche Rückschlüsse ins Körperliche tun dürfen, aus welchen nicht. Es ist da nicht anders als mit der Handschriftenkunde. Sie ist heute wissenschaftlich geprüft und gesichert. Nur leichtfertige Laien wagen immer noch, dem Schreiber aus seiner Schrift auch solche Dinge zu sagen, wie: welches Gericht er gerne ißt; wieviel er verdient oder wann seine Großmutter gestorben ist. Unter dem Gesichtspunkt der körper-seelischen Zusammenhänge gesehen, würde die Frage von oben, nach dem Erbcharakter, dem Erbe im eigentlichsten Sinn lauten: was vom seelischen Gesamtsein eines Menschen gehört mit seinem Körper zusammen? Aber diese Frage wird hier noch zurückgestellt. *Gesucht sind vorderhand allein die ererbten seelischen Urformen.*

Es ist noch nicht lange her, daß die Antwort auf diese Kernfrage des vorliegenden Buchs schlechterdings unmöglich schien. Nie steht in irgendeinem Lebensaugenblick ein Mensch so vor einem, daß sich von seinem Verhalten direkt sagen ließe: dies ist der Anteil des Erbes, dies der der Erziehung oder des sonstigen Umweltschicksals an diesem seinem Augenblick. Es ist eben *ein* Augenblick und *ein* Verhalten, Erleben, Stellungnehmen, Urteilen. Kann man nicht durch diese Einheit hindurchschauen, bleibt alle Hoffnung auf eine Antwort umsonst. Nur kritiklose Kurzsichtig-

keit will hier einfach mit dem alten Ursatz der Vererbungslehre weiterkommen: wo in Eltern- und Kindergeneration Gleichheit der Eigenschaften, Verhaltensweisen usw. sei, da sei Vererbung. Das Urteil, dieser Satz sei mehr eine Bremse und Anlaß zu Um- und Irrwegen der menschlichen Vererbungsforschung gewesen als Hilfsmittel zur Klarheit, steht heute fest. *Warum das? Weil man nicht sah, daß zwar in Pflanzen- und Tierwelt* der Satz sehr brauchbar ist; daß beim *Menschen aber grundsätzlich andere Verhältnisse vorliegen.*

Das gilt schon im Körperlichen. Bei Pflanzen- und Tierzüchtungsversuchen weiß man im voraus aus aller Erfahrung, daß die körperliche Gestalt bis in alle Einzelheiten hinein weitgehendst abhängt vom ererbten Baugesetz. Dort gilt der Satz: Eigenschaftsgleichheit, *also* Vererbung. Die verhältnismäßig wenigen Änderungen an Tier- und Pflanzenkörper, die von der Umwelt her bedingt sind, lassen sich leicht im Versuch feststellen; so daß sie jedenfalls keine Einschränkungen in der Anwendbarkeit des Satzes zur Folge haben müssen. Schon im Körperlichen ist das alles beim Menschen anders. „Wie er räuspert und wie er spuckt, das habt Ihr ihm glücklich *abgeguckt*." Das Wort gilt nicht nur für Wallenstein und seine Soldaten; es gilt ebensosehr und mit viel größerer Reichweite für Vater und Sohn. Was jedoch „abgeguckt" ist, ist zwar gleich, aber nicht vererbt. Das Tier kann im allgemeinen nichts „abgucken"; die Pflanze ohnehin nicht. Der Mensch aber kann lernen, nachahmen. Die Regel: Gleichheit, also Vererbung, ist demnach schon innerhalb der Reichweite des Körperlichen anwendbar nur da, wo sicher ist, daß nichts Angelerntes vorliegt. Immerhin lassen sich im Körperlichen des Menschen die Dinge noch verhältnismäßig leicht auseinanderhalten; zumal bloß Erworbenes nie die unveränderliche Festigkeit zeigt wie Ererbtes.

Viel schwieriger wird die Sache im Seelischen. Dort wird erst voll sichtbar, wie entscheidend der Unterschied zwischen Pflanze—Tier und Mensch ist; wie gefährlich darum die ungeprüfte Anwendung der Regel im Gebiet menschlicher Erblehre. Es gibt heute innerhalb der Tierkunde einen besonderen Zweig, die Umweltforschung.[1]) Sie macht sich frei von jeder Versuchung,

1) Vgl. J. Baron Uexküll und G. Kriszat: Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Berlin 1934.

irgendein Lebensgeschehen beim Tier einfach unter Rückgriff auf menschliche Erfahrungen „verstehen" zu wollen. Dagegen stellt sie sich die Aufgabe, „Merkwelt" und „Wirkwelt" des Tiers zu untersuchen. Jedes Tier ist von Natur so eingerichtet, daß es — im Unterschied von allen anderen Tieren und auf Grund der ihm verliehenen Sinneswerkzeuge — eine ganz bestimmte Umwelt zu erfassen vermag: seine „Merkwelt". Dieser seiner „Welt" gegenüber ist es mit einer Reihe von Fähigkeiten des Sichverhaltens ausgerüstet; es hat eine „Wirkwelt". Nun ist es bis hinauf in die höchsten Tierarten (dort allerdings mit ganz geringen Ausnahmen) so, daß Merkwelt und Wirkwelt eindeutig und fest miteinander verkoppelt sind. Das Tier „merkt" die Welt und „wirkt" — ohne Überlegung — sofort in bestimmter Weise. Das meinen wir, wenn wir von Instinkten und Reflexen des Tieres reden. Wird das Tier unter andere Lebensbedingungen versetzt, ändert sich wohl die Merkwelt (z. B. die Wärmeempfindungen); sofort aber tritt mit demselben Instinktcharakter die ihm zugeteilte Wirkwelt hervor: es verhält sich wieder nach eingeborenem innerem Gesetz. Ändert sich die Umwelt radikal, geht es zugrunde. Wo also die Seele eines Elter- und die eines Kindtieres gleich reagieren, besteht keinerlei Anlaß, nicht von Vererbung zu reden. Unterscheidet sich — bei Kreuzung zweier Tierarten — das Junge in seinem Verhalten vom Muttertier, so kann ohne weiteres mit einer Übernahme des väterlichen Erbes gerechnet werden. Wäre der Mensch wie das Tier in seinem gesamten Verhalten festgelegt auf bestimmte Rückwirkungen gegenüber der Umwelt, so genügte die Gleichheit seelischen Verhaltens bei Vater und Sohn vollkommen, um Vererbung festzustellen. Aber gerade bei ihm ist nichts sicherer, als daß sich die Antwortbereitschaften auf die Inanspruchnahme durch die Umwelt von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr ändern. Und wenn er sich noch so sehr als Sohn und Erbe seines Vaters fühlt, ja felsenfest davon überzeugt ist, und hundert Erfahrungen unbezweifelbarer Natur dafür ins Feld zu führen hat, er weiß nicht weniger sicher aus zahllosen kleinen Erlebnissen, vor allem aber aus den großen Entscheidungsstunden seines Lebens: wäre mir dies nicht geschehen, jenes nicht begegnet, dann wäre mein ganzes Leben anders verlaufen. Das bedeutet aber genau dasselbe wie im Körperlichen das „Abgeguckte": was in meinem

Leben hätte ganz anders laufen können, falls nämlich Geschehenes ungeschehen wäre, hat zunächst mit Vererbung rein nichts zu tun. In dieser Gewißheit muß allerdings jederzeit die andere mitenthalten sein, daß — da es nun so und nicht anders geschah — in der Art meiner Rückwirkung auf das Geschehene nicht nur meine früheren Erfahrungen wach waren, sondern auch das Blut meines Vaters oder irgendeines Ahns. Von diesen beiden Gewißheiten — dem Abhängigsein vom Erbe und dem vom Lebensgeschehen — gibt es in der Tierwelt (von wenigen seltenen Ausnahmen bei hochorganisierten Tieren abgesehen) nur die eine. Um die andere ist der Mensch reicher, jedenfalls anders als das Tier. Damit ist wieder die Frage gestellt: Was an einem Verhalten des Menschen ist durch Erbschaft, was durch Lebenserfahrung und augenblickliches Geschehen bestimmt? Nun allerdings schon auf der Grundlage der Erkenntnis, daß sie für das seelische Geschehen beim Menschen unlösbar ist unter bloßer Zuhilfenahme des Maßstabs: Eigenschafts- oder Verhaltensgleichheit, *also* Vererbung. So gut sich in Tier- und Pflanzenreich damit messen läßt, so schlecht in der Welt des Menschen.

Nun wäre es falsch, zu meinen, in der Charakterkunde sei man leichtfertig mit dem besprochenen Satz umgegangen. Dafür, daß das nicht geschah, sorgte schon das Leben selber; indem es fortlaufend Gleichheiten zwischen Eltern- und Kindergeneration zeigte, bei denen offenkundig gleiche Umwelt gleichmachend wirkte und nicht das Erbe. Umgekehrt wiesen in anderen Fällen die Tatsachen so direkt auf Vererbung hin, daß der Satz unbedenklich angewandt werden konnte. So, wenn sich z. B. in den später zu erörternden Untersuchungen von *Ernst Kretschmer* der unleugbare Zusammenhang bestimmter seelischer Erkrankungen mit bestimmten Körperbaugruppen ergab: hier zeigte sich ein bestimmtes Seelisches (nämlich die Erkrankungsart) fest verkoppelt mit einer bestimmten körperlichen Form; was lag näher, als anzunehmen, daß hier dasselbe angeborene Baugesetz sich in beiden Kreisen, dem körperlichen und seelischen, auswirke, sobald bei den Vorfahren Ähnliches auffindbar war? Aber man hat nicht grundsätzlich gefragt, *wann und mit welchen Rechtsgründen man das eine Mal die Regel gelten ließ, das andere Mal sie verwarf.*

Solange diese Frage weder gestellt noch beantwortet war, gab es kein Herauskommen aus den Schwierigkeiten; keine Stellungnahme zur Frage der Reichweite der Vererbung, der gegenüber nicht immer noch eine „ganz andere Ansicht" möglich blieb. Die Folge war, daß in der Charakterkunde mit ihren zahlreichen Systemen vom einen Extrem zum anderen alle „Meinungen" vertreten waren: dort bedeutete für ein menschliches Leben die Vererbung alles, hier die Gestaltung der Umwelt. Daß sich bei diesem Zustand trotz angestrengtester Arbeit in der gesamten Vererbungswissenschaft im Laufe des verflossenen Jahrzehnts allmählich die Umweltkunde ganz stark in den Vordergrund schob gegenüber der Erblehre, ist nicht verwunderlich, wenn man weiß, wie gerade diese Wissenschaftsfelder von jeher nicht nur nach ihrer eigenen inneren Frageentwicklung wuchsen, sondern stets auch im Kreuzfeuer politischer Interessen lagen. Am Eingang des ersten Kapitels war gesagt, aus welcher politisch-weltanschaulichen Lage heraus man ins Menschenbild der Zeit den Satz von der Gleichwertigkeit aller Deutschen für die Lebenskraft der Nation aufgenommen hatte. Zu diesem Satz paßten die Erkenntnisse der Erblehre schlecht, um so besser aber die Zweige der Wissenschaft, in denen der Artung der Umwelt alle Verantwortung für Gestalt oder Mißgestalt eines Menschen zugeschoben war. Galt diese Behauptung, dann kam es ja einzig darauf an, die Minderwertigen und Entarteten unter günstige Umweltbedingungen zu bringen ... und der Marsch in den Fortschritt war angetreten. Folge: die Verlagerung des Schwergewichts aller Fürsorgemaßnahmen auf die Betreuung der Entarteten, die eingangs geschildert wurde.

Es könnte unserem Volkstum nichts Ärgeres geschehen, als daß die Hinlenkung des ganzen Volks auf das Erbgeschehen nur eine „Änderung in der Mode" würde ... weil die Dinge um das Wort Erbe ernster und härter sind als die Umweltsentimentalitäten vergangener Zeiten und darum besser zum Stil der neuen Zeit passen. Die Mode hat es an sich, zu wechseln. Hier geht es aber um eine Erkenntnis, die unter keinen Umständen unserem Volk wieder abhanden kommen darf. Soll dieser Fall nicht eintreten, dürfen nicht nur die massiven Vererbungstatsachen aus dem Feld der Entartung als Erziehungsmittel eingesetzt werden.

Es muß auch im Feld gesunden Seelentums unzerstörbare Klarheit herrschen, an Stelle des eben geschilderten Zustands, bei dem die Gewichtigkeit des Erbes immer noch je nach dem Geschmack so oder so angesetzt werden kann.

Die eigentliche innerste Schwierigkeit bei der Bestimmung dessen, was vererbt wird, liegt nun klar zutage. In der jeweiligen seelischen Gegenwart eines Menschen sind Erbe, vorausgehende Erfahrungen und augenblickliche Wirkung aus der Umwelt stets so ineinandergeschlungen, daß sie scheinbar nicht auseinanderzulösen sind. Nie scheint mit Sicherheit angebbar: dies oder das im augenblicklichen Geschehen ist vererbt, von Eltern oder Großeltern überkommen, und zwar durch Zeugung und Geburt. Immer bleibt die Frage wach: Sind es nicht die gleichen Lebenserfahrungen, die Vater und Sohn so gleich machten? Dasselbe gilt — über den Augenblick hinaus — für Eigenschaften, Verhaltensweisen, Willens- und Interessenrichtungen in einem Menschen, die Jahre hindurch — also Vergangenheit, Gegenwart und vermutlich auch Zukunft beherrschend — immer wieder auffindbar sind. Gerade solchen Artungen gegenüber wird das Fragen nach dem Erbe bei Eltern und Erziehern besonders laut. Handelt es sich hier — z. B. bei Launen, unerfreulichen Gewohnheiten, unerwünschten Neigungen u. dgl. m. — um Dinge, die der junge Mensch ins Leben mitgebracht hat, die darum unaufhebbar sind? Lohnt es sich, daß man dem Kummer darüber Jahr um Jahr auch noch einen erzieherischen Einsatz beigesellt, der vielleicht völlig umsonst ist? Hier ist der Punkt, an dem auch für die Eltern und Lehrer ganz gesunder Kinder die Frage nach der Vererbung, dem Angeborenen und darum Unaufhebbaren fast so brennend wird wie für die Eltern erbkranker Kinder. Tiere und Pflanzen erlauben den Versuch, der Antwort bringt. Beim Menschen gibt es nur den einen „Versuch", unabläßig zu erziehen und zu sehen, was dabei herauskommt. Was aber soll man dazu sagen, wenn zwar aller Einsatz von Liebe und Strenge nichts nützte, aber dennoch das Gewissen dem Erzieher keine Ruhe läßt: du hast etwas versäumt; du bist schuldig; auch wenn du dich auf „Vererbung" hinausrettest, lasse ich dich nicht frei? Beides ist gleich gefährlich: ob man sich zu früh der Annahme, „hier ist Vererbung, also Unveränderlichkeit", ergibt, oder ob man ein junges Leben fortlaufend damit quält,

daß man ihm Dinge abfordert, die es, in die Grenzen seines Erbes eingespannt, einfach nicht leisten kann. Angesichts dieser Gefahr stößt jede Charakterkunde, sobald sie Grundlage praktischer erzieherischer Entscheidungen werden soll, zwangsläufig auf die Vererbungsfrage. Man mag noch so unwiderleglich und vollständig alle wichtigen Charakterzüge eines Menschen festgestellt und gesammelt haben: was nützt es, wenn man nicht weiß, ob es sich bei ihnen um Unaufhebbares handelt oder um Züge, die man ausmerzen bzw. nur durch immer neue erzieherische Beeinflussung festhalten kann? Für die Unaufhebbarkeit der einen Charakterzüge, ob sie nun erfreulich oder unerfreulich sind, sorgt die Vererbung; für die der anderen die nie ermüdende Erziehung und Selbsterziehung. Wo sind die einen, wo die anderen? Hier mündet das Fragen des Forschers ein in das jeder Mutter. Er hat die Antwort zu suchen.

Sicher ist nun, daß eine bloße Gleichheit zwischen Eltern und Kindern niemals ausreicht, Vererbung und darum Unausweichlichkeit festzustellen. Eltern wissen im Gegenteil sehr genau, daß es in ihrer und ihrer Kinder Haltung Dinge gibt, die weder bei ihnen noch bei ihren Kindern so sein müßten. Nicht umsonst heißt es, Kinder seien die besten Erzieher der Eltern: man entdeckt irgend etwas Unerfreuliches an seinem Kind und wird daran plötzlich aufmerksam auf sich selber, entdeckt im Kind den eigenen Fehler und nimmt statt seiner sich selbst an die Zügel. Ehrliche Eltern haben ganz allgemein ein sehr feines Gefühl dafür, wo im Kind gleiche Gesetze walten wie in den Vorfahren und wo Gleichheit nicht erbmäßig gegeben, sondern gewachsen ist durch Erziehung und Gewöhnung. Das Leben kann ja niemals warten, bis die Wissenschaft auf seine Fragen Antworten gibt. Es muß sich inzwischen stets selbst helfen. Und es hilft sich gar nicht übel. „Er ist ganz der Vater oder ganz die Großmutter", sagen die Eltern; und scheiden doch darin scharf zwischen ererbter und anerzogener oder durch seelische „Ansteckung" entstandener Gleichheit. Sie wissen genau, wo der kleine Knirps räuspert und spuckt, wie er es dem Vater abschaute. Wird er hier zu fürwitzig oder altklug, stutzen sie herzhaft und ohne jeden Gewissensbiß den Sprößling zurecht. Noch die hysterische Mutter spürt, daß ihr Kind so wenig hysterisch zu sein brauchte wie sie

selber. Aber sie ahnen auch, daß es Dinge gibt, an denen nicht gestutzt werden kann. Sind sie zunächst ahnungslos, so nimmt sie das Leben in die Lehre und erweist, wo es formbar ist, wo nicht. Das Feld, das durch Vererbung befestigt und darum uneinnehmbar ist, wird im Umgang von Eltern und Kind wie von selber sichtbar; und es erweist seine Uneinnehmbarkeit desto stärker, je wuchtiger Eltern anfangs gegen es anrennen. Ein Kind ist ein wenig überschwenglich, das andere kühl; sie wissen, daß Überschwang immer im Leben irgendwo Enttäuschung und Zurückstoßung erfahren muß, daß sie beides ihrem Kind nicht ersparen können. Aber sie bauen in Festigkeit wenigstens einen Damm der Zucht um den Schwung her. Sie wissen, daß der kühlen Seele hundert Schmerzen und Freuden verschlossen bleiben, die die überschwengliche in Fülle sammelt; sie wünschen ihr darum den härtesten und glückhaftesten Zugriff des Schicksals aus der Gewißheit, daß dann noch lange nicht die Waage des Herzens überbelastet sein wird. Sie treiben wohl das langsame Kind an, sparen nicht Püffe und Anstoß; aber doch im Gefühl, daß keine Raschheit wachsen kann, wo Langsamkeit herrscht. Ihr Kind hat mehr offene Türen der Seele als andere; es ist beängstigend „beeinflußbar"; sie wissen, daß sie die Türen nie zuschlagen können; und eben darum Kräfte des Widerstands und der Urteilssicherheit wachmachen müssen. Dem Kind fehlt die Kraft des Zupackens gegenüber den Forderungen des Werktags; das kann für die Mutter, die selbst aus überströmender Kraft lebt, so lange ein Anlaß zu Zorn und Härte sein, bis ihr aufgeht, daß daran nichts zu ändern ist; daß ihr Kind aber deshalb nicht ohne Mut und innere Geradheit das Dasein zu bestehen braucht.

Doch soll man das Ausmaß dessen, was das Leben selbst hier zurechtrückt, nicht überschätzen. Das Sicheinspielen auf eine Art instinktiver Sicherheit in der Unterscheidung von fest-ererbt und gestaltbar-nichtererbt gibt es nur für die Eltern und Erzieher, die aus einer vollen Verantwortung heraus ihrem Kind begegnen. Wo diese fehlt, bleibt alles Zufall und Laune; bald wird Erworbenes gehaßt wie Vererbtes, bald Festes als beliebig gestaltbar genommen. Und das Kind hat die Rechnung zu bezahlen. Ist aber Verantwortungsgefühl da, wird neben dem Feld, auf dem „nichts zu machen" ist, das Feld der Freiheit

sichtbar. Auch dafür hat Elternliebe ein untrügliches Gefühl, daß man säen muß, soll auf diesem anderen Feld etwas wachsen; daß man dort die Saat versäumen kann; daß der Ertrag nicht reift, wenn man sich nicht immer wieder um das Feld kümmert und abrackert. Es sind die unzähligen Inhalte und greifbaren Einzelgeschehnisse, die zusammen das ausmachen und verlebendigen, was Zucht, Gewöhnung, Lebensstil, Haltung, Weltanschauung und Glauben heißt. Wo sind Vaterland, Volk, Sonntagsheiligung, Gemeinnutz, Mut, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, wenn nicht in den vielen kleinen und großen Beispielen, Einzelerlebnissen, Zumutungen, die der gemeinsame Lebenstag bringt? Diese „Kleinigkeiten" sind der Same, aus dem allein im zweiten Feld etwas wächst. Im ersten Feld braucht das Leben keinen Gärtner; da wächst aus dem Samen „Vererbung" alles von selbst. Warum kommen viele von den Alten nicht mehr los vom Gefühl der Unüberbrückbarkeit der Standesunterschiede? — Warum ist, was für die Alten oft eine Unmöglichkeit scheint, für die Jungen eine Selbstverständlichkeit? Doch wohl nicht, weil in ihnen eine andere „Vererbung" wach ist: sie hätten das Erbe ja eben von den Alten. Wohl aber, weil Fronterlebnis, SA., SS. und HJ. einen neuen Samen in ihre Herzen streuten. Gleichheit im einen Feld wächst durch Vererbung; es gibt darin weder Hinzutun noch Abmarkten. Gleichheit im anderen wächst durch Beispiel; es gibt darin Hinzutun und Abmarkten, Erziehung und immerwährende Verantwortung.

Was das Leben selber verantwortungsbewußten Eltern und Erziehern klarstellt, kann ihnen die Wissenschaft schärfer umgrenzen, zwingender begründen und — manches bittere Lehrgeld ersparend — im voraus zeigen. Dies soll jetzt geschehen; allerdings in dem Bewußtsein, daß die hier gedanklich zu entwickelnden Dinge erst in der Nachprüfung des Lesers am Leben Wirklichkeit und lebendige Fülle gewinnen.

Was ist vererbbar? Will sich die Wissenschaft dieser Frage gegenüber nicht mehr auf den Satz von der „Gleichheit, also Vererbung", verlassen und dann eben von Fall zu Fall abschätzen, ob mehr für oder wider die Annahme der Vererbung spricht, bleibt ihr offenkundig nur die Möglichkeit einer radikalen Wendung: Abwendung von dem unzuverlässigen Satz und Hinwendung zu dem, was unter keinen Umständen Folge der

einwirkenden Umwelt ist. Zweifellos läßt sich von dem, das bestimmt nicht auf Grund einer so oder so wirkenden Umwelt entstand, mit völliger Sicherheit aussagen, es sei ererbt, durch Geburt ins Leben mitgebracht. Die radikale Wendung besteht also darin, zunächst einmal das Wort „Vererbung" nur noch auf etwas anzuwenden, das ganz sicher unabhängig von der Umwelt ist, die auf die Seele wirkt. Was mag diesen strengsten Anspruch erfüllen? Im Bild vom Ende des ersten Kapitels war unterschieden: die Seele als Gefäß und das jeweilige Geschehen in der Seele als Inhalt. Es gilt also, das Gefäß zu finden. Das Gefäß ist offenbar Voraussetzung für das Dasein eines Inhalts. Was muß also „da sein", damit vom ersten Lebenstag ab die Welt in die Seele einziehen kann? Solange der zufällige Augenblick der Seele ergriffen wird, um an ihm Ererbtes und von der Umwelt Bewirktes zu scheiden, bleiben alle die ausgiebig dargestellten Schwierigkeiten. Es käme demnach darauf an, das zu fassen, was jedesmal vor den Millionen dieser greifbaren Lebensminuten als deren Voraussetzung steht. Zu diesen Voraussetzungen gehört alles, was das Geschehen in der Seele ermöglicht; ohne das eben kein Geschehen wäre.

2. Die beiden Hauptsätze über seelische Vererbung.

Alles, was „funktionieren" muß, damit die Seele die Welt ergreife, nennt die Erbcharakterkunde: seelische Grundfunktionen. Besinnt man sich auf sie, so stellt sich heraus, daß die Seele einen höchst feinen „Apparat" darstellt, der vergleichbar ist dem gesamten Instrumentarium, das ein Forscher sich für seine Arbeit zusammenstellt. Der Mensch ist ein solcher Forscher; die Umwelt, Mitmenschen, Tiere, Pflanzen, die ganze geistige und dingliche Welt sein Forschungsland; seine Seele der „Werkzeugkasten" mit einer Fülle feinster Instrumente. Wir wissen heute noch nicht, was alles zum Bestand der Grundfunktionen gehört, und beschränken uns deshalb zunächst auf das Wesentlichste; auf das, was in jedem seelischen Geschehen nachweisbar ist. Das für die Darstellung an sich recht geeignete Bild des Instrumentariums der Seele enthält nur eine Schwierigkeit: es ist nicht so, daß jemals nur ein einziges

Instrument im Gebrauch wäre. Die drei hier in den Vordergrund gerückten Grundfunktionen — ebenso auch alle anderen — spielen immer ineinander; eine die Wirksamkeit der anderen ergänzend, beeinflussend; ihr jeweils ihre besondere Bedeutung verleihend. Es sind also gar nicht Einzelinstrumente, sondern Teilinstrumente, in wunderbarer Weise zusammengeschaltet in das eine Instrument „Seele". Und ebendarum in der Beschreibung nur auseinanderhaltbar durch eine Art von Kunstgriff. Dieser besteht in folgendem: Hier ist die Seele in der ersten Lebensstunde, dort die Welt, die auf sie einstürmt. Fragt man, was muß funktionieren, damit Welt und Mensch zueinander kommen, lautet die Antwort: die Seele. Erst wenn man die einzelnen Aufgaben in Betracht zieht, vor die mit dem Dasein der Welt die Seele gestellt ist, soll sie ihre eine Aufgabe, Leben zu erhalten und zu fördern, erfüllen, stößt man zu den einzelnen Grundfunktionen vor; zu den einzelnen unterscheidbaren „Seiten" in dem einen unzertrennbaren Ganzen: Seele. Jedem einzelnen Lebensaugenblick gegenüber läßt sich fragen, welche Voraussetzung von der Seele her ist in seinem Sosein auffindbar? Jeder Augenblick erlaubt die Antwort darauf.

Der erste Satz der Erbcharakterkunde — nach ihrer radikalen Wendung — lautet also: Vererbt im strengsten Sinne sind die seelischen Grundfunktionen. Sie sind niemals Folge der Einwirkung der Umwelt auf den Menschen, sondern deren Voraussetzungen und ebendeshalb: vererbt im strengsten Sinne. Von der ersten Stunde des Lebens an müssen sie fertig zur Wirkung sein. Sonst pocht die Welt vergebens an das Tor der Seele.

Welches sind diese Grundfunktionen?

1. Die Lebensenergie oder vitale Aktivität. In allem, was ein Mensch erfährt, denkt, urteilt, handelt, steckt ein bestimmtes Maß von Energie, Kraft oder wie man es nennen will. Jeder kennt Menschen, bei denen alles aus einem Überschuß an solcher Aktivität geschieht, andere, bei denen nur eine geringe Energieladung vorliegt. Jeder weiß auch, daß man aus einem Menschen — gleich wie aus einem Akkumulator — nicht mehr Spannung herausholen kann, als eben vorhanden ist. Kein Lebens-

geschehen, ob bewußt oder unbewußt, ob nur als Gedachtes oder als Gewolltes, in dem sich nicht diese Energieladung verriete.

2. Die Ansprechbarkeit des Gefühls.[1]) Der Sinn alles seelischen Geschehens ist zweifellos nicht der, daß überhaupt Bewußtsein da sei. Kein Mensch, wofern er nicht hinter dem Schreibtisch oder im Versuchsraum allein der Frage nach dem Sinn des Seelischen nachginge, käme auf die Antwort: der Lebensauftrag seiner Seele sei, ihm eben die Fülle der Welt zur Anschauung zu bringen. Gerade der unbefangene Mensch weiß, daß seine Seele vor allem anderen Anzeiger dafür ist, was sein Dasein schädigt oder es erhält und steigert. Soll sie das leisten, dann muß vom Beginn des Daseins ab in ihr ein Meßinstrument und Anzeiger für „nützlich" und „schädlich" eingebaut sein: die Grundfunktion „Ansprechbarkeit des Gefühls" mit den Richtungen und der Stufenleiter Lust/Unlust.

3. Die Aufmerksamkeit und die Beharrungskraft. Zöge die Welt durch die Seele wie der Strom durch den Draht, so würde jede Erlebenssekunde durch die nachstürmende verdrängt; und niemals wäre ein „Etwas", ein Bestimmtes, Greifbares in ihr da, sondern eben ein ewiger Strom aus nichts. In der Seele muß also ein Vermögen sein, den dahinstürmenden Augenblick festzuhalten, sich ihm aufzutun und ihn so aus einem dunklen Nichts in ein Etwas zu verwandeln. Darüber hinaus muß sie die Eigenschaft haben, Erlebtes aufzubewahren. Wie sollte sie — ohne die fertige Instinktausrüstung des Tieres — das Dasein bestehen, bliebe die gegenwärtige Erfahrung nicht aufgehoben in ihr für eine kommende Zukunft? Alle Lust und Unlust der Gegenwart wäre umsonst bezahlt, es gäbe weder Erfahrung noch Wiedererkennen noch Erinnerung noch Gewöhnung, keine Treue, keine Dankbarkeit, kein Anhänglichsein ohne die Kraft des Festhaltens, das Gedächtnis. Jede neue Lebensminute wäre ein radikales Neuanfangen; nie würde etwas gelernt und behalten ohne die Grundfunktionen: Aufmerksamkeit und Beharrung. Im Tier — das wurde S. 26 ff. gezeigt — genügt für die Erhaltung des Daseins weitgehendst das bloße, aber sicher wirkende Zusammengeschaltet-

1) Vgl. dazu die grundlegende Studie von Felix Krueger über „Das Wesen der Gefühle". Leipzig 1930.

sein von Merk- und Wirkwelt; für das Tier ist jeder Lebensaugenblick etwas nahezu oder vollkommen Neues, Erstmaliges; als Ersatz für den Mangel des Gedächtnisses hat es die Sicherheit der Instinkte. Beim Menschen ist — abgesehen von der geringen Mitgift an Reflexen — alles auf das Gedenkenkönnen gestellt; darum gibt es für ihn nach der ersten Lebenssekunde nie mehr ein völliges Neuanfangen.

In jedem Lebensmoment — man mag nehmen, welchen man will — ist auffindbar: eine einzige Inhaltlichkeit, ein bestimmtes Etwas, um das es in ihm geht. Jetzt trifft einer eine bestimmte Entscheidung im Beruf; dann schaut er zum Fenster hinaus und sieht irgend etwas; dann bespricht er mit seinem Gehilfen eine Sache; dann freut er sich auf seine Ruhepause und die Mahlzeit usw. . . . immer ist ein Etwas da, bald mehr dunkel „gefühlt" oder „gemeint", bald mit äußerster Klarheit. Aber an diesem einen Zugriff der Seele sind auch allemal die genannten drei Grundfunktionen auffindbar: es ist Energie des Zugriffs vorhanden; das Etwas wird als belangvoll oder unbedeutend erlebt; und von der Seele als solches gehalten und aufbewahrt. Da im folgenden die Bedeutung der Mitgift der Seele nur in der Richtung der drei genannten Funktionen verfolgt werden soll, sei hier ausdrücklich wiederholt, daß es noch eine ganze Fülle anderer Grundfunktionen gibt. So etwa die Fähigkeit, wahrzunehmen, d. h. zu sehen, hören, schmecken, riechen, tasten usw. Sehr wichtig ist ebenso das Gesamttempo, auf das die Seele geeicht ist: es gibt von Geburt langsame und rasche Menschen. Obwohl Dummheit und Klugheit weitgehend Erziehungswirkungen sind, gibt es sicherlich doch in jedem Menschen etwas, das auch hier die Bedeutung einer angeborenen Grundfunktion hat. Wüßte man das nicht vom gesunden Menschen schon, dann redeten dafür die früher geschilderten Fälle angeborenen Schwachsinns eine sehr vernehmliche Beweissprache. Die Bedeutung dieser hier nicht weiter zu behandelnden Grundfunktionen für das menschliche Leben zeigt sich z. B. gerade dann, wenn ein Mensch auf Grund einer besonders feinen Wirkungsweise einer Grundfunktion in eine besondere inhaltliche Richtung gedrängt ist: das feine Gehör gehört zum Musiker, der gesteigerte Farbsinn mindestens zu einer besonderen Form der Malerei usw.

Die Wichtigkeit der Grundfunktionen für das gesamte Lebensgeschehen ist ohne weiteres einleuchtend. Will man aber die Bedeutung der Grundfunktionen in ihrer vollen Tragweite erfassen und zeigen, wie überraschend tief sie das ganze Dasein umgreifen, zahllose Folgeeigenschaften im Menschen ausformend, dann muß man Menschen gegeneinanderstellen, die mit einer verschiedenartigen Mitgift an Grundfunktionen ausgestattet sind. An ihrer Vergleichung lernt man erst verstehen, was Grundfunktion heißt und bedeutet. Nun gilt zweifellos, daß es auch nicht zwei Menschen gibt, deren Grundfunktionsausrüstung vollkommen gleich wäre; mit einziger Ausnahme der eineiigen Zwillinge. Wollte man deshalb unsystematisch vorgehen, genügte es, beliebige Personen zu nehmen und deren Funktionsgefüge zu vergleichen. Dann wäre es aber dem Zufall überlassen, ob man die ganze Reichweite menschlicher Unterschiede erfaßte; ja, ob man überhaupt zu deutlichen Unterscheidungen käme. Die Erbcharakterkunde wendet deshalb das Mittel an, große Gruppen von Menschen annähernd gleichen Funktionsgefüges zusammenzufassen und großen anderen Gruppen von entgegengesetztem Funktionsgefüge zum Vergleich gegenüberzustellen. Das heißt: sie nimmt statt des „zufälligen" Einzelmenschen typisch verschiedene Menschengruppen; sie wird zur erbcharakterkundlichen Typenlehre. Selbstredend ist der Typus niemals anders erfahrbar als eben am lebendigen Einzelwesen.

Auf der Suche nach den Typen geht sie folgendermaßen vor: Sie nimmt große Reihen von Menschen und ordnet sie je nach Stärke oder Artung der betreffenden Grundfunktion in Übergangsreihen an. Hat sie hundert verfügbare Personen, so greift sie etwa ein Drittel zum Typus zusammen, stellt diesem das „Gegendrittel" entgegen und behält dann ein letztes Drittel als Mittel- bzw. Übergangsgruppe vom einen Typus in den Gegentypus übrig. Es handelt sich also für sie niemals darum, von seltenen „Extremformen" auszugehen; so, daß dann der Einwand berechtigt wäre, es sei von Typen die Rede, die man kaum je im Leben auffinde, oder gar: die Fülle der Menschen finde sich eben in den Mittellagen zusammen. Die typischen Formen, um die sich die Erbcharakterkunde kümmert, laufen zu Tausenden in der Wirklichkeit herum.

Welches sind die typischen Pol-Gegenpolformen innerhalb der einzelnen Grundfunktionen?

Der Vergleich verschiedener Menschen erlaubt nicht nur die Gewinnung der Typen. Er gestattet etwas viel Wesentlicheres. Sieht man Menschen verschiedenen Erbwesens immer wieder in den allerverschiedensten Lebenslagen, dann erst gelingt die *Unterscheidung von wirklich Grundfunktionalem, also Ererbtem, und dem durch die Lebensgeschehnisse stets geschaffenen Überbau im Spielraum.* Was diese Unterscheidung meint, soll für jede Grundfunktion gesondert gezeigt werden.

1. Im Feld der ersten Grundfunktion genügt die ganz einfache Scheidung in *große und kleine Lebensenergie.* Das Beispiel weit bekannter Dichter zeigt sofort die Berechtigung dieser Unterscheidung. *Hebbel, Schiller, Reuter und Keller* haben, verglichen mit *Rilke, Hesse, Matthias Claudius* oder *Stifter*, eine starke vitale Aktivität; *Raabe, Hölderlin* und wohl auch *Mörike* stehen in der Mitte. Es lehrt zugleich, daß *Lebensenergie und sittliche Energie nichts miteinander zu tun haben.* Man kann von großer vitaler Aktivität und zugleich ein gerissener Gauner sein; und man kann wenig Energieladung besitzen, aber eine erstaunliche Kraft sittlichen Willens.[1]) Bei den Dichtern ist insofern die das ganze Leben tragende und bestimmende Energiemenge „auf den ersten Blick" abschätzbar,

1) Über das *Verhältnis von vitaler Energie und Wille* im Sinne des bewußten Wollens ist zu sagen: Die erstere geht in beides ein, in das „Ergriffen-Werden" und in das „Ergreifen"; in die von bewußtem Willen noch nicht gesteuerte „Re-Aktion" des Säuglings wie in die überlegteste Willenshandlung des größeren Kindes und Erwachsenen. Der Weg der Entwicklung führt von den Reflex-Reaktionen des Neugeborenen in unendlich vielen Zwischenstufen über das allmähliche reiz- und erfahrungsbedingte, also schon von innen her gesteuerte Handeln zu den vorwiegend von innen her gesteuerten Willensakten; jedoch so, daß auf *höheren* menschlichen Entwicklungs- (d. h. Alters-) Stufen alle drei Grundformen von Reaktionen gegenüber der Umwelt vorhanden sind. Auf *allen* Stufen der Entwicklung aber ist es dieselbe Lebensenergie, die in das Verhalten — reflexartiges, schwach und stark innengesteuertes — einströmt. Daß auch die „Innensteuerung" selbstverständlich noch typische, erbmäßig bedingte Unterschiede erkennen läßt, ist aus der Darstellung der zwölf Grundcharaktere an späterer Stelle zu entnehmen: Menschen von „festen inneren Gehalten" z. B. haben stärkere, solche von „fließenden inneren Gehalten" schwächere Innensteuerung.

als ja das ganze Werk vor einem liegt und man den Kern der Energiehaltung nur an ihm abzulesen braucht. In der ganzen Rilkeschen Dichtung, ob sie Jugendwerk oder Werk aus der Zeit gereiften Mannestums darstellt, ist niemals etwas von hartem Zugriff — auch im „Cornet" nicht —, leben keine Gestalten, die kämpferisch im Dasein stehen. Dagegen lebt das ganze Hebbelsche Werk geradezu von der Gestaltung hart ringenden Menschentums. Bei anderen Menschen erlaubt nur der längere Umgang ein sicheres Urteil über die angeborene Stärke der Lebensenergie; es sei denn, daß auch bei ihnen irgendein Gesamtlebenswerk vorliegt, wie z. B. bei großen Wirtschaftsführern, Soldaten oder Politikern. — Was ist nun angesichts der typisch verschiedenen Grundfunktionsformen von dem obenerwähnten „Überbau im Spielraum" zu sagen. Auch für ein Leben wie das so gut durch das Werk überschaubare der Dichter gilt, was für alle Menschen schlechthin gilt: nicht alle Lebensinhalte fordern gleiche Energie ein und desselben Menschen gleich stark heraus. Es gibt Dinge, bei denen man mit geringem Krafteinsatz auskommt; andere, denen alle verfügbare Wucht gehört. Die Einheit der Seele, das Ineinanderspielen der Grundfunktionen, von dem oben die Rede war, meldet sich schon hier an. Insofern, als fraglos ist, daß sich die Wucht der Seele dem am stärksten zuwendet, bei dem der Lust-Unlust-Anzeiger die heftigsten Ausschläge zeigt. Diese Abstufungen innerhalb der einen gleichen Lebensenergie gehen offensichtlich auf das Konto der verschiedenen Lebensinhaltlichkeiten. So kann, um ein höchst geläufiges Gegenwartsbeispiel zu nehmen, eine nur mittlere vitale Aktivität gegenüber der Trostlosigkeit einer politisch verdorbenen Zeitspanne die unterste, gegenüber einer gesunden politischen Volkslage die oberste Grenze ihrer Möglichkeit erreichen. Dasselbe gilt für alles Lebensgeschehen. Das Angeborene hat stets seinen Spielraum; mit ihm ist bereits ein wesentliches Feld der Erziehung erschlossen. Das größte geschichtliche Beispiel bietet der Weltkrieg; keinen Augenblick sind an der Front die Unterschiede großer und geringer Lebensenergie unsichtbar geworden. Besonders sichtbar blieben sie wohl in den russischen Gefangenenlagern; und zwar in der Zeit, in der nach Ausbruch der bolschewistischen Revolution die Lebenserhaltung vielfach dem „Unternehmungsgeist" der Gefangenen zugeschoben war. Ganz einfache, wenig ge-

schulte Männer sind da zu Fabrikgründern und Erfindern geworden; sehr „gebildete" Menschen zu kleinen Handlangern in diesen Betrieben. Aber: aufs Ganze gesehen war der Krieg der ungeheure Versuch eines Volks, innerhalb der durch Vererbung gesetzten Grenzen die „Spielräume" bis aufs äußerste auszunützen.

2. Entsprechendes gilt für die Formen der Gefühlsansprechbarkeit. Zu Beginn des Lebens arbeitet der „Apparat", der das Ja und das Nein, bedeutsam und unbedeutend, Wärme, Gewicht und Betroffensein anzeigt, ohne viel Abstufungen. Das Ja oder Nein ist jedesmal „radikal"; eingeschränkt auf wenige Inhalte: Wärme und Kälte, Nässe und Trockenheit, Hunger und Sättigung. Darüber baut das Leben mit der Fülle seiner Inhaltlichkeiten, Gewöhnungen und Erziehungen allmählich eine Welt stärkster Abschattierung auf. Aus dem einfachen Urerleben: Ja — Nein, Lust — Unlust gliedert sich, den Lebensgebieten entsprechend, die weite Welt der Werte und Unwerte aus. Das „Ja" und „Nein" im Gefühl heißt nun gegenüber der Denkaufgabe: leicht und schwer; gegenüber dem Kunstwerk: schön und häßlich; gegenüber den wirtschaftlichen Dingen: nutzbringend und unnütz; gegenüber dem Mitmenschen, der einem hilft oder nicht: Liebe, Haß, Dankbarkeit, Treue. — Und wieder entscheidet die Lebenswirklichkeit darüber, ob dies oder jenes Wertgebiet erschlossen wird oder verschüttet bleibt; ob in einem Gebiet das Erfreuliche überwiegt, im anderen der Kummer. Das ist hier, im Felde der Gefühlsansprechbarkeit, der Urgrund des „Überbaus im Spielraum".[1]) Es gibt Menschen, mit

1) Will man hier genauer unterscheiden, so muß man auseinanderhalten: a) Spielraum; b) Überbau; c) Stärke und Richtung aus objektiver Lebenserfahrung; d) Stärke und Richtung aus angeborener (subjektiver) Ansprechbarkeit des Gefühls. Das Wort „Spielraum" kennzeichnet dann die Tatsache, daß bei jedem Menschen innerhalb der Grenzen des ihm überhaupt zugänglichen Stärkemaßes von Gefühlsregung größere und kleinere Gefühlswellen vorkommen. Auch in einer an sich ruhigeren Meeresbucht gibt es doch verschiedene Windstärken; und am Kap Horn herrscht nicht immer schwerster Sturm, so wenig, wie es nur Regen oder nur Sonnenschein dort gibt. Die Gefühlsbewegungen innerhalb des Spielraums sind nach Richtung und Stärke von dem, was im ersten Satz dieser Anmerkung unter b), c) und d) steht, abhängig.

Zunächst also von dem „Überbau". Das Wort kennzeichnet den Tatbestand, daß jeder Mensch oftmals durchlebte und durchlittene und deshalb sehr ausgegliederte Lebensfelder hat; daneben andere, die mehr zu den

denen es das Leben wirklich gut meint; andere, denen es ohne ihre Schuld nur Klötze in die Bahn schmeißt. Es gibt — bei ein und demselben Menschen — Seinsfelder, in denen alles dunkel aussieht; andere, in denen fast nur Helle herrscht. Das heißt nichts anderes als: jeder Mensch erlebt Lust und Unlust, Schmerz und Freude. Es sind weithin die Lebenserfahrungen, die hier die Saiten seiner Seele stimmen. Ja, darüber hinaus bestreitet keiner einen eigenartigen Wechsel seiner zeitweiligen Stimmungslage; ein Auf und Ab zwischen Froh- und Bedrücktsein, an dem die tatsächlichen augenblicklichen Umstände gar keine Schuld haben. Er weiß, daß dieser Wechsel aus den Tiefen seines Seins aufsteigt; und schiebt ihm höchstens — und das ist z. B. für die ins Krankhafte ausschlagende Pendelschwingung des Gefühls in der „Depression", der „Schwermut" besonders kennzeichnend — hinterher äußere Gründe unter. Trotzdem gehört zu den Menschenerfahrungen eines jeden

Außenbezirken des persönlichen Daseins gehören; in den einen ist sein Gefühl „beheimatet", in den anderen nicht; auf die einen spricht er darum deutlicher an als auf die anderen. Zum „Überbau" gehört ferner eng damit zusammenhängend der Tatbestand, daß durch Erziehung usw. bestimmte Inhalte oder ganze Lebensfelder dem jungen Menschen schon als bedeutsam oder unbedeutend nahegebracht werden; so, daß z. B. zwei Lebensfelder gleichermaßen zum Innenbezirk, zum „Geläufigen" und „Gewohnten" einer Seele gehören können, trotzdem aber das eine als wichtig, das andere als nebensächlich angesehen wird.

Die Gefühlsbewegungen innerhalb des Spielraums werden weiterhin bestimmt durch „Stärke und Richtung aus objektiver Lebenserfahrung". Ein und derselbe Lebensbezirk kann von einem Menschen mit dem Charakter des Erfreulichen (Richtung) und Wichtigen (Stärke), von einem anderen mit dem des Unerfreulichen, aber Bedeutungslosen erfahren werden; und zwar deshalb, weil die Inhalte, die für jeden der Bezirk umgreift, objektiv und sachlich beim einen auf diese Richtung und Stärke, beim zweiten auf jene hinweisen.

Und endlich stehen hinter alledem als tragender Grund „Stärke und Richtung aus angeborener Gefühlsansprechbarkeit". Zwei Menschen können z. B. einem bestimmten Lebensfeld gegenüber gleich sein in bezug auf den Spielraum (es bewegt sie beide so stark, als etwas jeden von ihnen überhaupt bewegen kann); in bezug auf den Überbau (beiden ist anerzogen, das betreffende Lebensfeld besonders ernst zu nehmen); und in bezug auf Stärke und Richtung aus objektiver Lebenserfahrung (beide haben das Feld inhaltlich als lastend und gefährlich erlebt und erleben es immer wieder so); und dennoch stehen sie völlig verschieden in dem Feld, weil der eine natürliche Heiterkeit, der andere natürliche Schwerblütigkeit an es heranträgt; der eine naturhaft schwach, der andere naturhaft stark ansprechbar ist.

das Wissen, daß es — bei allen Abtönungen durch das Lebensschicksal — Menschen gibt, die „von Natur" heiter sind, daneben von Natur Schwerblütige und Kühle. Wüßte man angesichts der Abhängigkeit vieler einzelner — auch lange anhaltender — Stimmungslagen von den „Zufällen" des Lebens nichts davon, daß unter den Kräuselungen, die der Wind des Lebens veranlaßt, eine immer gleiche Grundwelle vorherrscht, so brauchte man nur Menschen angesichts des gleichen sachlichen Anlasses zum Glücklich- oder Traurigsein zu sehen, um sofort zu spüren, was hier Grundwelle heißt. Der eine rappelt sich auch aus dem Schwersten fast spielend hoch, ohne im geringsten oberflächlich zu sein; den anderen hält seine angeborene Schwerlebigkeit wie ein Magnet in der Tiefe des Leids fest. Diese Grundwelle bringt der Mensch als Grundfunktion ins Leben mit. Man stelle sich einmal eine Stunde lang an die Wiegen gleichaltriger Säuglinge in einem Säuglingsheim; dort schon sind die Verschiedenartigkeiten sichtbar. Oder man nehme den ganzen Hölderlin und Hebbel: immer herrscht als Grundwelle die Schwermut; den ganzen Mörike, Reuter, Keller, Thoma: überall siegt die Heiterkeit der Natur. Dabei wird man angesichts des Lebensgeschicks eines Fritz Reuter nicht behaupten wollen, die Heiterkeit sei durch das Glück der Lebensumstände bedingt, gehöre also zum Überbau. Die Erbcharakterkunde hat guten Grund, die Grundfunktion „Ansprechbarkeit des Gefühls" aufzuspalten in die drei Hauptformen: die von Natur Heiteren, die Schwerblütigen und die kalten Naturen, bei denen es schließlich nicht mehr viel ausmacht, ob ihre Kühle mehr die Grundrichtung ins Heitere oder Schwere enthält. Wo kein umfassendes Werk vorliegt wie bei den Dichtern usw., ist auch hier langer Umgang mit dem Menschen nötig, um Klarheit über die Artung dieser Grundfunktion zu gewinnen. In den drei unterschiedenen Formen der Gefühlsansprechbarkeit gehen also ineinander Richtungen: heiter oder traurig — und Stärken: stark oder schwach ansprechbar. Wo von Heiteren oder Schwerblütigen die Rede ist, ist neben der Richtung immer die starke Gefühlsansprechbarkeit mitgemeint. Und bei den der Stärke nach „Kalten", d. h. wenig Ansprechbaren, ist nicht mehr nach den beiden Richtungen gesondert; so sehr das an sich möglich und wünschenswert wäre.

3. Auch die Aufgliederung der letzten Grundfunktion, Aufmerksamkeit und Beharrungskraft, nach Pol und Gegenpol ist dem Laien durchaus geläufig! Es gibt Menschen, die, wenn sie sich einer Sache zuwenden, sind wie ein Pferd, das zwei Scheuklappen anhat. Da ist kein Ausbrechen nach links und rechts. Die übrige Welt scheint angesichts des Beachteten nicht mehr vorhanden. Demgegenüber macht die Gegengruppe den Eindruck, als sei die Aufmerksamkeit bei ihr immer in Bewegung, hingleitend über die Fülle der Dinge; nicht gefesselt und gebunden an eine Sache. Die Erbcharakterkunde unterscheidet dementsprechend eine enge-festgelegte Aufmerksamkeit von einer weiten-wandernden. Nach dem Befund sämtlicher Untersuchungen ist mit der ersteren stets verkoppelt eine zähe, mit der letzteren eine geringe Beharrungskraft. Das nimmt nicht wunder: wo enge-festgelegte Aufmerksamkeit herrscht, sind Wahrnehmungen, Gedanken, Wertungen, Urteile wie eingemeißelt in die Seele. Es ist alles wie mit Öl gemalt; Strich für Strich, Farbe neben Farbe festgelegt; nichts ineinanderfließend. Bei der weiten-wandernden Aufmerksamkeit ist zwar das Feld des Beachteten wesentlich umfassender, das Beachtete selbst jedoch bei weitem nicht so tief und zäh eingegraben wie am Gegenpol. Alles ist flüchtiger aufgetragen; nicht wie in Öl, sondern wie in Wasserfarben; darum auch nicht Strich neben Strich, sondern dies und jenes ineinander verfließend, die Farben einander beeinflussend, aufeinander abfärbend. — Neben diesen unterscheidenden Tatbeständen im Angeborenen gibt es wieder einen davon wohl abgrenzbaren Überbau im Spielraum, der nichts mit Erbe zu tun hat. In jedem Leben — zumal mit zunehmendem Alter — setzen sich auf Grund der Gewöhnung und Übung bestimmte Dinge fester als andere: täglicher Lebensstil mit allem, was zu ihm gehört, Berufsgewohnheiten, weltanschauliche Gewißheiten und dergleichen. Trotz dieser Gemeinsamkeit aller Menschen bleiben bis ins hohe Alter hinein bei gesunden Menschen die Unterschiede in der Veranlagung deutlich. Sie sind gegenüber den anderen Grundfunktionen recht leicht feststellbar, weil sie in jedem, auch dem scheinbar belanglosesten Geschehen zutage treten. Denn nichts geht in der Seele vor, das nicht gebunden wäre an die Aufmerksamkeits- und Beharrungsformen, von ihnen getragen und gehalten.

(Ausdrücklich ist zu vermerken, daß das Wort „Beharrungskraft" sich ungefähr deckt mit dem, was man meint, wenn man von einem mehr und minder getreuen Gedächtnis redet; mit dem Umfang des Gedächtnisses — ob einer also sehr viele oder wenige Erinnerungen besitzt — hat das nichts zu tun.)

Aus den wenigen Aussagen über die Spielräume innerhalb der drei Grundfunktionen läßt sich im Vorübergehen eine grundlegende erzieherische Erkenntnis ablesen. Das Wort Spielraum besagte ja immer: innerhalb des erbmäßig festgelegten Ausmaßes und der Artung einer Grundfunktion gibt es eine untere und eine obere Grenze; je nach der Artung der Umwelt wird die Grundfunktion mehr in der Richtung der einen bzw. der anderen Grenze wirken. Demnach wäre es vollkommen unsinnig, einfach durch erzieherischen Befehl etwa eine kleine vitale Aktivität, eine geringe Ansprechbarkeit des Gefühls usw. zu ihrer oberen Leistungsgrenze hintreiben zu wollen. Unter „Befehl" soll dabei jede Form der Aufforderung, Ermahnung, auch Zerredung der Dinge verstanden sein. Es ist einer der kaum ausrottbaren Grundirrtümer in der Erziehung, zu „predigen" statt durch die Sache selbst herauszufordern. Nur, wo es sich sachlich „lohnt", steigert sich eine kleine Energie zu ihrer Höchstgrenze empor, bringt eine wandernde Aufmerksamkeit das ihr mögliche Maß von Festhaften auf, kommt ein kalter Mensch in eine stärkere Schwingung von Wärme und innerer Beteiligung. Nur, wo einer davon überzeugt wurde, daß es sich nicht „lohnt", dämpft sich sein Überschwang ein wenig, bändigt sich sein Kraftüberschuß, löst sich sein Verhaftetsein. Möglichen Mißverständnissen diesen Sätzen gegenüber sei ausdrücklich wiederholt: Spielräume sind nicht beliebig groß; Dutzende von Untersuchungen haben unmißverständlich erwiesen, daß die feste Erbgrenze bleibt.

Unter Grundfunktionsgefüge versteht die Erbcharakterkunde das Ineinandergreifen und Zusammenspielen der verschiedenen Grundfunktionen in der einen Seele. Es war ausdrücklich gesagt, daß nur durch einen Kunstgriff an dem jeweiligen Geschehen die verschiedenen Funktionen, die die Seele ausübt, ablesbar und unterscheidbar werden. In Wirklichkeit sind Wucht, Bedeutsamkeit und Festhalten in jedem Augenblick völlig in eins gewoben. Daß dieses Grundfunk-

tionsgefüge Voraussetzung alles seelischen Geschehens und deshalb von der Art der Umwelt unabhängig ist, wurde nun gezeigt. Man kann das geradezu so fassen: ohne das ins Leben durch Geburt und Zeugung mitgebrachte Gefüge der Grundfunktionen gäbe es für den Menschen überhaupt keine Umwelt; sofern man nämlich nicht geneigt ist, auch etwas, das außerhalb eines auffassenden, zugreifenden und bewertenden Bewußtseins bestehen könnte, Umwelt zu nennen. Das „Um" in dem Wort Umwelt sagt ja sehr deutlich, daß damit immer das gemeint ist, was der Mensch als das „um" ihn Seiende erfährt. Gegen den ersten Vererbungssatz (vgl. S. 35) bestehen demnach keine Bedenken: das Funktionsgefüge ist im strengsten Sinne das Ererbte.

Fraglich bleibt dagegen noch, wieso die Charakterkunde zu der Behauptung gelangt: das Grundgefüge bleibe zeitlebens so, wie es ins Leben mitgebracht wurde. Es könnte ja so sein, daß zwar ein bestimmtes Gefüge im Augenblick der Geburt da ist, daß es aber durch Erziehung im weitesten Sinne in jede beliebige Form umgewandelt werden kann. Daß — abgesehen von seltenen Fällen einer krankhaften Veränderung in der gesamten körperlich-seelischen Konstitution — das Gefüge immer gleich bleibt, dafür hat die Erbcharakterkunde folgende Beweismittel anzuführen. Jahrelange Beobachtungen an Kindern, Befragung des eigenen Lebens durch eine Fülle erwachsener Personen, Durchforschung von Leben und Werk großer Dichter ergaben allesamt das Gleichbleiben. Der junge Goethe zeigt gewiß größte Unterschiede des Lebensstils, der Weltanschauung — ganz allgemein der Lebensinhaltlichkeit — gegenüber dem alten; dennoch läßt sich bis in feinste Einzelheiten hinein nachweisen, daß aller Wandel des Inhaltlichen getragen bleibt vom gleichen Funktionsgefüge. Kretschmer hat sogar nachgewiesen, daß durch das ganze Leben Goethes der Rhythmus des Wechsels von heller zu gedämpfter Heiterkeit derselbe bleibt; am einen Pol stehen regelmäßig dementsprechend gehäuft große Schöpfungen. Neuerdings haben Untersuchungen von Schülern Oswald Krohs[1]), die sich auf Eltern und Kinder bezogen, gezeigt, in welcher Weise die Ver-

1) O. Kroh: Im Bericht über den 13. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Leipzig 1933.

erbungsvorgänge im einzelnen vor sich gehen. Kroh sagt: „die bisher mit funktionstypologisch fruchtbaren Methoden durchgeführten direkten Vererbungsuntersuchungen (von Kleinknecht und Köhrle) ergaben sehr deutliche gesetzhafte Erbgänge, die auch dann nicht verwischt wurden, wenn durch Einbeziehung milieu-[1])typologischer Momente eine Erweiterung der Fragestellung vorgenommen wurde (von Keilbach)." Für eine endgültige Fassung dieser Erbgesetzmäßigkeiten reicht die Zahl der untersuchten Fälle noch nicht aus. Immerhin scheint so viel schon gesichert, daß, wenn Vater und Mutter wie Pol und Gegenpol im Grundfunktionsbestand zueinander stehen, die Vererbung häufiger in der Richtung auf Vater- bzw. Muttergleichheit geht als in der der Hervorbringung eines „Mischtyps". Dadurch ist bestätigt, was früher gesagt wurde: die deutlich zu den beiden Polen gehörenden Menschen bilden zusammen zwei Drittel der jeweils untersuchten Personen. Dieser Satz gilt allerdings zunächst nur für die Aufmerksamkeits-Beharrungsformen. Derartige Untersuchungen sind für den weiteren Ausbau der Erbcharakterkunde wichtig, da sie Art und Weise des Erbgangs aufhellen. Für den Beweis, daß es sich beim Funktionsgefüge um das eigentlichst Angeborene, Ererbte handelt, sind sie völlig belanglos. Was (wie das Funktionsgefüge) die beiden Bedingungen: „Voraussetzung — nicht Folge der Umwelt sein" und „durch das Leben gleichbleiben" erfüllt, bedarf, um als vererbt angesehen zu werden, keines weiteren Beweismittels mehr. Wer das nicht anerkennt, ist irgendwie durch den mehrfach hier getadelten Satz: „Gleichheit in zwei Generationen, also Vererbung", befangen und vergißt, daß mit wirklicher Gültigkeit nur von dem als vererbt geredet werden darf, das die eben genannten Bedingungen einwandfrei erfüllt. Das ist eben der Sinn der ganzen hier vorgetragenen Erblehre. Nicht streng beweisend wie das eben Ausgeführte, aber immerhin eindeutig auf die Festigkeit des Funktionsgefüges hinweisend, sind die Ergebnisse der vom Verfasser und seinen Schülern in den vergangenen Jahren durchgeführten Untersuchungen an Schulkindern in Württemberg, Harz, Thüringen, Hannover, Bergischem Land und Hamburg. Sie bezogen sich auf die Grundformen der Aufmerksamkeit

1) D. h. umwelt-; d. Vf.

und Beharrungskraft und haben zweierlei gezeigt. Erstens: ein und dasselbe Kind zeigt die gleiche Artung der Grundfunktion und alle aus ihr sich ergebenden Folgeeigenschaften (siehe darüber Näheres im 3. Kapitel) durch die verschiedenartigsten Leistungen hindurch völlig gleichartig. Zweitens: Kinder verschiedenen Alters, verschiedener Stammeszugehörigkeit (wohlgemerkt: nicht Rassezugehörigkeit; darüber kann hier noch nichts gesagt werden), verschiedenen Geschlechts verhalten sich, wenn gleiche Artung der Funktion besteht, geradezu erstaunlich ähnlich. *Alles in allem gilt: das angeborene Funktionsgefüge bleibt zeitlebens gleich.*

Die Aufgliederung der drei Hauptgrundfunktionen in 2 Energie-, 3 Gefühls- und 2 Aufmerksamkeitspole gestattet nun eine *schematische Zusammenstellung von 2×3×2=12 verschiedenen Grundfunktionsgefügen.*

Schema der 12 Erbgrundcharaktere.

(Vgl. auch das Schema im Tafelanhang.)

	Typus der festen inneren Gehalte enge-einzäunende Aufmerksamkeit und zähe Beharrungskraft		Typus d. fließenden inneren Gehalte weite-wandernde Aufmerksamkeit und geringe Beharrungskraft	
Die im Gefühl stark Ansprechbaren, von Natur Heiteren	A← (mit vielen Übergängen[1]) von fest zu fließend	D←	→G	→K
Die im Gefühl stark Ansprechbaren, von Natur Schwerblütigen	B←	E←	→H	→L
Die im Gefühl wenig Ansprechbaren, von Natur Kühlen oder Kalten	C←	F←	→J	→M
	große Lebensenergie	kleine Lebensenergie	große Lebensenergie	kleine Lebensenergie
	← (mit vielen Übergängen von + zu − aktiv) →		← →	

1) fest ← fest, mit Auflockerung — fließend, mit Verfestigung → fließend

Sie ist gegeben in dem nebenstehenden Schema[1]) und dient — neben der Überschaubarkeit der Mindestzahl von Funktionsgefügen — der abgekürzten Verständigung zwischen Leser und Verfasser. Jeder Buchstabe im Schema (A bis M) bedeutet ein bestimmtes Funktionsgefüge. Bei Personen z. B., die der Gruppe E zugehören, treffen zusammen und spielen ineinander: enge-festgelegte Aufmerksamkeit und zähe Beharrungskraft mit kleiner Lebensenergie und angeborener Schwerblütigkeit. Sinnentsprechendes gilt für alle anderen Gruppen. Wo also in Zukunft nur der Buchstabe das Funktionsgefüge angibt, ist aus den Tafeln die Inhaltlichkeit des Gefüges zu entnehmen. In einer 1. und 2. Hauptgruppe sind die Typen A bis F und G bis M zusammengefaßt: ihnen ist je gemeinsam dieselbe Aufmerksamkeitsform und Stärke der Beharrungskraft. Es hätte grundsätzlich auch ausgegangen werden können von den drei Ansprechbarkeitsgruppen oder den beiden Aktivitätsgruppen als Hauptgruppen. Grund für die Wahl der Aufmerksamkeitsgruppen als Hauptgruppen war: sie sind — auch im charakterkundlichen Versuch — am besten durchgearbeitet; sie äußern sich am sichtbarsten in den körperlichen Ausdrucksformen; endlich sind Aufmerksamkeit und Beharrungskraft in jedem seelischen Geschehen die Träger des inhaltlichen Etwas, das dieses Geschehen enthält, während z. B. die Ansprechbarkeit des Gefühls Begleiterscheinung ist. Dies soll aber nicht heißen, Aktivität und Ansprechbarkeit des Gefühls seien etwa weniger bedeutsam für das Gesamtgeschehen; es sind ja alle Grundfunktionsunterscheidungen nur Gliederungen in einem seelischen Ganzen, das jeweils lebendig ist.

Für den, der zum ersten Male sich mit den Erbgrundtypen beschäftigt, ist es erfahrungsgemäß kaum vermeidbar, eine Zeitlang „schematisierend" vorzugehen. Deshalb, weil man mit den groben Unterschieden beginnen muß, will man allmählich zu den feineren vordringen. Trotzdem sei ausdrücklich gewarnt: das Schema ist keine Truhe mit 12 Schiebladen, in die nun mehr oder minder gewaltsam lebendige Menschen hineingepreßt werden sollen. Richtig gehandhabt ist es eine Feinwaage, ein Mikroskop,

1) Das Schema der 12 Erbgrundcharaktere ist hinten bei den Tafeln zur Benutzung während des Lesens noch einmal lose beigelegt.

unter dem etwas Einmaliges gesehen werden kann; ein Wegweiser zum lebendigen Menschen, den es nie zweimal in genau derselben „Erbausgabe" gibt. Das kommt schon darin zum Ausdruck, daß ja ein Mensch, dessen Funktionsgefüge aufgesucht werden soll, immer steht an einem Punkt einer Linie, die in unendlich vielen Übergängen vom Pol zum Gegenpol hinüberläuft. Angedeutet ist das im Schema durch die gepfeilten Verbindungslinien.

So schwerwiegend Worte wie Heiterkeit von Natur, kleine Lebensenergie, zähe Beharrungskraft sind: bestände das Erbe im strengsten Sinne allein aus dem Grundfunktionsgefüge, dann erschiene seine Tragweite doch nicht allzu groß.

In die tatsächliche Reichweite des Erbes führt der zweite Vererbungssatz der Erbcharakterkunde hinein. Er besagt: vererbt im strengsten Sinne ist die ganze Fülle der Folgeeigenschaften, die — wie aus dem Samen die Pflanze — aus dem Vorhandensein einer bestimmten Grundfunktion oder eines bestimmten Funktionsgefüges zwangsläufig hervorwachsen; gleichviel, wie die Umwelt geartet ist. Sie sind, wie das Funktionsgefüge selber, unabhängig von den Inhaltlichkeiten des Lebens, also von der Umwelt; zugleich unveränderlich, sobald sie im Laufe der Entwicklung sich ausgeformt haben. Was die „Spielräume" betrifft, so gilt für sie darin das Gleiche, wie für die Grundfunktionen selber. Da sie die beiden Bedingungen von oben: Umweltunabhängigkeit und Unveränderlichkeit, erfüllen, müssen auch sie als vererbt im strengsten Sinne angesehen werden. Sie sind durch ihre Verwurzelung im Grundfunktionalen als vererbte Eigenschaften genau unterscheidbar von anderen Eigenschaften, die zwar auch in zwei Generationen hintereinander vorkommen, aber trotzdem durch gleiche Umwelt geschaffen und deshalb veränderlich sind. Es besteht also keinerlei Gefahr, mit diesen Eigenschaften wieder in die früher geschilderten Schwierigkeiten hineinzugeraten (vgl. die Eingangserörterungen des 2. Kapitels). Zur Auffindung dieser Folgeeigenschaften führt ein ganz bestimmter Weg. Man braucht nur für jeden Grundfunktionstypus zu fragen: was bedeutet sein Vorhandensein vom Lebensbeginn ab für Dasein und seelisches Werden eines Menschen?

dann stößt man in der Beantwortung dieser Frage auf die ganze Fülle der Folgeeigenschaften. Dieser Weg wird jetzt eingeschlagen. Im Grunde genommen ist dabei immer nur die Rede von der oder der bestimmten Grundfunktion. Aber es zeigt sich dann, daß die Menschen für ihr Zusammenleben in der Sprache besondere Worte geprägt haben, je nachdem sich die Wirkung der Funktion äußert, z. B. im Umgang mit anderen, in der Motivwahl der Dichter, im weltanschaulichen Nachdenken, in der Herstellung eines Werks, in der Bildung von Begriffen und in hundert anderen Lebensinhalten. Auch dieser Tatbestand weist auf das unmittelbare Zusammengehören von Grundfunktion und ihren Folgeeigenschaften hin; beide sind im Grunde ein und dasselbe, die sprachlichen Ausdrücke nur Mittel der Unterscheidung für das eine Wirkende (nämlich die Funktion) innerhalb der verschiedenen Lebensbezirke.

Die Lebensatmosphäre, in die das Kind bei der Geburt eintritt: Familienkreis und alle ihn umschließenden und erweiternden Kreise, ist teils frei und wandelbar, teils gebunden an das Erbe, das die Eltern als Gestalter dieser Atmosphäre in sich tragen. Das ist nach allem bisher Ausgeführten selbstverständlich. Die Freiheit und Wandelbarkeit bezieht sich offenbar auf die hunderterlei Inhaltlichkeiten, die zusammen den Stil einer Familie ausmachen. Bei aller möglichen Ähnlichkeit solcher Familienstile ist doch jeder einzelne etwas vollkommen Einzigartiges. Das Feld der Wandelbarkeit zeigt sich am deutlichsten beim Zusammengehen zweier Menschen in der Ehe. Sie kommen beide aus einer solchen einzigartigen Atmosphäre und sollen zusammen einen neuen Stil finden. Ob das eine sich dem Stil des anderen unterordnet, ob beide aus ihren Stilen ein Neues aufbauen: mindestens eines muß an sich den Wandel der Inhaltlichkeit erfahren. Diese Inhaltlichkeiten können sehr weit auseinanderliegen; der gemeinsame Wille, die Aufgabe Ehe zu erfüllen, baut dennoch die Brücken, schafft das Glück der Verähnlichung. Aber irgendwo sind diese Inhaltlichkeiten verwoben mit den Funktionsgefügen, auf denen das Leben beider Eltern steht. Im Felde der Wandelbarkeit wäre die Möglichkeit der Verähnlichung grenzenlos; erst die Verschiedenheit der ererbten Wesensarten zieht dem Vorgang des immer-gleicher-Werdens feste Grenzen. Zwei Menschen mögen sich noch so tief

im selben Inhalt zusammengefunden haben: sind ihre Wesensarten verschieden, nimmt der gleiche Inhalt zwei verschiedene Färbungen an. Ohne weite Ausführung wird das am Beispiel spürbar. Man setze einmal den Fall einer vorbildlichen Stilgemeinschaft zweier Eltern: dann herrschen bestimmte Sitten, Gebräuche, Regelungen des Werktags; hundert Einzelheiten und doch eine Einheit. „Man" tut dies und „man" unterläßt jenes, heißt die Sittenformel für diese Einheit. Scheinbar geschah die gemeinsame Entscheidung für alle diese Inhalte in völliger Freiheit von den ererbten Wesensarten. Aber es ist eben nicht so, daß in einem Feld die Freiheit, in einem anderen, davon abgetrennten, die Wesensart das Leben gestalten; es gibt nur ein einziges Feld der hundert gemeinsamen Inhalte, und in ihm gestalten gleichermaßen Freiheit und ererbte Art. Das Erbe begrenzt die Freiheit. Was man täglich tut oder läßt, wie man seine Feste gestaltet, das alles ist nicht beliebig wählbar. Und die willentlichste Angleichung des einen an das andere in der Familie kann an der Wesensfremdheit des Inhalts eine harte Begrenzung finden, die vielleicht von der Liebe überwunden, aber niemals ausgetilgt werden kann. Ohne ein Wort der Begründung wird dieses Übergreifen der ererbten Wesensart in die inhaltliche Lebensgestaltung an der Weiterführung des Beispiels faßbar. Der Vater ist von Natur schwerblütig, die Mutter heiter. Dann wird die Lebensatmosphäre der Familie von Grund auf anders, je nachdem Vater oder Mutter diese Atmosphäre vorherrschend gestalten. Da sie in nichts anderem besteht als in den hundert Inhalten, Bräuchen, Regeln usw., muß demnach die „herrschende" Wesensart auch über diese Inhalte entscheiden. Herrscht die Art des Vaters vor, dann ergibt sich aus seinem Grau-in-grau-Sehen, aus dem Vorwalten der Schatten gegenüber den Lichtern, eine andere Haltung gegenüber dem gesamten Dasein. Die väterliche Schwere wird irgendwie zum Maßstab der Auswahl unter den möglichen Lebensinhalten; und zwar vom Gebiet des Religiös-Weltanschaulichen bis in die Werktagsgestaltung hinein. Was man den Kindern erlaubt, was nicht, wo ihre Fröhlichkeit als unangemessen gegenüber dem Lebensernst empfunden wird, usw.: all das erfährt seine Beurteilung aus der herrschenden Wesensart des Vaters. Goethe hat das im eigenen Leben tief erfahren:

„vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust am Fabulieren." Gewiß haben die Lebensinhalte nie bloß ein fertiges, „objektives" spezifisches Gewicht; jede Seele, die sie ergreift, verleiht ihnen ihr Gewicht nach ihrer Wesensart. Aber es gibt Inhalte, die für bestimmte Erbcharaktere gewichtslos sind, die irgendwie gemünzt scheinen für eine bestimmte Wesensart, für eine andere nicht. Herrscht z. B. in einer Familie die große Lebensenergie eines Elternteils vor, dann sind alle Inhalte nicht wesensgemäß, die keinen harten Zugriff fordern. So wird alles Beschauliche als eine Art von Luxus oder Weichlichkeit empfunden; vielleicht als „Ausnahme" für seltene Stunden des Ausruhens. Besonders tief gehen die inhaltlichen Unterschiede, wenn väterliche Kühle und mütterliche starke Gefühlsansprechbarkeit sich zum einheitlichen Stil zusammenfinden sollen. Die Mutter wird hundert Dinge wichtig nehmen, die den Vater völlig kühl lassen; was ihr unter Umständen an ihm „zu wenig" ist, empfindet er an ihr als „zu viel". Sie können musterhaft und in ganzer Lebenserfüllung trotzdem einander tragen und gegenseitig der Wesensart des anderen gerecht werden lernen: aus der eigenen Art kann dennoch keines heraus. In dem Bild von Gefäß und Inhalt am Ende des ersten Kapitels war gesagt, nicht jeder Inhalt passe in ein bestimmtes Gefäß. Das wird jetzt — außerhalb des Bildes — an der Wirklichkeit deutlich: es gibt Inhalte, die einer ererbten Wesensart tief angemessen sind, nach denen die Seele ausgreift als nach der eigentlichen Erfüllung; und es gibt Inhalte, die wohl noch willentlich ergriffen werden, denen gegenüber die Seele aber nichts vom Gefühl tiefster Erfüllung spürt. In jeder Ehe muß eine derartige Spanne der Wesensfremdheit ausgehalten werden; das gehört zur Aufgabe. Viel schwerwiegender werden die Dinge, wenn große rassische Verschiedenheit die Spanne unüberbrückbar weit auseinanderreißt; wenn Blut, d. h. angeborene Wesensart, und Boden, d. h. Lebensraum, auf dem der Wesensart ihre Aufgaben und Inhalte zuwachsen, grundlegend verschieden sind. Zeiten völkischer Ermattung sind Blütezeiten der Vermischung fremdester Wesensarten, darum auch Konjunkturzeiten für ... Ehescheidungen. Die Kinder haben die Rechnung zu bezahlen. Was das Dasein fester inhaltlicher

Sitten und Lebensordnungen bedeutet als Bindemittel des Zueinanderfindens rassisch verwandter Menschen — auch und gerade, wenn die Wesensarten auseinanderweisen —, aber auch als Warnungstafeln und Grenzzäune, wo Fremdes zu Fremdem hinstrebt, erlebt unser Volk so gewaltig, daß der bloße Hinweis genügt.

Das eben Ausgeführte erlaubt nun bereits eine erste Abgrenzung von „Erbgebundenheit" und „Raum der Freiheit" innerhalb jeder Seele. Gebunden ist der Mensch zuerst an das ererbte Grundfunktionsgefüge; damit zugleich an die im Vorstehenden nur genannten Folgeeigenschaften. Beides — Gefüge und Folgeeigenschaften — ist Voraussetzung und Grundlage seiner Begegnung mit der Welt. In ihr bietet sich ihm an eine unübersehbare Fülle von Inhalten. Was er liest, womit er sich weltanschaulich beschäftigt, was er im Felde der Kunst liebt, was nicht, wie er sich kleidet, wie er seinen ganzen Alltag regelt, wie er zu seinem Beruf steht, ob er ihn als Zwang des Lebens oder als Berufensein erlebt, welche Landschaft ihm gefällt, wie er jetzt gerade redet, urteilt, überlegt, ablehnt, anerkennt, leidet: all das gehört zur Fülle der Inhalte. In allen diesen Begegnungen mit der Welt wirkt tragend seine ererbte Wesensart. Darüber hinaus ist sie aber mitbestimmend für die Auswahl der Inhalte. Immer wird ihm das Leben auch solche zumuten bzw. schenken, die er selber nicht ergreifen würde. Aber er empfindet — in einer fortlaufenden Übergangsreihe — die einen als ganz wesenseigen, die anderen als seinem Wesen fremd; die einen als Erfüllung, die anderen als Versagung. Bis in das Feld der Inhalte greift also regelnd, umgrenzend, auslesend die ererbte Wesensart ein. Frei und damit eigentliche Aufgabe und Feld der Erziehung ist zweierlei: Einmal das Ertragen der Zumutungen, die das Leben in der Gemeinschaft immer stellt; Zumutungen, nicht in eine Rücksichtslosigkeit gegen andere Wesensart oder Verliebtheit in die eigene zu verfallen. — Zum andern: jeder Wesensart sind gefährliche und wertvolle Inhalte „wesensgemäß"; es gibt keine Artung, die nicht ihre Gefahren in sich trüge. Zwischen Gefahr und Wert sich entscheiden können, heißt aber nichts anderes, als im Feld der Gebundenheit an die eigene Art einen weiten Raum der Freiheit haben. In diesem Raum fällt

z. B. grundsätzlich und dann jeden Tag in zahllosen Einzelheiten neu die Entscheidung: Gemeinnutz oder Eigennutz.

Dies meinte der Satz des ersten Kapitels: Trotz der Bindung in Blut und Erbe besteht ein Raum der Freiheit, in dem es ein selbstgewähltes Aufwärts und Abwärts gibt; verschuldeten Niedergang und gewollten Aufstieg.

Dieser Streifzug führte weit über die unmittelbare, nun zu lösende Aufgabe hinaus, die Folgeeigenschaften aus den verschiedenen Funktionsgefügen darzustellen. Er war nötig aus folgendem Grund. Die Darstellung der Auswirkung eines Funktionsgefüges gewinnt erst volle Wirklichkeitsnähe, wenn man zu dem dargestellten Menschen seine wichtigsten „Gegenspieler" hinzudenkt. Diese sind für das Kind: die beiden Eltern, die Geschwister und der Lehrer. Die Beschreibung der Typen würde aber zu stark mit Beiwerk belastet, wollte man jede Art immer sogleich in die Beziehungen zu anderen Arten stellen. Da im Regelfall innerhalb der Familie solche kleineren oder größeren Abweichungen der Erbcharaktere vorhanden sind, ist es nötig, sich während des Kennenlernens einer Art die Bedeutung der anderen für sie vor Augen zu halten. Dazu wollte der Streifzug vorbereiten: ist die Wesensart der Eltern bis in die Auslese der Lebensinhalte hinein bestimmend, dann wird das Kind durch sie in nachhaltigster Weise betroffen. Die Arten dieses Betroffenwerdens sind Legion. Beherrscht ein Elternteil die Familienatmosphäre, so kann bei Wesensgleichheit des Kindes darin ebensowohl Glück wie Gefahr liegen; Gleichheit kann — das weiß jede Mutter — zu höchster Gemeinsamkeit und zu dauernder Reibung werden. Wie viele Eltern verabscheuen im Kind die Wiederkehr der unerfreulichen Seiten ihrer eigenen Wesensart! Dasselbe ist es, wenn die herrschende Lebensart des einen Elternteils im Gegensatz steht zum Wesen des Kindes. Ergänzung und Auseinanderbrechen stehen da immer scharf nebeneinander. Wer also beim nun folgenden Gang durch das Feld des zweiten Vererbungssatzes den Standort seines Kindes aufsucht, möge nicht vergessen, daß dessen Bedeutung erst voll sichtbar wird, wenn er den eigenen Standort, der doch über den Lebensraum des Kindes mitentscheidet, auch erkennt. Dazu der Streifzug.

Begonnen wird aus den schon genannten Gründen mit der Darstellung der Folgeeigenschaften aus den beiden Polformen der Aufmerksamkeit und Beharrungskraft, also mit den zusammengefaßten Untergruppen A bis F und G bis M.

3. Darstellung der Erbcharaktere.

Die erste Hauptgruppe: Typus der festen inneren Gehalte (vgl. das Schema).

Was bedeuten enge-festgelegte Aufmerksamkeit und zähe Beharrungskraft, vom ersten Lebenstag ab wirkend? Im Kindergarten ist ein Neuling zugezogen. Er „fremdet" und tastet mißmutig die unbekannte Welt ab. Da gibt einer die Losung aus, ein Spiel zu spielen, das ihm aus der alten Heimat vertraut ist. Schon will der kleine Mann aus seiner Zurückhaltung heraustreten, da entdeckt er, daß das Spiel eine Abweichung von der Spielregel enthält, die er gewohnt ist. Seine Augen funkeln Protest; das kaum geöffnete Visier klappt wieder zu. Hat er große Lebensenergie, nimmt er jetzt trotzig den Kampf auf; wenn nicht, so stellt er sich nicht minder trotzig abseits. Das heißt: „feste innere Gehalte" haben. Was hat das mit enger Aufmerksamkeit und starker Beharrungskraft zu tun?

Was — vom ersten Lebenstag ab — in die Seele hineinkommt, wird von der engen Aufmerksamkeit ergriffen. Unbewußt beim Kleinkind; bewußt oder unbewußt beim größeren Kind und beim Erwachsenen. Die Aufmerksamkeit hält es fest wie zwischen zwei Mauern; ein Links und Rechts davon gibt es nicht. Die Beharrungskraft mit ihrer Zähe fesselt das Hereingekommene. Wenn die Seele eine Tafel ist, auf die das Leben seine Zeichen schreibt, dann sind hier die Buchstaben tief und zäh eingegraben. Oder: der Inhalt ist hingemalt wie mit Ölfarben; sauber eines neben das andere; nichts ineinander verfließend. Das geht so weiter durch alle Jahre der Entwicklung. Wahrgenommenes, Vorgestelltes, Gedachtes, Gewertetes, Anerzogenes sitzt fest wie mit dem Meißel eingehauen. Nun gibt es aber für die Seele niemals eine Gegenwart, an der die Vergangenheit nicht mitbeteiligt wäre; gleichviel, ob sie das weiß oder nicht. Ist das allererste Geschehen vorüber, wird die Tafel nie mehr leer-

gewischt: im Neuen, das die Welt zur Seele schickt, wird das Gewesene wach, dem Neuen seinen Platz zuweisend, es abstoßend, seinen Sinn mitbestimmend. Das ist bei allen Menschen dasselbe; und doch grundverschieden bei den einzelnen Typen. Hier, im Felde der starken Beharrungskraft, wird das Gewesene so wach, wie es einst war. Und das Neue muß zusehen, wie es damit zurechtkommt. Feste Gehalte haben: das bedeutet ein ganz besonderes Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt. Das gesamte Verhalten zum Draußen ist entscheidend bestimmt von dem, das je und je innerlich wach ist. Geht die Seele suchend und fragend nach außen, dann breitet sich nicht die ganze Fülle der Welt vor ihr aus; sondern es ist, als hätte sie sich eine Brille aufgesetzt, durch die sie nun in der gewünschten oder erwarteten Farbe sieht. Was nicht diese Farbe hat, bleibt außerhalb der von innen festgelegten Aufmerksamkeit, unbeachtet, jedenfalls ohne Bedeutung. Wenn schon bei allen Menschen Seele und Welt fortlaufend aufeinander zielen, so besteht hier ganz fraglos das Übergewicht des Zielens auf der Seite der Seele. Es gibt z. B. Frauen, die von einem Kleefeld „im Vorübergehen" vierblättrigen Klee pflücken, als wäre der hundertfach da; andere, die trotz eifrigsten Suchens nur zufällig ein solches Glücksblatt finden. Im einen Fall zielt die Seele haarscharf auf die Welt, im anderen nimmt das Draußen die Seele gefangen und läßt sie über seiner Fülle das Gesuchte versäumen, wenn auch nicht vergessen. Oder: ein Pflanzenfreund geht ins Gelände, eine bestimmte Blüte zu suchen. Die ganze Herrlichkeit der Welt ist um ihn gebreitet; und doch nimmt er sie nur nebenbei auf; ihn fesselt die eine Blüte, weil seine Absicht zäh in ihm haftet. Die anderen behaupten, er sei zerstreut; und er ist doch gerade das Gegenteil davon: völlig gefangen. Sein Freund, der Mann vom Gegentypus, ist mit ihm auf die Suche gegangen; er trägt am Abend beglückt eine wohlgefüllte Botanisiertrommel nach Hause, Steine, Käfer, dutzenderlei Pflanzen. Unterwegs erst fällt ihm ein, daß gerade die fehlt, derentwegen er auszog. Vergessen? Beileibe nicht; aber ... es gab so viel Herrliches sonst. Immer und überall hat bei Menschen von festen Gehalten das Drinnen das Übergewicht gegenüber dem Draußen. Manchmal will die Seele aber gar nichts bewußt vom Draußen. Dann klopft es unvermerkt bei ihr an. Aber, indem

der neue Inhalt anklopft, werden blitzschnell alte feste Gehalte wach, springen auf und prüfen wie gestrenge Zollwächter, ob das Neue hineingehört oder nicht. Da fällt einer im Gespräch ein Urteil; schon steht die eigene Stellungnahme da und legt sich als ein sehr genau geeichter Maßstab an das Wort des anderen. Der Mann vom Gegenpol hat auch das Wörtlein „man" im Gebrauch: „man" tut das, „man" macht das so, „man" verhält sich in der Lage so. Aber indes er dem anderen dieses „man" aufwartet, und dessen Antwort empfängt, ist er ganz offen für diese Antwort. Ihm fehlen die festen Gehalte; seine Gehalte sind gefällige Pförtner am Tor zur Seele und — wie jeder gute Pförtner — bereit, mit denen, die durch das Tor wollen, in ihrer Sprache zu reden. Beim Menschen von festen Gehalten ist jeder Schritt in die Welt „Erwartung", d. h. ein fest-eingestellt-Sein von innen her; bei seinem Gegenspieler ein „Abwarten", d. h. Offensein für das, was kommen mag. Feste Gehalte können also — sie müssen nicht — eine große Sicherheit nach außen verleihen: man hat seine festen Maße und Werkzeuge; damit läßt sich rasch und sicher arbeiten. Umgekehrt machen sie aber auch eine innere Unsicherheit doppelt groß: man hat etwa als Maß die festgesetzte Angst in irgendeiner Richtung; dann gibt sie dem Draußen die Farbe. Für alle Menschen von „festen Gehalten" gehört zu den unausweichlichen Folgeeigenschaften ihres Beharrungstypus der Sinn für Gesetz, Regel, Folgerichtigkeit, Form, Formel und Genauigkeit. Dabei muß sich freilich die „Genauigkeit" keineswegs immer mit dem decken, was andere im gleichen Fall als genau empfinden würden. Genau sein, heißt zunächst ja nur: den eigenen inneren festen Ansprüchen gemäß handeln oder urteilen. Genauigkeit und Sachlichkeit decken sich nicht. Dieser Sinn für Gesetz und Regel, für feste Ordnung, äußert sich genau so in einem Leben von kleiner Reichweite wie in dem umfassendster Aufgaben. Dort heftet er sich an die zahllosen kleinen Dinge des Lebens, an die Satzungen eines Vereins, an irgendeine sprichwörtliche Lebensweisheit, an eine Wetterregel, an die Arbeit im Handwerk usw. Das braucht keine Unbeweglichkeit zu bedeuten. Menschen dieser Art können — zumal wenn zu ihrer Wesensart das rasche Tempo gehört — äußerst beweglich sein: aber es ist nie die Beweglichkeit, die sich auf die Umwelt zubewegt, ihr entgegenkommt;

sondern eine, die die Welt blitzschnell einordnet, in sich hineinreißt, auch abfertigt. Alle Urteile haben den Charakter größerer Schroffheit und Endgültigkeit, selbst wenn sie aus innerer Zucht und dem Zwange der Sache später geändert werden. Das ist selbstverständlich, hier, wo der feste Gehalt den festen Maßstab bildet. Ebenso selbstverständlich wie die andere Folgeeigenschaft: das Kritischsein. Ein Mensch der weiten-wandernden Aufmerksamkeit kann, da „drinnen" und „draußen" sich gegenseitig beeinflussen, einer Angelegenheit viel leichter neue Seiten absehen. Darum ist auch sein härtestes Urteil nie so hart wie das des anderen; ein halbes Ja und ein halbes Nein können bei ihm zusammen ein ganzes Urteil ausmachen. Der andere dagegen hebt entweder das Ja gegen das Nein auf, oder er stellt beides hart gegeneinander. Wo über der einen Wesensart immer ein vermittelndes und versöhnungsbereites „Sowohl-als-auch" steht, beherrscht die andere viel mehr ein unerbittliches „Entweder-Oder". Der Sinn für Konsequenz kann — zumal im Bereich eines abwechslungsarmen Lebens — sehr leicht etwas ins „Sektiererische" ausschlagen. Sekte heißt ursprünglich Absonderung, Eigenbrötelei. Kein Wunder, wenn die große Beharrungskraft alles Sein mit ein paar unabänderlichen Maßen mißt. Von der „Entweder-Oder-Haltung" aus geht nie die Seele einfach offen aufnahmebereit in die Welt hinaus; jeder Hingang zur Welt ist viel eher ein die Welt von-sich-Abriegeln oder sie in-sich-Hereinreißen. Die festen Gehalte als Formeln sind solche Mittel der Einfügung oder Abstoßung. Das ergibt neben den großen Prophetengestalten mit ihrer wunderbar geschlossenen und festgefügten Schau auf Welt und Menschentum sehr häufig die Figuren der lächerlichen Besserwisser. Mit festen inneren Gehalten ist es keine Kunst, alles besser zu wissen; nur kommt darüber leicht die Wirklichkeit, das Tatsächliche, zu kurz. Und doch: wo die Wesensart gebändigt und an die Kandare genommen ist, kann sie — auch im kleinsten Kreis des Lebens — Menschen von leuchtender Beispielhaftigkeit hervorbringen; unbeirrt gehen sie den kerzengeraden Weg ihrer Gläubigkeit. Geradlinigkeit beherrscht ganz allgemein alles Denken in diesem Menschenbezirk. Auch wo die Welt schweigt und die Seele im Selbstgespräch mit sich ist, wandern die Gedanken einen festen, geraden Weg; sei es, daß sie einen

Plan für irgend etwas macht, eine wissenschaftliche oder berufliche Frage überdenkt oder einem weltanschaulichen Gedanken nachgeht. Von Gedanke zu Gedanke muß eine haltbare Brücke gebaut sein, soll ihr der Weg gangbar erscheinen. Das hat allerdings die Folge, daß neben innerlich erstaunlich geschlossenen Menschen in diesem Umkreis andere vorkommen, bei denen die einzelnen Inhaltsbezirke der Seele hart gegeneinander stehen, innerlich zerspaltene Naturen.

Alle bisher genannten Folgeeigenschaften bedingen auch eine eigenartige Form der Entwicklung aus der Vergangenheit in die Zukunft bei diesen Menschen. Begegnet ihnen ein alter Freund nach jahrelanger Trennung, dann sind sie entweder — so, als wäre die Zeit mit ihnen stehengeblieben — genau die alten; mit denselben Maßen die Gegenwart messend, wie eine inhaltlich längst abgestorbene Vergangenheit; oder aber sie sind bis zur Unerkennbarkeit „neu" geworden. Es ist, als sei die Vergangenheit tot für sie; mit Stumpf und Stil ausgerottet. Das „Entweder-Oder" beherrscht auch ihre persönliche Geschichte.

Am tiefsten zeigt sich die Bedeutung der Folgeeigenschaften innerhalb des Typus der festen Gehalte da, wo an die Stelle der sachlich-dinglichen Umwelt die Welt der Mitmenschen tritt. Schon in der frühen Kindheit bedeutet die Bildung fester Inhalte eine unerläßliche Erfahrung mit den Mitmenschen: die Erfahrung nämlich, daß andere anders denken, urteilen, leben, spielen, als man es selber tut. Damit sind Mensch und Mitmensch einander ein wenig ferner gerückt, die Spanne zum anderen ist größer geworden. Im engsten Kreis ist das anders: dort erlebt mindestens das Kleinkind volle Geborgenheit, weil Gleichheit der Atmosphäre. Jenseits dieses Kreises aber beginnt sehr früh das Gefühl des Abstandes; es hat während der Kindheit kaum etwas zu tun mit willentlich-bewußtem Sichabschließen; es wächst aus der Wesensart wie die Frucht aus der Pflanze. Ja, es braucht nicht einmal die leiseste Bitterkeit oder Enttäuschung in dem Gefühl wach zu sein. Es ist ganz einfach die Erfahrung, daß das Ich und der Mitmensch nicht so leicht zueinander finden. Das beginnt im Kreis der ersten Gespielen, greift weiter in den des Kindergartens und der Klassenkameradschaft. Man kann allen diesen ersten Kreisen des Lebens tief verbunden sein, und dennoch

bleibt dieses Urgefühl keinem aus der Gruppe erspart. Einmal und dann unaufhörlich wieder und wieder steht gegenüber der Handlungsweise des anderen die eigene zähe Beharrungskraft auf; und mit ihr das vielnachhaltigere Wissen um das persönliche „Andersein". Es gehört für Menschen fester Gehalte zu den Urgewißheiten und -selbstverständlichkeiten ihres Daseins.

Eng verwachsen ist diese Erfahrung mit dem Leben des Gefühls. Ein Kind der Gruppe kann von Natur genau so heiter sein wie eines der Gegengruppe. Im Grad ererbten Frohsinns sind beide unter Umständen völlig gleich. Dennoch strömt aus beiden Seelen die Heiterkeit in ganz verschiedener Form. Wo die eben geschilderten Urerfahrungen aus festen Gehalten fehlen — weil eine andere Wesensart vorliegt —, ist es, als sei die Gefühlswelle ein unmittelbarer Begleiter alles Erlebens; nichts besteht im Verhältnis zum Draußen, das sie zurückhalten würde. Menschen von fließenden Gehalten tragen ihre Stimmung — auch wenn sie gezügelt sind — unmittelbar zur Schau; besser gesagt: sie können sie gar nicht verbergen; ihr Antlitz ist ein getreuer Spiegel der Seele. Im Gegenkreis trifft die Erfahrung aus haftender Aufmerksamkeit und zäher Beharrungskraft, da die Seele eine Einheit ist, zugleich in die Tiefe des Gefühls hinab. Soundsooft hat der feste Gehalt das nach außen zu den anderen strömende Gefühl im Augenblick des Erwachens gebremst. Nun wird allmählich das Gefühl hintergründiger; und zwar in den beiden Äußerungsformen von scheinbarer Kühle und Überempfindsamkeit. Woher das? Es gibt Lebensbezirke von verhältnismäßig alltäglicher, also nicht sehr großer Bedeutsamkeit: Bräuche, Umgangssitten, kurz die ganzen Regelungen des täglichen Verkehrs unter Menschen. In sie ist man hineingewöhnt; sie anerkennen alle mehr oder weniger; dort gibt es also die Erfahrungen des Andersseins viel seltener. Dort kann das „kleine" Gefühl ruhig und ungehemmt einhergehen. Und es gibt Lebensbezirke, in denen die Spannweiten zwischen den Menschen groß werden. Dort herrscht die Erfahrung des Abstandes vor; dort kehrt sie auch unablässig wieder. Aus dieser Gewißheit aber wächst dem Menschen eine Oberfläche und eine Tiefe zu: in den Alltäglichkeiten läuft alles ohne Spannung; die Tiefe, diese oft und oft verletzte Tiefe verschließt man vor der raschen Be-

gegnung mit den anderen. Das wirkt auf sie wie Kühle; ist aber nichts als ein Nichtherauskommen des unter Umständen starken und ursprünglichen Gefühls. Die Kehrseite dieser scheinbaren Kühle heißt Überempfindsamkeit; und zwar in den Augen der anderen. Immer wieder erleben sie, daß einer aus der Gruppe der „Festen" auf ein Wort im Gespräch so einschnappt, daß das Gewicht des Wortes und das der Antwort im Gefühl in gar keinem faßbaren Verhältnis zu stehen scheinen. Wie können sie ahnen, daß das Wort in der Seele des anderen weit über seine gemeinte Bedeutung hinaus ein ganzes Bündel von Erlebnissen wachrief, die alle in einen festen Gehalt zusammengeflochten sind. Kennzeichnend für diese Überempfindlichkeit ist folgendes Beispiel: Drei Freunde, zwei von fließenden, einer von festen Gehalten, kennen sich seit Jahren. Die beiden ersten verabreden eines Tages eine gemeinsame Reise. Der dritte ist im Augenblick nicht anwesend; so vergessen sie, ihn aufzufordern. Erst nach der Abreise erfährt er davon. Wie einen winzigen Stachel setzt die enge Aufmerksamkeit in ihm den Gedanken fest, die beiden „hätten etwas gegen ihn". Aber er sagt kein Wort nach ihrer Rückkehr; und sie bleiben ahnungslos; wundern sich nur über eine gewisse Stille und Zurückhaltung. Sein Gedanke aber läßt ihn nicht los. Jede Woche, bald jeder Tag bringt etwas Neues, das wie eine Bestätigung ist. Aus dem kleinen Anfangsverdacht ist der Kern einer Lawine geworden. Und eines Tages bringt ein harmlos gemeintes Gesprächswort die Lawine ins Rollen. Die Freunde sind sprachlos; sie meinten etwas Unscheinbares mit ihrer Rede; nur war sie ein Tritt auf ein Schneebrett, von dem sie nichts ahnten. Solche Rückwirkungen kommen in zahllosen Spielarten bei Menschen fester Gehalte vor. Der Gegenspieler nennt sie Überempfindlichkeit; und meint von sich selber, er würde in solchen Fällen immer lieber beim ersten Anlaß ein reinigendes Gewitter vorziehen, nach dem die Luft sauber sei wie zuvor. Aber er kennt nicht aus eigener Erfahrung, was das Verhaftetsein an einen Gedanken bedeutet für das Leben des Gefühls. Er nennt das „Spleen" oder „Vogel". Dies alles gilt für den Umkreis völlig gesunder Menschen. Es ist aber ein wichtiger Hinweis auf die tiefen Zusammenhänge zwischen Körperbau und Erbcharakter, daß die schizophren Erkrankten mit dem besonders häufigen Krankheitsmerkmal der schweren Wahnideen

denselben Körperbauformen angehören, wie die gesunden Menschen fester Gehalte. So unbegreiflich für den Gesunden die Wahnidee ist, so nahe doch ihre Nachbarschaft zu Dingen, die bei ganz gesunden Menschen vorkommen. *Haftende Aufmerksamkeit und zähe Beharrungskraft sind immer Grundlagen solcher Gedankenballungen.* In der Sphäre des Normalen kann daraus ein wunderbar geschlossenes weltanschauliches oder philosophisches System werden; beim einfachsten Manne eine musterhafte Durchherrschtheit des ganzen Lebens von einer Glaubensgewißheit, die ihn erfüllt.

In jeder Begegnung mit anderen wird beim Menschen fester Gehalte die haftende Binnenwelt wach; *seine* Meinung, *seine* Wertung, *seine* Regel, *sein* Gedanke. Kein Wunder deshalb, wenn das Hintergründigbleiben des Gefühls sich allen nicht ganz vertrauten Menschen gegenüber bei der ersten Begegnung und noch lange darnach als *heruntergeklapptes Visier* äußert. Das wird schon im körperlichen Ausdruck sehr deutlich: *die Augen* von Menschen dieser Gruppen schauen nicht wie offene Spiegel in die Welt, sind niemals völlig „draußen". Auch dem freiesten Blick spürt man noch ab, daß die zielende — von innen her aus dem wachen Festen zielende — Seele ihn steuert; irgendwie sind die Augen ins Innere zurückgewendet; als fragten sie nach innen, was draußen zu suchen sei. Sie verraten — auch bei den schwach Aktiven — mehr Angriff und Abwehr als einfaches Hingehen zur Welt. Sie sind nicht so sehr Spiegel der Welt als Spiegel des festen Inneren, das ihr entgegentritt. Das alles hat nichts mit Gemeinschaftsfeindlichkeit zu tun. Es kündet nur — im Vergleich mit der Gegengruppe — einen besonderen Auftrag in der Gemeinschaft und für sie an. Dieser ist nun aufzusuchen; mit dem Vorbehalt freilich, daß in diesem Typus die Gefahr eines Versäumens des Sonderauftrags besonders groß ist ... aus der ererbten Art heraus. Scheinbare Kühle und Überempfindsamkeit (sofern nicht, wie in Gruppe C und F, die Ansprechbarkeit des Gefühls überhaupt gering ist) sind die in der ersten Obergruppe vorherrschenden Formen des Gefühlsverlaufs; entspringend aus den festen Gehalten. In der Einheit der Seele hält die zähe Beharrungskraft nicht nur den augenblicklichen Inhalt, sondern auch das ihn begleitende und bewertende Gefühl sehr fest. Beim Gegentypus

schießt die Gefühlswelle rasch empor; ebenso schnell fällt sie ab; und macht mit einem neuen Inhalt einer neuen Welle Platz. Hier aber haftet sie zäh und überströmt eher neu Hinzukommendes, als daß sie sich über ihm verlieren würde. Das bedeutet aber wiederum eine Abnahme der Unmittelbarkeit gegenüber der Mitwelt. Zwei Menschen von fließenden und festen Gehalten treten gemeinsam in eine neue Gemeinschaft ein; sie gehen etwa zu einem Schulungskurs. Auf irgendeiner Baracke treffen sie die neuen „Kameraden". Beide kennen keinen von den Neuen; beide „fremden" und fühlen sich höchst unbehaglich. An der Art, wie die zwei aus dieser Ausgangsstellung herausfinden, tut sich die Wesensverschiedenheit kund. Der eine wirft sehr bald ein Wort ins hinkende Gespräch, macht einen Witz, hilft einem anderen seine Decken überziehen, entdeckt dabei, daß jener mit ihm zu gleicher Zeit an irgendeinem fremden Ort war, redet einen zweiten auf eine Familienähnlichkeit an; kurz: er macht alle Tore seiner Seele weit auf, die neuen Menschen hineinzulassen. Ohne viel Anstrengung seinerseits holt ihn die neue Lage in sich herein; er und Baracke Nr. Soundsoviel vereinigen sich. Der andere, sein Freund, ist, wie er selber, voll des besten Willens, alles für das Werden der Kameradschaft herzugeben. Dennoch läuft sein Weg völlig anders. Da ist einer, der einen „bestimmten" Tonfall samt einer „gewissen" Mundartfärbung spricht; schon wird in ihm die Erinnerung wach an einen höchst unsympathischen Burschen, der genau so redete; sollte dies hier eine zweite Auflage von dem Kerl sein? Er will beileibe nicht ungerecht werden; aber da muß man schon ein wenig abwarten, wie der andere sich weiterhin entpuppt. Wieder einer jagt — so ganz nebenbei — ein Urteil über irgend etwas in die Baracke; nein, darüber denkt er nun schon ganz anders; komisch, wie ein Mensch überhaupt solch ein Urteil haben kann; also heißt es auch dem zweiten gegenüber einmal zuwarten. Ein dritter zieht einen Gedichtband aus dem Koffer; es ist ausgerechnet der Dichter, den er selbst auch liebt; das muß also ein feiner Kerl sein; mal sehen, ob sich da nicht ein Gespräch lohnt ... aber ... heute lieber noch nicht. Vorsicht, Zurückhaltung, „Visier herunter": auch die von Mißtrauen gänzlich freie Seele von festen Gehalten fängt ihren Weg zu neuen Menschen allemal aus innerer Zwangsläufigkeit mit diesen Losungen an. Die

anderen empfinden das wie eine kleine Mauer oder Glaswand zwischen sich und ihm; sie halten ihn für einen sehr erträglichen, sicher wertvollen Menschen, einen gar nicht üblen Kameraden ... aber sie sind sich einig darin, daß bei ihm hinter der ruhig-höflichen Oberfläche eine Tiefe liegt, in die er keinen so rasch blicken läßt. Sich nicht leicht einpassen, eingewöhnen, einfühlen können: das gehört zu jeder Gruppe in dieser Hauptgruppe unausweichlich. Sie alle leben zur Welt der Mitmenschen wie zu der der Dinge in größerer Spannung, in angeborenem „Abstand". Zu ihrem Erbschicksal gehört deshalb immer auch das tiefere Gefühl der Einsamkeit. Mit den aus festen inneren Gehalten wachsenden Ansprüchen an „gültige" Gemeinsamkeit wächst das Wissen, daß das Leben sie nur selten erfüllt; damit zugleich das Erleben des Alleinseins. Auch der Mensch von der Gegengruppe wird unter Umständen vom Leben an die Grenze geführt, an der er mit Mörike, der zu der Gegengruppe gehört, fragt und antwortet: „Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde ganz, wie er möchte, sein? — In langer Nacht bedacht ich mir's und mußte sagen: Nein!" Aber auch sein letztes Alleinsein bleibt immer noch umfaßt und übergriffen von einer größeren Nähe zu Welt und Mitmenschen. Das kommt gerade in den Worten Mörikes zum Ausdruck: „ganz, wie er möchte ..."; die Begrenzung liegt hier offenbar nicht so sehr in der eigenen Art, als in der des anderen; die Mauer ist draußen, nicht im eigenen Inneren. Wieviel mehr von der Begrenzung durch die eigene feste Art und der aus ihr entspringenden Einsamkeit verraten dagegen die Worte des Mörikeschen Gegenspielers Rilke an einen jungen Dichter: „Lieben ist zunächst nichts, was aufgehen, hingeben und sich mit einem zweiten vereinen heißt (denn das wäre eine Vereinigung von Ungeklärtem und Unfertigem, noch Ungeordnetem), es ist ein erhabener Anlaß für den einzelnen, zu reifen, in sich etwas zu werden, Welt zu werden für sich um eines anderen willen"; und an anderer Stelle spricht er — sehr bezeichnend und im direktesten Gegensatz zu dem „des andern werden"-Wollen bei Mörike — vom Lieben „unter unsäglicher Angst um die Freiheit des anderen". Das heißt aber nichts anderes, als in der fremden Seele die gleiche Festigkeit der Gehalte erwarten wie in der eigenen.

Das Leben mag einen Menschen solcher Art in die vielfältigsten Beziehungen zu Mitmenschen hineinstellen; innerste Nähe und Freundschaft wird er stets nur wenigen lange erprobten Freunden gegenüber spüren. Denn wie das Gefühl des Einsamerseins und des größeren Abstandes für ihn zwangsläufig aus seiner Aufmerksamkeits- und Beharrungsform entspringt, so auch die unablässige Erfahrung, daß zwischen Ich und Welt mehr Möglichkeiten des Zusammenstoßes und Gegeneinanderprallens bestehen als bei den Andersgearteten. Auch dann, wenn er von Natur wenig angreiferisch ist, wie die Gruppen D—F mit ihrer geringen vitalen Energie. Haften am eigenen Inneren heißt stets, nicht loskommen können von sich selber[1]), und in diesem Mangel an Umstellungsfähigkeit liegt ja die Vergrößerung der Spannung, also die Erhöhung der Möglichkeiten zum Zusammenstoß; mindestens zum Nicht-zueinander-kommen-Können. Das bricht stets schon durch im kühl sachlichen Zusammenarbeiten mit anderen. Wilhelm Ostwald hat in seinem Buch „Große Männer" die größten Naturwissenschaftler in „Klassiker" und „Romantiker" der Wissenschaft geschieden.[2]) Ohne daß er dabei den Zusammenhang mit den ererbten Aufmerksamkeitsformen gesehen hätte, kommen in der Unterscheidung Zug um Zug alle geschilderten und noch zu schildernden Folgeeigenschaften aus fließenden und festen Gehalten zum Ausdruck; und — das ist besonders wichtig — gerade bei Männern, die ihr Beruf zu einer besonders verantwortungsbewußten Sachlichkeit und Aufgeschlossenheit gegenüber dem Draußen, nämlich der Natur, verpflichtete. In dem Buch kommt er auch auf die Lehrtätigkeit beider Gruppen zu sprechen und erzählt von dem „Klassiker" Helmholtz sehr bezeichnend: Helmholtz habe oft eine Frage eines Schülers nicht sogleich beantwortet, sondern eine Antwort am anderen Tag versprochen. Den Tag darauf habe er sich ausführlich geäußert, doch so, daß der Fragende kaum mehr einen Zusammenhang seiner Frage mit der Antwort des Meisters gesehen habe. So sehr war die gefragte Sache — Sinn für Gesetz, Regel, Konsequenz! — in

1) Das hat, wohlgemerkt, zunächst mit Selbstsucht gar nichts zu tun; die großen Propheten hingebender Liebe gehören ja auch zu der Gruppe.

2) Näheres darüber in Pfahler, System der Typenlehren. S. 70ff. (Vgl. Literaturverz.)

die eigenen Gedankengänge von Helmholtz hineingebaut worden. Es ist — auch den „bloßen" Sachen gegenüber — keineswegs gleichgültig, ob man mit festen Fragen an das Draußen herangeht, ja, mit einer ganzen Kette scharf ineinandergefügter Fragen, oder ob man die Grundhaltung einnimmt, die sich, statt zu fragen, viel mehr fragen läßt von der Welt. Das eine sind die Klassiker, das andere die Romantiker. Will man die beiden Ausdrücke auf eine kürzeste Formel bringen, die keine Mißverständnisse aus geschichtlichen Festlegungen dieser Worte mehr zuläßt und ebenso für die Dichter und den Durchschnittsmenschen gültig sind, so kann man sagen: die Klassiker sind mehr die „Ergreifenden", die Romantiker mehr die „Ergriffenen". Daß beide Ausdrücke sich einzig auf das Verhältnis von Seele und Welt, nicht aber auf die Grade und Arten der Gefühlsansprechbarkeit beziehen („ergriffen" nicht = im Gefühl aufgewühlt), muß in diesem Zusammenhang selbstverständlich sein. Auch wenn man stärkste Gefühlsansprechbarkeit besitzt und zugleich geringe vitale Energie, ist man noch in dem dadurch bedingten Sichzurückziehen vor der Welt der (freilich nun ablehnend) Ergreifende, nicht der Ergriffene; auch in solchem Ausweichen vor der Welt bleibt die feste Seele im Übergewicht gegenüber der Welt.

Diese ganze Gruppe der sich auf das Zusammenleben mit anderen Menschen beziehenden Folgeeigenschaften gewinnt ihre stärkste Mächtigkeit da, wo der Weg über die rein sachlichen Beziehungen hinausführt in die Welt der Wertsetzungen. Dort erst wird ganz erfaßbar der besondere Auftrag in der Gemeinschaft, der der Gruppe zukommt. Der Gegensatz von Mensch und Welt bezog sich, solange es nur um das Verhältnis zur dinglichen Welt ging, auf das von innen her Wache und draußen Gesuchte oder Erwartete einerseits und die Fülle und Vielfalt der Welt andererseits. Hier im Bereich menschlicher Wertungen spitzt er sich zu dem Spannungsverhältnis „Sein und Sollen" zu. Wo fortlaufend einer seine festen inneren Werte und Wertmaßstäbe an die Mitmenschen heranträgt, muß er erfahren, daß die Menschen vielfach nicht so sind, wie sie seiner Wertsetzung nach sein sollten. Wo an die Stelle rein sachlicher Verschiedenheit die der Wertungen tritt, verdoppelt sich sozusagen die Spannung zum Mitmenschen, wachsen Erlebnis des Andersseins, Fremd-

Staats-Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Lin

heitsgefühl und alles damit Zusammengehörende, von dem oben die Rede war. Im Felde der Werte greift die „Entweder-Oder-Haltung" bis an die Wurzeln des eigenen Daseins. Kritischsein, Vorsicht, Zurückhaltung, Verhaltenheit, erschwerte Anpassung erhalten nun den Charakter der Härte, Unbeugsamkeit; werden zu Eigenwillen, Festigkeit, Eigen-Sinn. Der Mitmensch wird am persönlichen „man soll" gemessen; hundertmal hält sein Sein dieser Messung nicht stand. Darin schlummern nicht unbeträchtliche Gefahren der Wesensart: vom Eigen-Sinn zum Eigensinn, von der festen Wertung zur Ungerechtigkeit und Kurzsichtigkeit gegen Menschen anderer Ansicht und Art ist nur ein Schritt. Aber von den Gefahren soll hier noch wenig die Rede sein. Ganz unverkennbar ist der Dienst an der Gemeinschaft, der durch solche Wesensart möglich wird. Menschen von festen Gehalten sind die Gesetzgeber, Richter und Garanten des Inhalts, der jeweils die Gemeinschaft trägt und zusammenbindet. Sie sind irgendwie mit ihrer zähen Beharrungskraft das Gewissen ihrer Gemeinschaft; immer wieder feststehend zu dem, was „gilt", was „sein soll"; bis hinab in den kleinen Verein, wo sie um einen einzigen Paragraphen das Ganze aufs Spiel setzen können. Ihnen liegt es wesensmäßig nicht, dem anderen eine Sache schmackhaft zu machen, wenn dieses Schmackhaftmachen auch nur entfernt den Preis eines Kompromisses kostet. Was sie tun, geschieht „aus Prinzip", auch wenn sie sagen: „ich bin aus Prinzip kompromißgeneigt." Gäbe es diese von Natur Radikalen nicht, bliebe in keiner Menschengemeinschaft lebendige Auseinandersetzung im Gang; das Volksgewissen würde ruhiger und geruhsamer; dafür ärmer und unlebendiger. Daß dieses Leben aus Prinzipiellsein in jeder der Untergruppen eine völlig andere Gestalt annimmt, sei nur deshalb hier schon vermerkt, weil sonst in der Vorstellung des Lesers zu leicht die stark Aktiven und die sehr Ansprechbaren einseitig in den Vordergrund geraten. Die stark Energischen innerhalb der Gesamtgruppe treten im Ablauf der Geschichte in eine immer wiederkehrende eigenartige „Arbeitsteilung" mit den sehr Aktiven aus der Gegengruppe: das Neue in vollkommener Reinheit hinstellen kann keiner so wie sie; in der Gegengruppe taugt man nicht zum Propheten, wofern zur „Prophetie" jeder Art Fanatismus gehört. Die aber, denen es wesensmäßig gegeben ist,

Neues unter Menschen mannigfaltigster Art zu bringen, es mit großer Einfühlungskraft in ihre Herzen zu tragen, sind Menschen von fließenden Gehalten. Aber im Fortschreiten der Zeit fällt immer wieder den „Festen" die Aufgabe zu, zu verhindern, daß das für alle Zurechtgemünzte nicht veralltäglicht und verwischt wird, sich nicht in der Gewohnheit verliert; daß es ewig neu in die Herzen gehämmert wird nicht bloß mit Geschäftigkeit, sondern mit der fanatischen Zähe, die allein aus festen Gehalten wächst. Es sieht nun leicht so aus, als wären die Festen gegenüber den Fließenden die Zuverlässigen und Charaktervollen. Wie wenig das der Fall ist, zeigen zwei kleine Überlegungen. Man kann im Verrat fanatisch sein und seine zähe Beharrungskraft einsetzen für eine Gemeinheit oder ein bloßes Schlagwort. Und man kann — in der Gegengruppe — bei aller Offenheit für Welt und Mitmenschen leidenschaftlich treu sein. *Jeder Erbcharakter hat seine ihm allein eigenen Gefahren und seine eigenen Stärken. Über Gefahr oder Stärke wird nicht durch Geburt und Zeugung entschieden, sondern durch Erziehung und Selbstzucht.*

Damit wird die erste Hauptgruppe verlassen und zur Darstellung der Gegengruppe übergegangen. Zweierlei darf dabei nicht vergessen werden: die Übergangsformen zwischen den Gruppen und die sechs Untergruppen, die von jeder Obergruppe umschlossen sind. Erst nach Darstellung der Gegengruppe wird von ihnen zu reden sein.

Die zweite Hauptgruppe: Typus der fließenden inneren Gehalte (vgl. das Schema).

In das Bild der Menschen von festen inneren Gehalten sind schon mehrfach Züge aus dem Gegenbild zum Vergleich eingezeichnet worden. Im Vergleich lernt man die Unterschiede am deutlichsten sehen. Darum werden am Eingang des zweiten Personenkreises noch einmal beide Gruppen gegeneinandergestellt; und zwar in dreifacher Hinsicht: in der Art, wie sie sich als Organisatoren betätigen und in den Formen ihrer Beeinflußbarkeit und Berechenbarkeit. *Organisieren* heißt für den Menschen von festen Gehalten, das ihm anvertraute Wirkungsfeld so durch-

gliedern, daß es in jeder Hinsicht seinen Grundsätzen, seiner Idee entspricht. Die Art dieses Wirkungsfeldes kümmert ihn dabei verhältnismäßig wenig; das Feld ist für ihn und seine Idee da, nicht er für das Feld. Das kann trotzdem geschehen mit vollkommener Uneigennützigkeit, ja Dienstbereitschaft gegenüber den Menschen, die in dem Feld stehen. Eine gewisse Neigung zur Einheitlichkeit, zur „Uniformierung" haftet aber jedem Organisator aus dieser Gruppe an; sie gehört für ihn zu den Voraussetzungen der Überschaubarkeit; und ohne die tut es sein Sinn für Folgerichtigkeit und Genauigkeit nicht. Dem Leben mag dabei hin und wieder ein wenig Gewalt angetan werden. — Hauptsache: daß die Sache klappt wie am Schnürchen. Man sieht: das „Schnürchen" ist die eigene beherrschende Idee. Beim Menschen von fließenden Gehalten ist Leitbild für seine Organisation nicht die persönliche Idee, der beherrschende konstruktive Gedanke; sondern die richtige Zusammenpassung von Organisationsaufgabe und Wirkungsfeld, auf das sie sich bezieht. Beide, Aufgabe und Ort der Erfüllung, sind ihm gleich wichtig. Und er nimmt, wenn nicht vor allem anderen, dann doch bestimmt auch genau Kenntnis von den Menschen oder Umständen, die organisiert werden sollen. Nicht wie sein Gegenspieler impft, ja hämmert er jedem Beteiligten seine Gesichtspunkte ein. Seine große, aus seinem Wesen entspringende Kunst ist, in jeden Mitarbeiter oder in die Organisation Einzubeziehenden sich hineinzuversetzen und gewissermaßen in dem anderen drin die besten Ansatzpunkte für die gemeinsame Arbeit aufzufinden und wachzurufen. Wird für seinen Blick das Feld anders, so ändern sich wie von selbst auch Angriffsform und Zielpunkt der Organisation. — Ähnliches gilt für die Beeinflußbarkeit der Menschen beider Gruppen. Nach allem über die erste Gruppe Gesagten sieht es fast so aus, als paßte das Wort „Beeinflussung" dort überhaupt nicht. Aber der Mensch von festen Gehalten muß ja genau so unausgesetzt lernen im Leben wie die anderen. Wo es also nicht bei der für ihn oft naheliegenden einfachen Abstoßung dessen bleibt, was da in die Seele herein und in ihr ein Neues schaffen will, hat die Welt und der betreffende Mensch selber einen viel umständlicheren, mühsameren Weg zu machen: zu soundso vielen Bezirken seiner Seele hat das Neue noch keinerlei anerkennbare Beziehungen; ehe sie nicht hergestellt sind — und

zwar haltbar und wohl verstrafft —, bleibt das Neue ausgeschlossen, oder es liegt noch wie ein Fremdkörper in der Seele; eine Art Geheimnis vor dem eigenen Herzen. Die zweite Möglichkeit der Einflußnahme ist die, daß der neue Gehalt sofort als ganz zugehörig erfaßt wird, als eine Bestätigung, ja Vollendung eigener Gedanken; dann ist er auch sogleich so zäh in die Seele eingegraben wie irgend etwas zuvor. Wenn eine Mutter sich wegen der „Beeinflußbarkeit" ihres Kindes von solcher Wesensart sorgt, dann nicht, weil sie ein unaufhörliches Vielerlei fürchtet; sondern weil ihr das plötzliche Hinübergehen ihres Kindes in ein fremdes, vielleicht unerwünschtes Inhaltsfeld und der Radikalismus dabei, das Verhaftetsein an das Neue Unruhe machen. Beim Kind der Gegengruppe weiß sie, daß es nie unlösbar oder überzäh sich an einen fremden Inhalt heften wird. Ihre Sorge geht da in ganz anderer Richtung: Beeinflußbarkeit heißt hier Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit; meint also die Gefahr des nirgends in-die-Tiefe-Grabens. Auch beim erwachsenen Menschen von fließenden inneren Gehalten sieht Beeinflussung anders aus als in der Gegengruppe. Wie in der Organisation, so ist er, auch wenn er sehr klare und feste Ziele verfolgt, im Weg und in aller Gestaltung sozusagen gebunden an die Landschaft, durch die der Weg führt. Das heißt, er ist ganz anders offen für das Draußen; und er wird, bei aller Entschiedenheit, von draußen nach innen so beeindruckt, daß seine Seele als Gewicht und die Welt als Gegengewicht sich die Waage halten. Diese Form der Beeinflußbarkeit kann am äußersten Pol so weit führen, daß die Welt übergewichtig wird gegenüber dem Inneren. Für solche Menschen ist es dann gut, als Freunde oder Führer Menschen der anderen Art neben sich zu haben, die sie aus dem Ab- und Weiterschweifen immer wieder in die klare Richtung reißen. — Und endlich die Berechenbarkeit. Warum sind alle Menschen fester Gehalte irgendwie unberechenbarer als ihre Nachbarn? Für den, der ihnen lange und nahe verbunden ist, sind sie gewiß besonders „berechenbar" auf Grund ihres inneren Feststehens auf dem als richtig Erkannten. Er weiß von ihrem Inneren und weiß darum auch, womit er zu rechnen hat. Für alle mehr außerhalb Stehenden bedingt derselbe Grund genau die gegenteiligen Folgen. Sie mögen noch so sehr die Festigkeit des anderen kennen; er zeigt ihnen

— soweit es sich um die Inhalte handelt — ja doch nur die Oberfläche. Die Tiefe bleibt weithin verschlossen; und man weiß nicht, wohin ein Wort, eine Handlung in der Seele des Festen treffen werden. Das ist seine Unberechenbarkeit. Umgekehrt scheint für die Gegengruppe viel mehr das Wort Berechenbarkeit zu passen. Gewiß weiß man auch bei ihnen keineswegs immer, wohin ein Wort trifft. Da sie aber grundsätzlich nach außen *aufgeschlossener* sind, sind sie *auch mehr aufschließbar*. Das heißt: ist der erste Schuß ein Fehltreffer, dann bleibt immer noch die Möglichkeit, daß Drinnen und Draußen sich zueinander hinspielen. Darin liegt ihre Berechenbarkeit. Die Gefahr der Unberechenbarkeit dagegen trägt hier ein völlig anderes Gesicht. Zu ihrem Wesen gehört die oben geschilderte Beeinflußbarkeit. Sie macht, wie eben gezeigt, diese Menschen berechenbar. Freilich nie in dem Sinn, daß sich von ihnen wie von den anderen, deren feste Gehalte man kennt, im voraus genau sagen ließe: so und so wird er sich verhalten. Dazu fehlt ihnen die zähe Beharrungskraft, die „Unabänderlichkeit" der Wertungen. Sondern nur in dem Sinn, daß man sicher mit ihrer Beeinflußbarkeit rechnen kann und daß zuletzt die Rechnung doch aufgehen wird. Aber gerade in dieser Linie liegt auch ihre eigentümliche Unberechenbarkeit: weil sie so beeinflußbar sind, ist viel weniger sicher, ob man heute noch mit dem rechnen darf, was sich einen Monat zuvor ergab. Diese Form von Unberechenbarkeit braucht sittlich nicht anrüchig zu sein. Wo sie freilich durch Treue nicht gebändigt ist, wird sie das.

Was hat all das mit weiter-wandernder Aufmerksamkeit und geringer Beharrungskraft zu tun? Wieder taucht also die Frage nach dem Zusammenhang von Grundfunktion und Folgeeigenschaften auf. Sie ist nun für die zweite Hauptgruppe — mit ihren Untergruppen G bis M — zu beantworten (s. S. 48). Die Antwort kann nach dem ersten Personbild wohl abgekürzt werden, soll aber nicht fehlen, da für das Verständnis der Erblehre im ganzen die klare Erkenntnis dieses Zusammengehörens von Funktion und Folgeeigenschaft wesentlich ist. Die Aufmerksamkeit in der besprochenen Gruppe arbeitete wie ein wohlgezielter Pfeil: die Seele der Schütze, die Welt die Scheibe. *Die weite-wandernde Aufmerksamkeit* der neuen Gruppe verläuft vom ersten Lebenstag ab anders: sie *ist eine*

Welle, die über ein Stück Land dahinläuft; abhängig in ihrem Lauf durchaus von der Gestalt der Landschaft. Die Seele ist das Meer, das die Welle ausschickt, die Umwelt das Land, über das sie läuft. Was neu in die Seele hereinkommt, ist nicht tief eingegraben, sondern — wie mit Wasserfarben — leicht hingemalt. Die geringe Beharrungskraft fesselt es nicht, wie bei der Gegengruppe die zähe; sie sorgt nur ganz allgemein dafür, daß es nicht einfach verlorengeht. Der „Gefangene" kommt nicht in Zellenhaft, sondern er wird nur verpflichtet, nicht außer Landes zu gehen. Daraus entspringt ein völlig anderes Verhältnis zwischen Mensch und Welt. Kommt ein zweites und drittes Geschehen an das Tor zur Seele, dann steht nichts Festgewordenes, zäh Gehaltenes auf; kein scharfer Maßstab, auf dessen Skala nur die Worte „entweder — oder" stehen. Im Inneren ist alles locker, bildsam, fließend geblieben. Bei gefühlsstarken Menschen der Untergruppen G, H, K und L mag wohl ein starkes Gefühl den Inhalt ergriffen haben: die geringe Beharrungskraft erstreckt sich wie auf den Inhalt auch auf das Gefühl. Das heißt nicht, bei Menschen von fließenden Gehalten sei keine Festigkeit oder kein klarer innerer Besitz vorhanden. Aber der Besitz wird anders verwaltet und verwandt. Er ist wie ein Kapital, das immer neu statt im Bankfach niedergelegt zu werden in der Welt eingesetzt wird. Das von außen Kommende und das innen Aufgewachte stehen nicht wie Fremdlinge gegeneinander; sie gehen unmittelbar zueinander, eines das andere gestaltend. Es ist schon wie beim Malen mit Wasserfarben: die Farben fließen ineinander hinein; und das ergibt u. U. schönste Wirkungen. Nimmt man das Beispiel der drei Freunde von S. 62 und setzt an die Stelle des „Einschnappenden" von festen Gehalten einen Mann aus der neuen Gruppe: auch er wird „einschnappen" und zunächst an dem Gedanken herumbeißen, die beiden Freunde haben etwas gegen ihn. Nun kommen sie von der Reise heim; auch er ist etwas zurückhaltend, verstimmt. Aber gegen die harmlose Ahnungslosigkeit der zwei, die ihm aus ihrer fröhlichen Erzählung entgegenströmt, kommt sein Mißtrauen nicht auf; es sitzt ja nicht in der zähen Haft der Seele. Es wird von außen her einfach umgewandelt. Ist der Mann sehr temperamentvoll, dann jagt wohl die Gefühlswelle noch einmal hoch; er macht einen „Rie-

senkrach". Aber man sieht schon im Gewitter, daß sich der Himmel aufhellt. Die zwei Sünder versichern ihre Absichtslosigkeit und bekennen ihre Unachtsamkeit; wie sollte er diesen Worten widerstehen: die Welle des Gefühls fällt ab, wie sie stieg, getragen und mitgenommen von den Worten der Freunde. Drinnen und Draußen gestalten sich gegenseitig. Nicht anders ist es, wenn die Seele ihre Fühler nach außen streckt. Vielleicht hat sie sich ein ganz bestimmtes Ziel gesteckt; sie will etwas Bestimmtes erledigen. Das geschieht auch. Aber ihr Hingang zur Welt ist nie nur ein geradliniges Durchstoßen zum Ziel. Es fliegt ja kein Pfeil; es läuft eine Welle. Und die Welle muß sich den Unebenheiten des Geländes anpassen; sie läuft hierhin und dorthin und doch zum Ziel. Auch Menschen von fließenden Gehalten haben ihre festen Pläne, Meinungen, Urteile, Lebensregeln usw. als Instrumente des Lebens. Aber alle diese Instrumente sind nicht wie für einen bestimmten Griff in die Welt geeicht, sondern umstellbar, je nachdem es das Draußen fordert. Auch der überdachteste Plan ist nur ein Richtungsweiser; ändert sich die Lage, so wird der Plan ihr sofort angepaßt. Der große Stratege z. B. von festen Gehalten muß selbstredend wie sein Gegenspieler die Kunst meistern, seine Maßnahmen blitzschnell denen des Gegners anzupassen. Aber noch in die letzten Anpassungen hinein greifen bestimmend ein die grundsätzlichen Regeln seiner Strategie. Für ihn besteht das Abenteuerliche seines Berufs in der Meisterung der Zufälle mit seinen feststehenden Mitteln und Instrumenten. Für seinen Gegenspieler heißt Abenteuer: innerlich so gelockert und frei sein, daß er jedes Spiel der Zufälle sofort durchschaut; und dann in vollendeter Anpassung an das Zu-Gefallene seine Mittel und Werkzeuge wählt. Beide Wege führen den Könner zum Erfolg, den Stümper ins Verderben. Das eine Mal ist es das Verderben aus Enge und Beschränktheit und Eigensinn; das andere Mal aus Unbestimmtheit und Leichtfertigkeit.

Das Beispiel lehrt etwas für alle Glieder der Gruppe Gültiges: da die Seele im Ausgriff nach der Welt sich nicht von festen Gehalten bestimmen läßt, ist sie dem Draußen in viel umfassenderer Weise offen. Sie holt nicht — wie Menschen vom Gegenpol — die ihr passenden Stücke der Welt in sich herein; viel eher könnte man sagen, die Welt hole die Seele zu

ihrer ganzen Vielfalt hin. Die Aufmerksamkeit wandert, die Beharrungskraft hält sie dabei nicht hart fest: das ergibt bereits die Offenheit für die Vielfalt der Welt. Beurteilt man das alles von der Schwergewichtsverteilung zwischen Ich und Umwelt aus, so bleibt kein Zweifel, daß das Binnenseelische hier weniger gewichtig ist als die Welt. Früher waren beide Haupttypen durch die Begriffe „Erwartung" und „Abwarten" getrennt; diese Unterscheidung wird jetzt auch für die neue Gruppe begründeter. Am Gegenpol bestimmt stets die Seele, was herein soll, was nicht; was draußen gesucht wird, was nicht. Für Menschen von fließenden Gehalten ist alle Welt mehr „zufällig", wenn man das Wort in der ursprünglichen Bedeutung des Zu-Fallens nimmt. Zufälligkeit und Übergewichtigkeit des Draußen gehören unlösbar mit weiter-wandernder Aufmerksamkeit und geringer Beharrungskraft zusammen. Kennzeichnend dafür ist folgendes Beispiel. Zwei Forscher schlagen zwei völlig verschiedene Wege zur Lösung eines Problems ein; sie sind beide überzeugt, daß der Weg des anderen ebenso falsch ist wie der eigene richtig. Nun kommt ein Mann von fließenden Gehalten dazwischen. Für ihn gibt es dieses Entweder-Oder gar nicht. Ohne daß er viel dazu tut, sieht er entscheidende Gemeinsamkeiten in beiden Wegen; und wie von selber spielen die beiden in ihm sich zusammen in einen dritten Weg, der sie beide enthält. Während die Welt für den Mann der Festigkeit nur das Gesicht hat, das er von ihr erwartet, zeigt sie dem anderen eine Überfülle von Gesichtern; er mag wählen, wie er will. Das hat in jeder sachlichen Arbeit die Folge, daß sie mit einem ausgesprochenen Feingefühl für „Konjunktur" angepackt wird. Das Wort wirkt leicht anrüchig. Das ist hier nicht gemeint. Es ist vielmehr der Sinn für das, was die Gesamtlage je und je hergibt, was nicht; und die Einstellung von Aufgabe — und Durchführung auf dieses Gefühl; eine große Gelockertheit und Beweglichkeit. Der Zu-Fälligkeit entspricht freilich oft auch ein gewisses „von ungefähr". Wo die innere Verhaftung und mit ihr die strengen Maßstäbe fehlen, gibt sich die Seele in Denken, Planen und Handeln leicht zufrieden mit dem Bewußtsein: die Sache wird schon klappen und in Ordnung sein. Ein wenig haben alle Menschen dieser Gruppe die Neigung, fünfe grade sein zu lassen; also

sich mit dem „von ungefähr" zufrieden zu geben. Sie sind — auch bei großer Lebensenergie — im Vergleich zu ihren Nachbarn stets mehr Getriebene als Treibende; getrieben eben von den Inhalten, mit denen ihnen die Welt begegnet. Das macht zugleich ihren stärkeren Wirklichkeitssinn aus. Während die anderen ihre Festigkeit an die Wirklichkeit draußen herantragen, sie straff einfügend oder hart abstoßend, gehen sie völlig aus sich heraus und in die Wirklichkeit hinein. Darum ist bei ihnen die Gefahr einer Vergewaltigung der Umwelt geringer; um so stärker aber die des Sichverlierens an das Draußen. Schon der kleinste Bursche aus der Gruppe überragt seine Gegenspieler durch ausgesprochene „Wendigkeit". Das ist selbstverständlich: wo dem Draußen nicht die ganze Verfestigung des Inneren begegnet, herrscht nicht die beim Gegentypus geschilderte Spannung und Entfernung zwischen Ich und Welt. Ich und Welt stehen im Verhältnis der „Nähe" zueinander. Die Losung heißt: ich habe die Welt, und die Welt hat mich; und das ist eben Wendigkeit. In alledem wird bereits wieder eine eigentümliche Gefahr dieses Menschentypus sichtbar. Wo hier keine Selbstzucht und -kritik herrscht, werden Wendigkeit und Sinn für Konjunktur zur Charakterlosigkeit. Ist die Beherrschung vorhanden, dann sind sie besondere Stärken dieser Art. Dann befähigen sie den Menschen, Zusammenhänge, Angriffspunkte, Möglichkeiten zu erfassen, wo die anderen längst alle Hoffnung aufgaben. Es ist ja im Leben immer auch einmal so, daß nicht nur der Mensch von festen Gehalten eigenwillig und widerborstig ist, sondern auch die Welt: andere Menschen oder Dinge. Dann finden Menschen von festen Gehalten und Umwelt überhaupt nicht mehr zueinander; und dann ist die Stunde des Mannes von fließenden Gehalten gekommen. In der Frontkameradschaft haben diese findigen Burschen eine ganz eigene Rolle gespielt; zumal wenn hinter der Findigkeit ein verläßlicher Mensch steckte.

Das führt bereits in die letzte Erörterung hinüber; zum Verhältnis dieser Gruppe zum Mitmenschen. Schon an der Art, wie der neue Typus sein Gefühl direkt und ungehemmt strömen läßt, verrät sich sein Wesen. Da ihn die Erfahrung des Andersseins und der Fremdheit viel seltener und vor allem viel weniger hart trifft, fehlen die Umstände, die das Gefühl hinter-

gründig machen, die eine Tiefe scheiden von einer Oberfläche. So wie das innerlich sachlich Bereite sich mit der Sache, die von außen kommt, verbindet und zusammenfindet, so strömt auch das Gefühl unmittelbar daher. Ein Barometer, das man jederzeit an Haltung und Miene ablesen kann. Wo die Zügelung fehlt, hat man leicht das Empfinden, Menschen dieser Art tragen ihre Seele auf dem Präsentierteller vor sich her. Der Magnet im Inneren, der Inhalt und Gefühl bindet, fehlt. Allen — auch den Gezügelten — gemeinsam ist darum die Unmittelbarkeit. Auch die zu den Mitmenschen. Vom Menschen der Gruppe her gesehen: ihm schlägt nicht der reißende Strom seines Inneren die Brücken zu den anderen weg. Auch wenn der andere mit seiner Ansicht und Wertung zunächst als höchst fremd empfunden wird, sind ja die Maßstäbe für dieses Fremdsein keineswegs unabänderlich.[1]) Er findet, indem der andere sich ihm aufschließt, auch auf Notstegen zu ihm hin; ja in ihn hinein. Es ist bei diesen Menschen so, als ginge die Seele wirklich aus sich heraus und in den anderen hinein. Sie wittert das andersgeartete Schicksal und kann nicht anders, als es gelten lassen und in allen seinen Teilen aufsuchen. Die große Einfühlungsfähigkeit ist nichts anderes als das Fehlen einer sachlich und gefühlsmäßig straffen inneren Gebundenheit. Freilich wird oftmals das Sichgenügenlassen an Notstegen zu den anderen bezahlt mit einer geringeren Tiefe der Verbundenheit. Um zwei Gegenwartsworte zu gebrauchen: diese Menschen sind vielleicht, verglichen mit dem Gegentypus, mehr gesellschafts- und weniger gemeinschaftsfähig; wenn man unter Gesellschaft die losere zweckbestimmte, un-

1) NB.: Solange sie nicht in einer Treue oder Gläubigkeit verankert sind, die mit Erbcharakter nichts zu tun haben. Man muß — gerade im Blick auf die beiden großen Erbcharakterhauptgruppen — zwei durcheinander gehende Begriffe von „Treue" wohl auseinanderhalten: a) Treue als außersittlichen Begriff im Sinn des Haftens an Dingen, Wertsetzungen, Urteilen usw.; in diesem Sinn sind Menschen von festen Gehalten mehr zur „Treue" „veranlagt" als solche der Gegengruppe; in diese Richtung weisen auch gelegentliche Ausführungen von Clauß über das Treusein als artgemäßen, ererbten Rassestil der fälischen Menschen — und b) Treue im sittlich-religiösen Sinn, die nicht im Aufmerksamkeits-Beharrungsstil eines Menschen wurzelt, sondern in der Kraft des sittlichen Willensentschlusses, des Pflichtgefühls und der Liebe.

ter Gemeinschaft die tief innerlich weltanschaulich begründete Verbindung der Menschen versteht. Von den Mitmenschen aus gesehen sind sie anpassungsfähig und beeinflußbar. Selbst wenn man sie — u. U. ahnungs- und absichtslos — reizt, haftet nicht die dann wachgerufene Inhaltlichkeit der Seele zäh; sie sind von Natur versöhnbarer. Das zeigt sich an der Art, wie sie mit ihren eigenen Maßstäben und Lebensregeln umgehen. Dadurch, daß diese nicht immer und immer wieder in gleicher Gestalt auftauchen, haben sie weniger den Charakter unumstößlicher Gesetze und Formeln des Lebens, als eben den einer Art von „Gebrauchsanweisungen". Infolge dieser ihrer Wandelbarkeit werden sie immer wieder neu der Nachprüfung am Leben unterworfen und in ihr u. U. bereits umgestaltet. Wie alles in der Gedankenwelt dieser Menschen, bleiben auch solche Formeln in konkreter Lebendigkeit, statt sich zu abstrakter Endgültigkeit zu verhärten. Sie sind darum nicht wie beim Gegentyp Mittel zur Auseinandersetzung, sondern Bindemittel zwischen Menschen. Prinzipien sind für sie Gestaltungsmittel des Daseins, immer wieder am Leben nachgeprüft und umgearbeitet; für die Gegengruppe Lote und Richtmaße des Lebens.

All das gilt auch für die Welt der Werte und führt darum bereits auf den besonderen Auftrag dieser Menschen für die Gemeinschaft und in ihr hin. Sie sind im Zusammenleben der Menschen die Mittler und Brückenbauer; die Ausgleichenden, Menschen der Mittellinie; auch Werber für eine Sache. Schickt man sie — gleichviel ob in kleinen oder großen Lebensverhältnissen — in die feindlichen Lager, dann verstehen sie es ausgezeichnet, die Einigungsmöglichkeiten herauszufinden. Bei der Gegengruppe ist demgegenüber eher die Gefahr, daß der Mittler bei der einen Partei hängen bleibt und sich ihr mit Haut und Haaren verschreibt; oder wenigstens die Möglichkeit der Vermittlung gar nicht wahrnimmt. Das weiß man aus aller Politik. Wo es gilt, rücksichtslos die gültige Idee vor Anhängern und Gegnern aufzupflanzen wie ein weithin leuchtendes Feuerzeichen, werden stets Menschen von festen Gehalten eingesetzt. Wo es aber nötig wird, ein Bollwerk des Unverstandes zu erstürmen, setzt man einen Mann ein, der sich in den geheimsten Schlupfwinkeln der zu Erstürmenden auskennt und darum weiß, welche Kaliber

man auf sie schießen muß. Den tragenden Untergrund von Revolutionen z. B. bildet immer die Gruppe der von Natur Fanatischen. Sie — so hieß es früher — sind die Richter, Propheten und Garanten der Idee. Wo es aber gilt, die Masse der Trägen nicht nur hochzuscheuchen aus ihrer Schwerbeweglichkeit, sondern ihr eine Idee „mundgerecht" zu machen, hat die Gegengruppe Platz. Sinn für die Lage, die Konjunktur setzt allemal voraus die Fähigkeit, in die anderen eingehen zu können. Auch dann, wenn die Zeit erfüllt ist und die Massen durch feste Organisation erfaßt und gehalten werden müssen, braucht es immer wieder den Fanatiker; während die anderen das Räderwerk der ungeheuren Maschine zusammenbauen, hat er den Funken bereit, der sie in Fahrt bringt. Nicht umsonst hat Erich Jaensch auf die Zusammenhänge von Weltpolitik bzw. Diplomatie mit den die einzelnen Völker vertretenden Erbcharakteren hingewiesen (s. den Nachtrag seines Buches: „Grundformen menschlichen Seins"; Leipzig, Joh. Ambros. Barth). Für die diplomatische Zusammenarbeit von Menschen fließender Gehalte ist kennzeichnend die Konferenz mit politischen Tees und gegenseitigen Gastmählern, bei denen der Mächtige den Schwachen in liebenswürdigsten Formen übers Ohr haut. Darin liegt bereits ein letzter Hinweis auf die Stellung beider Gruppen innerhalb des menschlichen Urverhältnisses von Führung und Gefolgschaft: innerhalb der Führung eignen sich Menschen von festen Gehalten mehr zum „Anführen", solche von fließenden besser zum „Ausführen"; innerhalb der Gefolgschaft haben sie beide verschiedene Aufgaben; von diesen war bei beiden Personbildern die Rede. Und auf den Zusammenhang von Führung und Gefolgschaft gesehen gilt: von beiden Wesensarten hat erbmäßig die eine mehr die Eignung zum Führen, die andere mehr die zur Nachfolge. Dieser letzte Satz gilt freilich in erster Linie für die Menschen von großer Lebensenergie, also für bestimmte Untergruppen der beiden großen Hauptgruppen.

Die zwölf Untergruppen (A—M).

In die beiden Hauptgruppen waren zusammengefaßt je sechs Untergruppen. Gemeinsam war ihnen die Zugehörigkeit zu einer der beiden typischen Polformen der Aufmerksamkeit-Beharrungskraft und zu deren Folgeeigenschaften. Es hat sich gezeigt, daß diese

Folgeeigenschaften sich zwangsläufig ergeben aus dem Vorhandensein einer bestimmten Grundfunktion. Was die zusammengefaßten Untergruppen voneinander trennt, ist die Zugehörigkeit zu verschiedenen Polformen innerhalb der beiden anderen Grundfunktionen: der Lebensenergie und der Gefühlsansprechbarkeit. Jede der zwölf Untergruppen stellt also ein bestimmtes Funktionsgefüge und seine besonderen Folgeeigenschaften dar: eine Aufmerksamkeitsform, zusammenwirkend in der Einheit der Seele mit einer bestimmten Energie und einer bestimmten Ansprechbarkeit des Gefühls. Wie verschieden nach den Folgeerscheinungen aus dem Zusammenspiel der Grundfunktionen jede dieser Gruppe von der anderen ist — auch bei Gleichheit der Aufmerksamkeitsform —, würde dem Leser bereits klar, wenn er die vorangegangenen Beschreibungen jetzt wieder lesen würde unter der Fragestellung, welches Gesicht die dort entwickelten Folgeeigenschaften annehmen, wenn man sie bald mit schwacher, bald mit starker Aktivität, bald mit angeborener Wesensheiterkeit, bald mit Schwerlebigkeit oder Gefühlskühle verkoppelt denkt. Sofort würde sich aus den genannten Folgeeigenschaften eine ganze Fülle von Spielarten ausgliedern, die alle mit dieser Verkoppelung zusammenhängen.[1])

Eine geeignete Brücke zur Darstellung der Untergruppen bilden die Dichter.[2]) An ihnen lassen sich beispielhaft und im Feld einer bestimmten Lebensaufgabe die Eigenschaften der beiden Hauptgruppen aufweisen. Der Aufweis führt aber zugleich schon in die Gegensätze der Untergruppen und damit in die eigentliche nun zu erledigende Aufgabe hinein.

Zunächst zwei Gruppen von Namen: Schiller, C. F. Meyer, Hebbel, Hölderlin, Hesse, Rilke — und: Reuter, G. Keller, L. Thoma, O. Ernst, M. Claudius, Mörike. Wären in der ersten Gruppe nicht die Namen Schiller, Meyer und Rilke dabei, könnte man auf die Vermutung kommen, es handle sich um den Unterschied zwischen angeborener Heiterkeit

1) Es lohnt, beim Weiterlesen fortlaufend die hinten lose beigefügte Tafel der Grundcharaktere zu benützen.

2) Man vergleiche dazu den Abschnitt „Die Dichter" meines Buches „Vererbung als Schicksal", S. 148—184.

und Schwerblütigkeit. Der erste Eindruck, der auf den eigentlichen Unterschied in stärkster Unmittelbarkeit hinweist, ist folgender: jeder Name der ersten Gruppe atmet Spannung; jeder der zweiten Spannungslosigkeit. Wem auch nur ein wenig die Werke der genannten Dichter geläufig sind, der wird das ohne die leiseste Möglichkeit des Zweifels so empfinden. Wer die Saiten seiner Seele entspannen will, greift zu der Gruppe Keller usw.; wer die Saiten für eine kühne Melodie stimmen möchte, geht zur Gruppe Hölderlin usw. In dieser Tatsache lebt der Gegensatz von Dichtung aus festen und fließenden Gehalten auf: die erste Gruppe umfaßt jene, die zweite diese. Alle früher genannten Folgeeigenschaften werden lebendig. Ohne sie hier im einzelnen zu wiederholen, wird einfach gefragt, wo sie im Werk der Dichter greifbar werden. Bei Schiller, Hebbel und Meyer, die in ihrer Gruppe die größte Lebensenergie besitzen, kommt die Verbindung von festen Gehalten mit dieser Energie zum typischen Ausdruck im dramatischen Schaffen. („Dramatisches" Schaffen sind auch die Meyerschen Novellen.) Der Mensch mit dieser Funktionsverbindung wird angreiferisch. Er kämpft leidenschaftlich mitten in der Vielheit und Andersartigkeit der Welt um die Durchsetzung seines Sollens gegenüber dem Sein. Bei Hebbel wird das Drama durchgehends aus angeborener, immer durchbrechender Schwerblütigkeit zur Tragödie. Und sein ganzes tragisches Schaffen hat bezeichnenderweise eine einzige Grundthematik: den Untergang des Menschen, der sich mit seiner Wesensart gegen eine Welt, die anders denkt und urteilt, zu Tode kämpft. Darin kommt bereits die früher erwähnte Tatsache zum Ausdruck, daß einem bestimmten Funktionsgefüge nicht alle Lebensinhaltlichkeiten gleich wesensgemäß sind; hier in der Wahl der Thematik. Bei Hebbel ist die Schwermut wohl am nachhaltigsten. Gemeinsam ist den drei Dichtern die Geradlinigkeit, mit der bei ihnen die Schicksale vom ersten Anklingen der Verschlingungen an abrollen; Spieler und Gegenspieler sind in tiefen Schlagschatten gegeneinander abgesetzt, so daß schon aus ihrem Beisammensein die Unausweichlichkeit einer bestimmten Schicksalserfüllung sich ergibt. Daß Goethe nicht in dem Ausmaß das Tragische beherrscht, hängt bis in Einzelheiten nachweisbar zusammen mit seiner größeren angeborenen Heiterkeit und seinem Stehen zwischen den beiden

Polgruppen der Aufmerksamkeit. Ganz anders stehen die stark Aktiven der Gegengruppe im Leben: Reuter, Keller, Thoma, Ernst. Man kann angesichts des Reuterschen Lebensschicksals gewiß nicht behaupten, seine Heiterkeit sei nicht angeboren, sondern stamme aus einem günstigen Lebensgeschick. Aber der Unterschied zwischen der Gruppe und der eben geschilderten besteht gar nicht so sehr in der Verschiedenheit der Gefühlsansprechbarkeit, die gewiß nicht bestritten werden soll. Er liegt in einer grundsätzlich anderen Stellung zur Welt. Nirgends ist mehr etwas von dem Ausgriff ins Leben, der von dem innerlich Festen gesteuert wird, nirgends die Spannung zwischen Ich und Welt; dafür überall die früher beschriebene Nähe. Die Menschen werden genommen gerade so, wie sie sind. Nicht das Ich mißt sie mit einem festen Maßstab. Im Gegenteil: alles, was in dieser Gruppe geschrieben wird, wirkt wie aus einer zufälligen Begegnung stammend; nicht erwartet und aufgesucht, sondern zugefallen und vom Leben dem Dichter geschenkt. Von der Atemlosigkeit, mit der der Leser ein Hebbelsches Geschick verfolgt, ist hier nirgends mehr auch nur eine Spur. Es ist, als greife der Dichter wie zufällig in die Fülle der Welt, freute sich über das Ergriffene und reichte es dem Leser weiter: sieh, so ist die Welt. Vor allem fehlt jene Geradlinigkeit des Durchstoßes, die das Schaffen der Dramatiker kennzeichnet. Schicksale, in schwerster Spannung zwischen Mensch und Welt verlaufend, kennt ein Reuter nicht; so geläufig ihm aus persönlicher Erfahrung ist, wie hart das Leben mit dem Menschen umspringen kann; davon legen der Anfang der „Stromtid", „Kein Hüsung", die „Festungstid" usw. Zeugnis ab. Der Unterschied von Ergreifen und Ergriffenwerden, der früher genannt war, kommt in diesem Fehlen der Geradlinigkeit und der Gestaltung aus innerem festem Formwillen zum Ausdruck. Dichter von fließenden Gehalten sind nicht Erforscher unheimlicher Schicksale — auch wenn sie schwerblütig sind, nicht — sondern „Spaziergänger" durchs Leben; hier von etwas festgehalten und dort verweilend; und dann doch wieder ihren vorgenommenen Weg gehend. Ein Musterbeispiel dafür ist Kellers „Grüner Heinrich". Nicht weniger bezeichnend das „Sinngedicht", in dem die Rahmenerzählung nicht mehr ist als ein lose geschlungenes Band um einen sehr bunten Blumenstrauß menschlicher Herzensdinge.

Gemeinsam ist beiden Gruppen das Beherrschtsein der Dichtung von starker vitaler Energie: die Gestalten der Reuter, Keller usw. sind nicht „heldisch" im Sinne tragischen Heldentums; aber doch lebensprühende, zupackende, kräftige Kerle. Dichter von fließenden Gehalten lassen ihren Nachen einfach in den Strudel der Welt hineingeraten und sich dann mittreiben. Das gibt — wenn sie von angeborener Heiterkeit sind — ihrer Heiterkeit den besonderen Charakter des „Humors" (Gruppen G und K) gegenüber der am Gegenpol (Gruppe A; weniger D) beheimateten Ironie und Satire. Was ist Humor in diesem Gegensatz zur Satire? Humor haben heißt: ohne den festen Maßstab hingehen zu Menschen und Dingen, auflesen, was einem dabei begegnet und — mag es noch so merkwürdig sein — es lachend den anderen weisen: hat der Herrgott nicht einen großen Tier- und Menschengarten? Humor färbt auch die bitteren Dinge des Lebens mit der Farbe gelassener Fröhlichkeit; weil er ihnen ihre „andere Seite" abzulesen vermag. Er ist ein bloßer Spiegel des Lebens, freilich mit einem geheimnisvollen Zauber versehen, auch dem Trüben einen Glanz zu verleihen, ohne ihm seine Wirklichkeit zu entziehen. Wenn Reuter oder Keller lachen über einen Menschen, den ihre Feder formt, hat man stets den Eindruck, sie seien selber dieser Mensch. Das ist der Ausdruck der „Nähe", wenn sie sich mit naturhafter Heiterkeit zusammentut. — Die gleich starke angeborene Heiterkeit gibt es auf der Gegenseite auch. Aber sie erfährt eine völlige Wandlung im Zusammengehen mit den festen Gehalten. Wo Spannung und größere Ferne zwischen Ich und Welt ist, Steuerung des Hingangs zur Welt von innen her, kann man die Fülle der Welt unmöglich hinnehmen, so wie sie sich einem gerade und zufällig schenkt. Man möchte es wohl manchmal können, so „unbefangen" und gelöst wie die Kameraden aus der Nachbarschaft. Aber wenn man eben meint, die Fülle in ihrer unverkümmerten Wirklichkeit zu ergreifen, regt sich im Inneren etwas und sagt: „aber ..." Im Ausgriff nach der Welt klingt, ganz ungewollt, dieses „Aber" schon mit. Wie soll man es zum Verstummen bringen, wenn das „Ja", mit dem man der Welt begegnen möchte, draußen etwas vorfindet, das den persönlichen Maßstäben für dies „Ja" so sehr widerspricht? Wo aber in der Begegnung des Menschen mit dem

Draußen dieses „Aber" herrscht, wird die Heiterkeit spitzig, der Spiegel zeigt nicht einfach mehr das Abbild; Sollbild und Seinsbild fließen zur Karikatur ineinander: aus Humor ist Satire und Ironie geworden. Schiller hat seine „Xenien" höchst bezeichnend mit den Worten gerechtfertigt:

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäss'rigten Speisen
so den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft.

Wie fröhlich lachend hätte ein Reuter oder Keller den Pedanten gemalt, der seine Neigung zum Kleinkram der Sprachreinigung zugewandt hat; und wie höhnisch klingt Schillers Xenion dagegen:

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern.
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Und er, der große Menschenkenner, hat gewußt, wie tief Pedanterie in der ererbten Wesensart verwurzelt ist:

Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein.

In seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" spricht er von „einem sehr merkwürdigen psychologischen Antagonism [1]) unter den Menschen, der, weil er radikal und in der inneren Gemütsform begründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte." [2])

Raabe steht (mit mittlerer vitaler Aktivität) in der Mitte zwischen fließenden und festen Gehalten. Will man die Folgeeigenschaften, die aus diesem Funktionsgefüge entspringen, benennen, gerät man in eine eigenartige sprachliche Verlegenheit: es stellt sich nämlich heraus, daß unsere Sprache die in solcher „Mitte" wachsenden Züge nicht eigens mit besonderen Namen benennt, sondern eben durch eine Bezeichnung der beiden Gegenpoleigenschaften festlegt. Dabei handelt es sich nicht um ein „sowohl fließend, als auch fest sein"; die Zugehörigkeit zur Mitte schafft eine völlig eigene Wesensart. Wie Hebbel von seiner Art aus eine Grundthematik seines Schaffens hat, so auch Raabe. Bei ihm fehlen gleichermaßen Tragik wie Humor und Satire, wofern man

1) Gegensatz; d. Vf.

2) Ausführliches darüber in: Pfahler, „System der Typenlehren", S. 101ff.

die Bezeichnungen in der oben festgelegten Inhaltlichkeit nimmt. Seiner Thematik kommt man näher, wenn man bedenkt, daß Raabe die Welt zeichnet wie der Humorist, seine Hauptgestalten jedoch wie der Dichter von ganz festem Wesen. Die Spannung zwischen Ich und Welt wird nicht dadurch zu Ende gebracht, daß der Held noch im Untergang mit seiner Losung recht behält gegenüber der Welt. Die Wirklichkeit ist völlig so genommen, wie sie ist; in sie ist der Mann der festen Gehalte hineingestellt, fast hineingeworfen; aber ... er soll sie bestehen. Daher bei Raabe auch immer neu das Vorkommen zweier Menschenarten: alt und reif Gewordener, die das Leben meistern lernten, und junger Eigenwilliger, ja Eigen-Sinniger, die an deren Beispiel das Leben hinnehmen lernen, wie es nun einmal ist. In diesem Zueinander von fester Eigenart und voller Wirklichkeit hat beides keinen Raum mehr: nicht die Ironie und nicht der Humor. Es wächst das Eigenartige, das man den besonderen Raabeschen Humor genannt hat, und das unsterblich immer wieder Menschen aller Wesensarten in seinen Bann holt. Bei den Dichtern von festen Gehalten bekommt — gegenüber der fast unheimlichen „Wirklichkeit" im Inneren der Hauptfiguren — die Wirklichkeit selber oft einen Zug von Unwirklichem. Dadurch wirkt das Drama außergewöhnlich, überalltäglich. Bei Raabe bleibt der volle Lebenswerktag bestehen; und seine „Helden" wirken deshalb so unmittelbar lebendig und vorbildlich, weil sie bei aller Eigenbrötelei und Selbstwilligkeit diesen Werktag als Untergrund ihrer Tapferkeit hinnehmen müssen. Während das Drama im Hörer „Hochspannung" erzeugt, der breit fließende Roman eines Keller „Entspannung", gibt Raabes Kunst ganz schlicht: Kraft und Mut zum Leben.

Wo bei Dichtern der fließenden Gehalte die Aktivität schwach ist, ändert sich nichts Entscheidendes: auch sie schwimmen im Strom des Lebens mit; nur eben mehr als Zuschauer und weniger als Mitspieler und -gestalter. Auch bei Mörike und Claudius ist der Eindruck vorherrschend, daß die Dinge ihnen zu-fallen; daß keinerlei Spannung zwischen dem Dichter und der Welt besteht. Claudius steht, wie mit allem, was ihm begegnet, so auch mit dem Gevatter Tod auf Du und Du.

Bei der Gegengruppe bewirkt das Zusammentreffen

kleiner Lebensenergie mit den Folgeeigenschaften aus enger Aufmerksamkeit und zäher Beharrungskraft die Absonderung von der Breite der Wirklichkeit; den Aufbau einer „Welt neben der Welt". Fester Gehalt und große Kraft machen angreiferisch; das zeigt sich an Schiller, Meyer und Hebbel. Schon bei Hölderlin ist aller Angriff dahin; an seine Stelle — wie sollte man sonst das Leben bestehen? — tritt die „Welt mit Auswahl", das vorsichtige Sichhintasten zu den Stücken der Wirklichkeit, die dem eigenen Inneren entsprechen; und in alledem der Aufbau einer eigenen Welt. Sein Griechenland ist weder das des klassischen Altertums noch das der griechischen Aufstände gegen die Türkei; ein erträumtes Land, bevölkert von den Menschen, die die Phantasie des Dichters erzeugt. Ein Land voll von Dunkel und Tragik; die wesensmäßige Schwermut liegt wie ein Nebel auch über diesem persönlichsten Umkreis der Seele: „Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhen ..." Während der der Welt nahe und mit ihr ausgesöhnte Schwerblütige der Gegengruppe den Grund seiner Schwere im eigenen Wesen liegen weiß und deshalb verstummt (es gibt so gut wie gar keine Dichter in dieser Gruppe)[1]), bleibt für die Hölderlinnaturen immer noch die Klage über die Unaufhebbarkeit der Spannung zwischen Welt und Ich, Sein und Sollen als starker Antrieb zum dichterischen Schaffen.

Die Gegensätze der Folgeeigenschaften aus den beiden durch die Buchstaben D und K in den Tafeln bezeichneten Funktionsgefügen kommen mit besonderer Schärfe heraus in der Gegenüberstellung von Rilke und Mörike.[2]) Der Leser mag aus Zitaten und Schilderung selbst die früher genannten Züge wiederfinden und ihre Färbung durch die anderen Funktionen entdecken. Im „Stundenbuch" sagt Rilke: „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehn ..."

---

1) Vgl. Näheres in „Vererbung als Schicksal", S. 178 ff.

2) Zugrunde liegt dieser Darstellung eine unveröffentlichte erbcharakterkundliche Arbeit meiner Schülerin, Regine Kehr, über „die Stellung zur Welt bei Rilke und Mörike." Rilke hat unbestreitbar Perioden einer Monate, ja Jahre anhaltenden Melancholie und Schaffensunfähigkeit gehabt; in seiner Dichtung steht er auf der Grenze zwischen Gruppe D und E, jedoch mit deutlicher Annäherung an D.

Mörike sagt von sich: „Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen, sehnend, sich dehnend in Lieben und Hoffen. Frühling, was bist du gewillt? Wann werd ich gestillt?“ Der eine ist beschaulich-hingegeben; der andere läßt seine Ringe sich „über die Dinge ziehn“. Rilke lebt jahrelang völlig abgeschlossen von allen Menschen in dem alten Turm von Château de Muzot; dieses Sichvergraben wirkt wie ein Bild zu seinem Wissen um das Schicksal, von dem er in den „Briefen an einen jungen Dichter“ Kunde gibt: „Es ist nötig, daß uns nichts Fremdes mehr widerfahre, sondern nur das, was uns seit lange gehört. Man hat schon viele Bewegungsbegriffe umdenken müssen; man wird auch allmählich erkennen lernen, daß das, was wir Schicksal nennen, aus den Menschen heraustritt, nicht von außen her in sie hinein.“ Dazu gehören die Worte aus den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“: „. . ., daß so das Leben sein würde: Voll lauter besonderer Dinge, die nur für Einen gemeint sind, und die sich nicht sagen lassen . . . Ich stellte mir vor, wie man herumgehen würde voll von Innerm und schweigsam . . . Der Einsame ist der Heilige, der sich zusammenhält und abschließt und so den Neid der anderen heraufbeschwört.“ — Während so für ihn das Schicksal auf der Waagschale des Inneren ruht und er betet: „O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod“, bittet Mörike mitten in die Vielgestaltigkeit des Lebens und des durch das Leben gestalteten Schicksals hinein: „Wolleſt mit Freuden und wolleſt mit Leiden mich nicht überschütten! Doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden.“ Seine nicht große Lebensenergie ängstet sich vor dem Überschüttetwerden; aber es ist nichts in ihr, das sich vor der Welt als einem Fremden abschließen möchte. Selbst in Zeiten der Schwermut geschieht der Hingang in die Stille nicht aus dem Gefühl der Fremde oder der Abstoßung; sondern eher aus der Angst vor dem Verschlungenwerden und aus dem ihr entspringenden Willen zur „Verborgenheit“: „Laß, o Welt, o laß mich sein! Locket nicht mit Liebesgaben, laßt dies Herz alleine haben seine Wonne, seine Pein.“ Es sind „Liebesgaben“, vor denen er sich in die Stille flüchtet. Wie sich selbst, weiß er auch seinen Liebling Mozart mitten in der Schwermut die Fülle der Welt fangend und gestaltend; in der „Reise nach Prag“ sagt er das ausdrücklich: „Gram aller Art und Farbe, das Ge-

fühl der Reue nicht ausgenommen, war er als eine herbe Würze jeder Lust auf seinen Teil gewöhnt. Doch wissen wir, auch diese Schmerzen rannen aufgeklärt und rein in jenem tiefen Quell zusammen, der aus hundert goldenen Röhren springend, im Wechsel seiner Melodien unerschöpflich alle Qual und alle Seligkeit der Menschenbrust ausströmte." Nicht die Spannung gegen Welt und Mitmenschen, sondern nur der Einschlag von Schwerblütigkeit und die kleine Kraft, also die Sorge vor dem „Zu viel von dieser schönen Welt", läßt Larkens seinem Freunde, dem „Maler Nolten" sagen: „In allem Ernst, ich glaube, daß deine künstlerische Natur, um ihre Ursprünglichkeit zu bewahren, ein sehr bewegtes Leben nicht verträgt. Eben die edelsten Keime deiner Originalität erforderten von jeher eine gewisse stete Temperatur, eine heimliche melancholische Beschränkung als graue Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit." Ja, die *Verborgenheit* darf nichts von Abkehr gegenüber der Welt haben; sie muß *mitten in der Welt* bleiben, nur eben *da, wo sie still ist und ohne Überforderung*. *Mörike* legt Mozart diesen seinen bescheidenen Lebenswunsch in den Mund: „Ein Gütchen wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorf, in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben! Den Morgen über fleißig bei deinen Partituren, die ganze übrige Zeit *bei der Familie*. Bäume pflanzen, deinen Acker besuchen, im Herbst mit den Buben die Äpfel und die Birn' heruntertun; bisweilen eine *Reise in die Stadt* zu einer Aufführung und sonst, von Zeit zu Zeit *ein Freund und mehrere* bei dir — welch eine Seligkeit!" *Liebe und Mitmenschen: Mozart-Mörike* braucht die Freunde und von Zeit zu Zeit das Hingehen in den Betrieb der Welt; ihn freuen sie alle der Reihe nach, so wie sie ihm gerade das Leben in den Weg laufen läßt: der Knabe mit dem Immlein, der Jäger, das verliebte Mädchen, Josefine die Sängerin, der Gärtner, Fritz mit dem Meisenschlag, seine Bauern und zuletzt sein Rezensent; und wo ihm diese Fülle nicht ausreicht, läßt er aus unerschöpflichem Quell der Phantasie neue Gestalten entspringen: den sicheren Mann, die schöne Lau, das Hutzelmännlein, die Könige von Orplid, und wie sie alle heißen. Der Maler Nolten muß die ganze Welt an seinem Glück teilhaben lassen: „Sie liebt dich! liebt dich! — sang und klang es ihm in Kopf und Herzen in einem wahren

Tumult der Freude und des unfaßlichen Staunens. Er drang mit weit offenem Aug in die nächtliche Bläue des Himmels und forderte alle Gestirne des Himmels heraus, seine Seligkeit zu teilen." Das ist *Liebe aus größter Nähe zu Mitmensch und Welt*. — Welche *Ferne und Spannung* zwischen Ich und Mitmenschen atmet dagegen der Rat *Rilkes* an den jungen Dichter für den Umgang mit den anderen, wieviel Bleiben an der Oberfläche und Sicherung der festen Tiefe: „Suchen Sie sich mit ihnen *irgendeine schlichte und treue Gemeinsamkeit*, die sich nicht notwendig verändern muß, wenn Sie selbst anders und anders werden." Oder: „Im Grunde, und gerade in den tiefsten Dingen sind wir namenlos allein, und damit einer dem andern raten oder gar helfen kann, muß viel geschehen, viel muß gelingen, eine ganze Konstellation von Dingen muß eintreffen, damit es einmal glückt" ... „das Aufgehen und Hingeben und alle Art von Gemeinsamkeit ... ist das Endliche, ist *vielleicht das, wofür Menschenleben jetzt noch kaum ausreichen*." Dasselbe nicht anders dem Beruf gegenüber: „Im allgemeinen sind zwar die Berufe voll von Ansprüchen, *voll Feindschaft gegen den einzelnen*, vollgesogen gleichsam mit dem Haß derer, die sich stumm und mürrisch in die nüchterne Pflicht gefunden haben." „Ansprüche", das heißt von außen fordernd angesprochen werden; das wird hier, wo geringe Aktivität mit überstarker Leidenschaftlichkeit und festen Gehalten zusammentrifft, zur Ur-Störung der eigenen persönlichen Welt. Aus dieser Haltung heraus kommt ein eigenartiges *Verhältnis zur Natur*: „Wenn keine Gemeinsamkeit ist zwischen Menschen und Ihnen, versuchen Sie es, *den Dingen nahe* zu sein, *die Sie nicht verlassen werden*; noch sind die Nächte da und die Winde, die durch die Bäume gehen und über viele Länder; noch ist unter den Dingen und bei den Tieren alles voll Geschehen, daran Sie teilnehmen dürfen." Diese Worte zusammengenommen mit mancherlei anderen, z. B. (Sonette an Orpheus) „Wagt zu sagen, was ihr Apfel nennt ..." oder (Ausgew. Gedichte) „Es winkt zu Fühlung uns aus allen Dingen" oder „Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar in uns erstehen?" klingen, als wolle der Dichter der Natur gegenüber ganz aus sich heraus und zu völliger Hingabe und Einfühlung in Wind, Nacht und Frucht

eingehen; in strengste „Objektivität". Aber der Rat zu solchem Hingang wird ja ausdrücklich gegeben aus der Hoffnungslosigkeit des zu-den-Menschen-kommen-Könnens. Die Dinge haben für Rilke mehr von der stillen Würde und der ewigen Ruhe des Göttlichen an sich als die Menschen. Aus dieser Unterscheidung zwischen Mensch und Ding schaut einen die wehrlose Geduld der Dinge an, die dem Menschen verstattet, sein persönlichstes Eigentum in ihnen wiederzufinden; sie setzen nicht Meinung gegen Meinung, Wille gegen Wille und Wert gegen Wert. Sich wiederfinden in den Dingen mit all seiner geformten und gefestigten Innerlichkeit, das ist das Verhältnis zur Natur bei Rilke. Im „Rodin"-Buch steht: der Künstler versuche ein Ding zu schaffen, „ein Ding, darin man das wiedererkannte, was man liebte, und das, was man fürchtete, und das Unbegreifliche in alledem". — Jedes Gedicht, jede Erzählung ist bei Mörike wie ein zufälliger Griff in die Welt; Dinge und Menschen stehen in vollster Natürlichkeit da, ohne „Hintergründiges"; lauter Bilder, wie herausgelöst aus dem großen Bild „Welt", hier ein Stück, dort ein Stück; und darum alle über ihren Rahmen hinausweisend in das, was zu ihnen gehört und in dem großen Bild ihre Nachbarschaft ausmacht. Die Sprache ist direkt dem Leben abgelauscht; wie das Leben selber schreitet sie einher. Man hat das Empfinden, der Dichter habe nichts, gar nichts getan als auf die Stimme der Wirklichkeit gehorcht und das Vernommene hingeschrieben; ihm sei mit der Sache auch die Sprache in den Schoß gefallen. So wird auch jederzeit, da ja die Steuerung von innen fehlt, episch-behagliche Breite gewählt, wo der Stoff es nahelegt. In der Idylle vom Bodensee redet der Dichter die Muse selbst an, sie zu solchem Umweg zu bestimmen:

Ländliche Muse, nun hemme den Schritt und eile so rasch nicht
fort an das Ziel. Du liebest ja stets, nach der Seite zu schweifen
und ruhest, wo dirs gefällt. So wende dein offenes Antlitz
hinter dich, fern in die Zeit, wo dein Liebling, jung noch mit andern
kühner Taten sich freute!

Nicht rasch an das Ziel eilen, schweifen, ruhen wo es gefällt, offenes Antlitz: das ist wie eine Beschreibung des eigenen Charakters. Wenn Mörike Blume oder Tier beschreibt, spürt man schon aus der „Absichtslosigkeit" der Sprache, daß er dieses bestimmte

Tier, diese bestimmte Blume meint, denen er eben begegnete. Bei Rilke ist das gänzlich anders: nichts vom absichtslosen Daherströmen der Sprache, nichts von einfachem Ablesen der Worte aus den Dingen; dafür überall spürbare scharfe Auswahl der Worte, Gefeiltheit, Zugespitztheit. Während man Mörikes Worte als „selbstverständlich" empfindet, wirken die von Rilke als größte Bündigkeit; solange ausgelesen und geschärft, bis sie voll-endet dem inneren Gestaltungswillen gehorsam wurden. Wenn Rilke die Orange, den Apfel, Schwan, Gazelle und Panther beschreibt, dann ist es nie dieses greifbare Einzelwesen, dieses Einmalig-Zufällige; dann ist es das Wesen „Panther" oder „Gazelle" schlechthin, auf seine letzte Formel gebracht. Statt breit, ausholend, hinmalend ist die Sprache scharf, gefeilt, kurz und durchstoßend mitten ins Ziel. Mörike liebt Mozart und Schwind, Rilke Rodin, den Bildhauer, und Jens Peter Jacobsen, den dänischen Dichter. Jeden Zug ihres Wesens kann man in diesen ihren nächsten Gefährten wiederfinden; mit der einzigen Ausnahme, daß Rodins Werk von stärkerer Lebensenergie getragen ist. Die gewaltige Spanne von der Gruppe Mörike-Keller-Reuter usw. zu der Gruppe Hölderlin-Hebbel-Schiller-Rilke tut sich noch einmal vor den Augen des Lesers auf, wenn er an den gelösten Ausgriff der einen in die Welt denkt und dann Rilke von Rodins Arbeit an der Balzac-Statue erzählen hört: wie der Meister erst nach sieben Akten das Werk wagt und das Wesen geschaut hat. „Ein Bildnis schaffen hieß für ihn, in einem gegebenen Gesicht Ewigkeit suchen, jenes Stück Ewigkeit, mit dem es teilnahm an dem großen Gange ewiger Dinge." Bei Mörike ist das Einmalige Bild einer stets wiederholbaren Fülle; bei Rilke geht es um das Einzigartige oder das Endgültige. In den Ausführungen über die Dichter steht bereits so viel von den besonderen Folgeeigenschaften bestimmter Funktionsgefüge, daß es nun genügt, in ziemlicher Kürze alle Untergruppen durchzugehen. Dabei wird keineswegs Vollständigkeit in der Aufzählung der Folgeeigenschaften eines jeden Gefüges angestrebt. Der Leser soll nur in hinreichender Weise darauf hingewiesen werden, daß es — ganz abgesehen von den hier überhaupt nicht mit einbezogenen Grundfunktionen — nicht genügt, mit zwei statt mit mindestens zwölf Erbgrundcharakteren zu arbeiten.

Absichtlich wird in dieser Darstellung immer wieder neben das mit einem Funktionsgefüge gegebene Zwangsläufige, Unausweichliche etwas gesetzt, das nicht zwangsläufig ist und aus der Grenze der Vererbung bereits hinausweist in den Raum der Freiheit, der Erziehung. Alle bisher entwickelten Folgeeigenschaften waren zwangsläufig; von jedem Menschen innerhalb einer jeweils behandelten Gruppe ließ sich sagen: er muß die betreffenden Eigenschaften der Gruppe in irgendeiner Weise erkennbar besitzen. Dabei war — abgesehen von ganz vereinzelten Hinweisen auf „arteigene" Gefahren — aufs strengste darauf verzichtet, eine der beiden Hauptgruppen oder der bei den Dichtern angedeuteten Untergruppen wertend einer anderen Gruppe entgegenzustellen. Die Gruppen wurden wertungsfrei beschrieben; es wurde sogar ausdrücklich auf die besondere Eignung jeder Gruppe für besondere Aufgaben im Leben der Gemeinschaft mehrfach hingewiesen. — Erbcharakterkunde ist zunächst eine sich jeder Bewertung enthaltende und nur beschreibende Lehre von den verschiedenen Erbformen innerhalb des gesunden Menschentums. Vielleicht entdeckt der Leser angesichts dieser Feststellung, daß er während des Lesens sich doch mit seiner Neigung bzw. Abneigung bereits für oder wider eine der Gruppen entschieden hat. Welcher Mann von fließenden Gehalten hätte nicht schon Menschen der Gegengruppe als „borniert", eigensinnig, rechthaberisch, engstirnig empfunden? Und welcher „Feste" hat noch nie auf die „Fließenden" heruntergesehen als auf „Charakterlose", Kompromißler, Konjunkturritter u. dgl. m. Immer wieder im Leben begegnet einem neben wunderbarer Ergänzung der Erbcharaktere der Haß, der versteckte oder auch ganz offene Haß verschiedener Erbwesensarten gegeneinander. Das geschieht oft mitten im harmlosesten wissenschaftlichen Versuch; plötzlich, ungehemmt, aus tiefsten Tiefen der Wesensart heraus.

Wem weniger daran liegt, solchen gefühlsmäßigen Ausbrüchen die Zügel schießen zu lassen, und mehr daran, gerecht zu bleiben, Raum der Gebundenheit und Raum der Freiheit in der Begegnung mit anderen Menschen auseinanderhalten zu lernen, der tut gut daran, sich von der Erblehre folgendes sagen zu lassen: Durch einen gegebenen, gesunden Erbcharakter sind zu-

nächst keinerlei unerfreuliche zwangsläufig entstehende Folgeeigenschaften bedingt. Doch sind mit der besonderen Stärke einer Wesensart innerhalb der menschlichen Gemeinschaft stets eigenartige gefährliche Charakterzüge möglich gemacht. Jede Art hat ihre besonderen schwachen Seiten; nicht als Unausweichliches, aber als Gefahr an ihrem besonderen Lebensweg. Aus festem Gehalt kann entspringen Rechthaberei, aus fließendem Kompromißlerei usw. Es handet sich hier um Gefahren, die immer nur Wirklichkeit werden bei mangelnder Zügelung der ererbten Wesensart. Solche Züge sind in das nun folgende Bild der zwölf Untergruppen überall eingefügt. Dadurch wird eine gesonderte Behandlung an anderer Stelle überflüssig. Auch wird im Zusammensein dieser Züge mit den zwangsläufigen Folgeeigenschaften sichtbarer, daß es gerechter ist, einen gegebenen Erbcharakter nicht zuerst mit Maßen zu messen, die einer anderen Art entnommen sind, sondern danach zu beurteilen, wie weit er seine Möglichkeiten im Dienst ausschöpft und seiner Gefahren Herr wird.

Zunächst werden im Überblick noch einmal schlagwortartig die Züge je beider Hauptgruppen vorangestellt, da sie ja den tragenden Wesensgrund aller zugehörigen Untergruppen ausmachen.

Erste Hauptgruppe: Haften an den Dingen, Nichtloskommen; im Verhältnis Ich — Welt Übergewicht des Binnenseelischen gegenüber dem Draußen; Festigkeit der Meinungen, Werthaltungen, des ganzen Lebensstils, der von innen gestellten Aufgaben; Sinn für Gesetz, Regel, Form, Formel, Genauigkeit; Gedankenballungen; gelegentlich statt innerer Geschlossenheit starke Zerrissenheit der Innenbezirke der Seele; scheinbare Kühle und Überempfindsamkeit (wofern nicht die Ansprechbarkeit des Gefühls an sich schon gering ist); Prinzipiellsein, Entweder-Oder-Naturen, Kritischsein; in der Begegnung mit anderen Menschen Zugeknöpftheit, Gefühl des Abstandes, der Fremde und des Andersseins; dementsprechend „Visier herunter", Oberfläche offen — Tiefe verschlossen, erschwerte An- und Einpassung, geringere, aber oft tiefergreifende Einfühlungsfähigkeit; Härte, Festigkeit, Eigensinn, Unbeugsamkeit, Unnachgiebigkeit nicht aus schlechtem Willen, sondern aus dem Verhaftetsein an die Eigenwelt; für die Gemein-

schaft: Gesetzgeber, Richter und Garant sein. — *An besonderen Gefahren* gehört zu dieser Wesensart: Ungerechtigkeit im Urteil, die aus dem Entweder-Oder entspringt; Kurzsichtigkeit aus Horizontverengung, Besserwisserei, Selbstgerechtigkeit, Eigensinn, Schnellfertigkeit, Überempfindlichkeit usw.

Geht man nun unter Zugrundelegung der Aktivitätsunterschiede und unter Festhaltung der obengenannten gemeinsamen Züge zu den Untergruppen, so ergibt sich folgendes:

Untergruppen A, B u. C (große Lebensenergie und drei verschiedene Gefühlsformen): Gemeinsam ist den drei Untergruppen das Angreiferische ihrer Gesamthaltung. Die in der Welt herumeilende Betriebsamkeit in den Gruppen G, H und J wird hier, infolge der starken Innensteuerung, zum bewußten Angriff auf die Welt, dessen Ziel ganz von innen her bestimmt ist. Im Religiös-Weltanschaulichen wächst hier eine gewisse Art herber „Orthodoxie", die sich freilich nicht deckt mit tiefer Frömmigkeit; diese gibt es auch auf der Gegenseite. Wozu man innerlich steht, das will sich stürmisch in der Welt durchsetzen. Für Freikorps und Kampforden stellen diese Gruppen die geborenen Kernbestände. Denn bei ihnen kommt zur großen Wucht ja die innere Unbeirrbarkeit hinzu, die Urfeindschaft gegen alles Paktieren und Kompromißsuchen. Und sie schafft die Unbestechlichkeit gegen jeden Versuch der Welt, ihnen durch Versöhnlichkeit beizukommen. Auch durch die bunteste Fülle des Draußen tragen sie unversehrt das Panier ihrer Art, ihres Willens, ihrer Ziele. Während alle Gruppen der Hauptgruppe ohne Ausnahme den größeren Abstand vom Nebenmenschen kennen, stellen diese Aktiven ihn mit Vorliebe sogleich in der Begegnung dadurch her, daß sie mit aller Entschiedenheit ein Urteil, eine Forderung hinwuchten, die den Gegner sofort bewußt als Gegner herausstellt. Dabei können sie viele Verschiedenheiten im einzelnen ruhig hinnehmen, wenn sie den anderen nur einmal als „zu ihrer Formel gehörig" erkannt haben. Menschen der Gegengruppen erscheinen ihnen gern minderwertig: alles, was auch nur entfernt nach anderer Weltoffenheit aussieht, ist ihnen häufig verdächtig; die schwach Aktiven ihrer eigenen Hauptgruppe lassen sie als „ordentliche Leute" gelten; sie sind ihnen aber doch zu weich für diese Welt. Leben heißt ihnen: kämpfen; der feste innere Gehalt sorgt

dafür, daß es ihrer Energie nie an den Gegnern fehlt. Auch wenn der Kampfinhalt nicht mehr ist als eine andere Meinung über geeignetste Felderdüngung oder dergleichen. Ihre Rechthaberei wird deshalb häufig zu unverantwortlicher Ungerechtigkeit, weil sie im Bund mit der großen Kraft nur Zertrümmerung des Gegners kennt. In Gruppe A und B erhält dies alles durch die Gefühlsstärke eine Richtung ins Fanatische, Leidenschaftliche. Oft so stark, daß darunter die Klarheit des Wollens leidet.

In Gruppe A herrscht vor die hinreißende Gewalt der Idee, mit einer unüberwindlichen Siegesgläubigkeit gepaart. Ironie und Satire sind echte Kampfmittel; besonders da, wo die anderen Menschen nicht auf das eigene Wollen eingehen. Daß sie — besonders z. B. bei Lehrern — oft nur noch verletzt und gar nicht mehr hochreißt, was sie doch eigentlich will, ist eine der hier besonders häufigen Gefahren. — In Gruppe B schlägt die Ironie in den Hohn um; das nimmt nicht wunder angesichts einer Art, deren Ureigentum und Lebenselement die Witterung für tragische Spannung ist. Auch im harmlosen Beruf trägt diese Stilart noch etwas von reformatorisch-bekehrerischem Willen gegenüber dem Sein der Welt; das kann ebenso beim Feldwebel auf dem Kasernenhof wie beim Geistlichen oder Lehrer der Fall sein. Menschen dieser Art haben von Natur ein so ausgeprägtes Wissen von dem Nichtaufgehen der Rechnungen des Lebens, daß sie im Grunde keiner Aufgabe, auch keiner fröhlichen Lebensstunde ohne diese Haltung von Ernst entgegengehen. Das hindert sie keineswegs an großer Güte; aber diese Güte fühlt sich erst dann ehrlich und lebenswahr, wenn sie ein strenges Gesicht macht. Und es bedarf einer besonderen Zügelung, soll diese Art fern bleiben von Selbst- und Fremdquälerei. Denn die Welt ist für sie niemals die „beste der denkbaren Welten", sondern ein Feld, das härteste Arbeit braucht, um Ertrag zu geben. Aus Mitleid mit dem anderen, der in eine solche Welt gestellt ist, werden sie überstreng; dabei wollen sie nichts, als ihn wappnen. — Von Gruppe A und B führt eine Linie vieler Übergänge hinüber in Gruppe C: zu den kalten Naturen. Aus Gesicht und Haltung der Menschen in diesem Umkreis spricht einen vor allem anderen schon in der ersten Begegnung der kategorische Imperativ an. Die Unbestechlichkeit des eigenen Gestaltungswillens wird hier, wo die harte Forderung ohne Einbettung

in ein leidenschaftliches Gefühl gleichsam nackt dasteht, zur kalten, oft unbelehrbaren Unnachgiebigkeit. Handeln und Urteilen und Glauben sind hier einzig Willensangelegenheiten; nicht glauben können gilt als Böswilligkeit. Die Menschen der Gruppen A und B sind in den Augen der Mitmenschen trotz ihrer Lebenswucht keine „bloßen" Willensnaturen. Hier — in C — ist es, als schiebe der Wille alle anderen Kräfte der Seele beiseite; er der Alleinherrscher. Solche Menschen können wahrhaft groß werden in der Art, wie sie ihr ganzes eigenes Leben und Arbeiten einem solchen kategorischen Imperativ bedingungslos unterstellen. Und sie können für andere gerade in diesem leidenschaftslosen Appell an den Willen zu wahrhaften Führern werden.

Alle für die drei Gruppen der stark Aktiven von festen Gehalten zusammengestellten Züge äußern sich ebenso im Umkreis eines Handarbeiterberufs wie in dem eines rein geistigen Arbeitslebens. Die großen Landsknechte ohne Nerven und ohne Furcht gehören ebenso hierher wie Kant und seinesgleichen. (Kant allerdings mit geringerer Aktivität.) Zähes unbeirrbares Durchstehen im Leben, gleichviel, ob in verbrecherischem oder heldischem Dasein, ist die Urformel, die alle drei Gruppen verbindet.

Untergruppen D, E und F (kleine Lebensenergie und drei verschiedene Gefühlsformen): Wie groß die Wesensunterschiede auch innerhalb ein und derselben Hauptgruppe sind, merkt man sofort, wenn man überlegt, daß zwar ausnahmslos alle Züge der Hauptgruppe auch für diese Untergruppen passen, daß aber nicht einer der für die Untergruppen A, B und C genannten Züge hier im Felde kleiner vitaler Aktivität mehr Raum hat. Eine andere Aktivität — eine andere Wesensart. Eine Welt, die voll von Fremdem, Andersartigem, nicht der eigenen Vorstellung Entsprechendem steckt, ist irgendwie immer für eine schwache Lebensenergie zu „stark". Wie soll man sie bestehen? Kämpfen erfordert angesichts einer solchen Welt doppelte Kraft; man darf ja nicht erwarten, daß im Kampf Ich und Welt aus der Spannung in die Entspannung kommen; wofern man neben der geringen Energie die festen inneren Gehalte hat. Doch sei hier ausdrücklich wiederholt: diese kleine Energie kann mit echter heroischer Haltung und mit einem ganz großen Maße von sittlichem Einsatz sehr wohl Hand in Hand gehen. Aber sie erlaubt nicht,

den Kampf als Lebenselement zu sehen und immer wieder aufzusuchen. Alle Menschen der Gruppe treibt ihre kleine Kraft, sobald die Spannung zum Leben stark wird, von diesem Leben weg in eine Welt persönlichen Eigentums. Es kann sein, daß sich inhaltlich ihre Berufsaufgabe deckt mit ihren eigenen festen Gehalten; dann sind sie sehr treue und verläßliche Helfer; wenn auch nicht gerade Führer, sobald die Aufgabe Wucht und Zugriff erfordert; mit großer Stetigkeit ihren Berufsweg gehend. Es kommt aber ebenso vor, daß sie in einen ihrem Wesen fremden Beruf gestellt sind; dann kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie neben dem Beruf sich irgendein ihnen ganz wesenseigenes Wirkungsfeld erschließen: eine Briefmarkensammlung, Mitarbeit in einem Hilfswerk, eine religiöse Gemeinschaft, oder vielleicht noch lieber eine auserlesene kleine Bücherei, in der kein Buch der eigenen zarten, empfindsamen Art widerspricht. Alles Laute, Geschäftige, Kampf und zähe Härte Erfordernde ist ihnen zuwider; zwingt sie das Leben doch dorthin, dann halten sie sich möglichst im Hintergrund; die Dinge auf einem willigen Herzen tragend. Darin liegt eine Gefahr: Menschen dieser Art werden bei solcher Überforderung leicht „charakterlos"; ihnen ist aller Kampf so innerlich fern, daß sie unter dem Zwang, zuzupacken, es nicht eilig genug haben können, sich dem jeweiligen Führer anzuschließen. Aus lauter Angst und Überfordertsein lassen sie — die von Natur Festen — sich bald da-, bald dorthin ins Schlepptau nehmen. Sie schwimmen nicht — wie die schwach Aktiven der Gegengruppe — willig mit; sie sind innerlich zugeriegelt und einfach nur äußerlich dabei. Sind sie wieder in ihren vier Wänden, dann legen sie den ganzen „Spuk" ab und fangen an, zu malen oder ihre Briefmarken zu kleben. Wo die Welt aber den Beitrag, den sie sorgsam in ihrem Herzen auffammeln, haben will, bereichern sie unter Umständen das Gespräch, das gemeinsame Suchen, Planen usw. durch unvermutete Beiträge, plötzliche Zwischenbemerkungen. Hilfe aus dem Hintergrund: das ist eines ihrer Lebenselemente. Wo Lebensaufgabe und persönlicher Wille auseinandergehen, ist es, als lebten sie zwei Leben; und das verborgene zweite empfinden die anderen oft als Schrulle, Eigenbrötelei, Weltflucht. Sie sind nicht die geborenen Landsknechte; dafür die geborenen Mönche und Einsiedler. Diese ihre Absonde-

rung — sie ist ja ganz ohne Angriffswillen — braucht keinerlei Feindseligkeit gegenüber den Mitmenschen zu bedeuten. Sie ist nur der Schutzwall, den ein leicht bewegtes Herz um sich selber baut, nachdem es so oft sein Andersein erfuhr. Hin und wieder werden sie zu wirklichen Trägern einer ganzen Gemeinschaft; dann aber ist es stets ein Tragen und Bestimmen aus dem Hintergrund; am besten so, daß sie die Gedanken und Pläne genau, sauber, streng zusammenbauen und den anderen die Durchführung überlassen. In den größeren und kleineren Gefechten des Lebens wirken sie lieber im „Generalstab" mit; nicht aus Feigheit; nur weil ihnen das Laute zu laut ist. Da das Große, Weltbewegende ihrer Art verschlossen ist, prägt sich in ihnen allen ein bestimmter Sinn für Kleines aus. In Kleinem schauen sie recht eigentlich Weltbewegendes. Den „kleinen" Dingen der Welt gehört ihr Wichtignehmen; solch ein kleines „Ding" führt dann vielleicht eines Tages zu einer umstürzenden Entdeckung. Nur, wo der Lebensbezirk, dem einer zugeteilt ist, wenig Abwechslung und immer wiederkehrende einfache Vorgänge bringt, wächst sich sehr leicht dieser Sinn aus zur Pedanterie. Und zwar Pedanterie in allen möglichen Spielarten: bei zunehmender Energie ein wenig aufdringlich, beim Übergang nach der Mitte zwischen den Beharrungspolen etwas „Gewohnheitstierchen"; bei angeborener Heiterkeit ironisch gegen alle, die nicht nach dem selbsterfundenen Schema F verfahren; nach der Seite der Schwerlebigkeit mit einer vorwurfsvollen Würde angetan („wer nicht Vegetarier ist, ist eigentlich kein Vollmensch"); bei angeborener Kühle in eisigem Formalismus.

Damit sind bereits die Untergruppen D, E und F auseinandergezogen. In Gruppe D hat dies alles den Charakter fröhlichen Einsiedlertums. Die Ironie ist hier bereits wesensfremd. Denn die Spannung zwischen Ich und Welt ist im Entstehen „aufgehoben"; nicht als wäre sie nicht mehr; aber das Ich behebt sie, indem es ganz auf sich selber zurückgeht. Von der Welt wird hergeholt, was in die erkorene Privatsphäre paßt; das andere wird nicht bekämpft, sondern bleibt einfach links liegen. Es ist ein höchst versöhnliches Beiseitestehen; ein Zuschauen aus wohl abgemessener Ferne. Nur, wenn die Welt ihrerseits in den persönlichen Bezirk eindringt, steht der Mensch dieser Art hilflos vor ihr. Wenn möglich, verkapselt er sich in seinem Schneckenhaus. —

In der Gruppe der Schwerblütigen, Gruppe E, wird die Abseitigkeit verdoppelt: das Leben ist an sich fremd und unbegreiflich; nun kommt auch noch aus dem eigenen Herzen das Dunkel hinzu. Das ergibt eine besonders starke Verwundbarkeit; vielmals ein vorsichtig- und zurückhaltend-Bleiben auch da, wo die Welt mit heller Fröhlichkeit dem Menschen begegnen will. Man weiß, daß es ja „doch immer ganz anders läuft", daß das Leben immer seine Tücken bereit hat und man auf der Hut sein muß. Darin kann wertvollster Ernst zum Ausdruck kommen; einer, der wie von selber die Allzulauten bändigt, die Allzuvertrauenden zurückholt, die Allzubetriebsamen Lügen straft. Zumal dann, wenn zu diesem Ernst statt Skepsis Frömmigkeit tritt. Gerade weil diese Menschen nicht den Verdacht erregen, einfach ihren Willen durchsetzen zu wollen, ist ihre „warnende Stimme" besonders glaubwürdig. Warner sein ist ihr Element. Wo die Art nicht gezügelt ist und in keine wirkliche Tiefe geht, entartet sie leicht zu mürrischem Allerweltsmißtrauen, gemischt mit einem Allesbesserwissen. — Kommt zu der Art die Gefühlskühle hinzu, wie in Gruppe F, dann wandelt sich alles ab in der Richtung auf eine solide, feste, unempfindliche Zuverlässigkeit. Für sie gilt alles über die beiden anderen Gruppen Gesagte, nur eben nach Abzug der Lebendigkeit des Gefühls. Werden die Menschen nicht überfordert, können sie von unglaublicher Treue sein; man muß sie nur nach ihrem Rezept fuhrwerken lassen, ihnen nicht viel dazwischen reden. Es gibt Posten, an die kein Typus besser taugt als dieser; er handelt nicht zu selbständig; man weiß, daß er den Auftrag peinlich genau durchhält, und die Trockenheit verbürgt zusammen mit dem festen Gehalt, daß er keinen Fremden zu nahe an sich und das ihm Anvertraute heranläßt. Daß dieser trockene Sinn für Kleinigkeiten leicht in einen stumpfen Starrsinn umschlagen kann, ist selbstverständlich. Ein Michael Kohlhaas ohne Leidenschaft und Angriff für sein Recht wird hier zur tragikomischen Figur; vergrämt und verschnupft zugleich, aber nicht imstande, sich seiner Haut zu wehren. Ungestörtes Beiseitestehen und ungestörtes „Dabei"-Sein: das ist eine der Hauptformeln dieser drei Untergruppen.

Zweite Hauptgruppe: Verhältnis Ich — Welt nicht durch das Übergewicht von innen bestimmt; Gleichgewicht bzw. Übergewicht

des Draußen; da Weg nach außen nicht von innen gesteuert: größeres Offensein für die Welt, stärkere Unmittelbarkeit; Drinnen und Draußen bestimmen sich wechselseitig; Beweglichkeit, Gelöstheit, Spannungslosigkeit; die Welt mehr das Zu-Fällige als das Gesuchte und Erwartete; Sinn für Einfühlung, Anpassung, „Konjunktur"; Schlichtheit nicht aus Prinzip, sondern aus „Natürlichkeit"; größere „Beeinflußbarkeit", „Wendigkeit"; mit der sachlichen Unmittelbarkeit und der Spannungslosigkeit zusammengehörend die Gelöstheit des Gefühls; es begleitet unbehindert das ganze Leben der Seele; für die Gemeinschaft: Vermittler, Brückenbauer, Werber; mehr Begleiter und Gefolgsleute als Herausforderer und Träger der Idee. — An besonderen Gefahren gehört zu dieser Wesensart: eine aus der starken Offenheit für die Welt entspringende Unzuverlässigkeit; Untreue nicht aus „Entschluß" und Vorbedacht, aber aus Sichwegtreibenlassen vom anderen; Haltlosigkeit aus unbeherrschtem Konjunkturssinn; Oberflächlichkeit, die aus dem „von ungefähr" lebt; Nachgiebigkeit aus ungeprüftem Vertrauen usw.

Untergruppen G, H und J (große Lebensenergie und drei verschiedene Gefühlsformen): Lebenselement aller drei Gruppen ist der „Betrieb"; man muß das Wort dabei ganz ohne den Beigeschmack von Anrüchigkeit nehmen, den es oft hat. Sie sind betriebsam; und schon das Wort grenzt sie scharf ab von den Wuchtigen der Gegenseite. Denn Betriebsamkeit und Umtriebigkeit sind mehr an das gebunden, was draußen ist, als an eine straffe innere Zielsetzung. Die vitale Wucht und die Weltoffenheit schleudern den Menschen förmlich in die Weite und Breite der Welt; würde er nicht die Welt herausfordern, dann forderte ihn immer noch die Welt. Nicht er wählt sich, überlegt und abgewogen, die Aufgaben; oft wünschte er sich mehr Ruhe; aber das Leben, dieses unglaublich vielgesichtige Leben ergreift ihn und läßt ihn nicht los. Bald stellt es ihn dahin, bald setzt es ihn dort ein, bald braucht es ihn am dritten Ort. Und das entspricht seiner Wesensart. Es gibt Menschen darunter, die ihr Leben nach einem sehr gezügelten Plan einrichten; aber dieser Plan ist viel weniger fest umrissenes Programm, als Selbstschutzmaßnahme gegen das Sichverlieren im Allzuvielen. Es bleibt auch dann noch — verglichen mit der Gegengruppe — eine unglaubliche Fülle. Wo der

Beruf ihm nicht die Möglichkeit dieses Auslebens seiner Wesensart gibt, fallen außerhalb des Berufs ihm die Aufgaben nur so zu. Er sagt Ja zu ihnen; aber er sucht und ergreift nicht so sehr sie, als sie ihn ergreifen. Wenn irgendwo eine Bresche ist: er muß hinein, ohne viel Besinnung; „da kann man doch nicht untätig zusehen". Nichts anderes als das naturgegebene weite Ausgreifen äußert sich hier, in der Verbindung mit großer Energie. Und es macht keinen grundsätzlichen Unterschied aus, ob er seine Art lebt als Leiter eines kleinen Vereins oder als Dichter und Gelehrter. Je größer die Fülle, desto wohler wird ihm. In diesem Verhalten liegt eine große Gefahr. Wo die persönliche Art den Menschen fortlaufend in die Weite reißt und zu der ersten gesehenen Möglichkeit immer gleich ein halbes Dutzend anderer hinzufügt, geht die Weite leicht auf Kosten der Tiefe. Das hat zunächst noch nichts mit Ungründlichkeit oder gar Oberflächlichkeit zu tun; aber die Gefahr von beiden ist darin wach. Doch kann für die Mitmenschen in solchem Wesen ein großes Geschenk liegen; zumal für die von den festen Gruppen: die vital sehr aktiven Kameraden von fließenden Gehalten reißen sie von ihrer haftenden Schwere los, da wo diese sich dem Weiterkommen und der Schau nach „der anderen Seite" in den Weg stellen will; sie sind gegenüber aller Horizontverengung die Horizonterweiterer. Und es ist kein Zweifel, zumal wenn man an die eigentümlichen konservativ-reaktionären Möglichkeiten in festem Wesen denkt, daß das Leben nicht nur die Festigkeit, sondern sehr oft gerade die Gelöstheit und Lockerheit verlangt, um bestanden zu werden. Das Leben braucht neben den strengen Formeln immer die Menschen, die wesensmäßig nicht vergessen, daß Formeln dem Leben dienen; daß Prinzipien töten können, wo sie gegen den Sinn des Lebens durchgesetzt werden.

In den Gruppen G und H werden die Menschen, da die starke Gefühlsansprechbarkeit hinzukommt, gern „Polterer". Aber so rasch die Gefühlswelle hochjagt, so rasch kommt sie auch zur Ruhe; es donnert noch ein wenig, es wetterleuchtet noch eine Spur; dann herrscht reine Luft. In diesem Poltern kann eine mitreißende, anfeuernde Kraft stecken. Doch enthält es — gerade in der Verkoppelung mit der weiten-wandernden Aufmerksamkeit — auch die Gefahr einer Gefühlsverschwendung. Und die Gegengruppe

empfindet ganz richtig, daß jedes Zuviel an Leidenschaft die Glaubwürdigkeit des Gefühls herabmindert. Das braucht nicht auszuschließen, daß, was für jene „zuviel" ist, hier noch völlig echt und einfach wesensgemäß bleibt. Trotz aller Wucht fehlt in der Gruppe aller bekehrerische Wille. Auch wenn Sätze hingewuchtet werden, die den Gegner mit einem Schlag zu erledigen scheinen, bleibt irgendwo etwas ganz offen für den anderen; und oft ist schon die Wucht des Zerschmetterns nichts anderes als die etwas ungewöhnliche Art von Einleitung des wirklichen Kontaktaufnehmens und des sich zum anderen Hinarbeitens. Harmlosen kraftarmen Naturen gegenüber wirkt das freilich leicht wie ein sie zudeckendes Trommelfeuer, von dem sie sich nur schwer erholen; wie denn überhaupt die Art dieser Menschen für alle „Stillen" sehr oft zur dauernden Überforderung wird. So sehr es gerade für diese Gruppen fließender Gehalte artgemäß ist, die Ausgangsstellung ihres Sturms mehr in den anderen oder der Umweltslage zu nehmen als in sich selber, so sehr liegt hier in der großen Energie eine Grenze ihres Verständnisses für zarte Menschen. — In der Gruppe H, bei den Schwerblütigen, erfährt die Unbekümmertheit eine Einschränkung: das Leben wird als Last empfunden. So sehr sie wissen, daß die Last eigentlich weniger in den Umständen der Welt als in ihrem Inneren ruht, so stark wirkt doch die Schwere als Bremse auch ihrer Energie. Es ist fast rührend, wie Menschen ihrer Art trotz dieser Hemmung mitten im Leben bleiben, dabei sein wollen und zupacken; und wie man ihnen doch abspürt, daß ihrer Weltfreudigkeit eine feste innere Grenze gezogen ist. Das macht sie oft zum Verwechseln ähnlich mit Menschen von festen Gehalten; und doch sagt einem jede Zusammenarbeit mit ihnen und jedes Gespräch, daß dem nicht so ist. Denn es fehlt jede Spannung und Ferne gegenüber der Welt. Sie sind richtige Lastträger, die wohl ahnen, daß sie irgendwo nicht ausgerüstet sind für diesen Beruf; und sich trotzdem immer noch ein Stück mehr aufbürden. Nicht der feste Gehalt, aber die innere Schwere bewirkt hier eine Bändigung, durch die von selbst die Gefahren der Gruppe G eingeschränkt werden. — In Gruppe J, bei den Gefühlsarmen, schlägt die Betriebsamkeit in Betriebmacherei um. Dazu muß aber sogleich gesagt werden: es geschieht Menschen dieser Art viel Unrecht dadurch, daß das, was

für sie nichts anderes ist als das ihrer Art Gemäße, schroff abgelehnt wird als unecht. Gewiß fehlt ihrem Dahinstürmen die mitstürmende Gefühlswelle; gewiß herrscht der Eindruck, daß es ihnen nicht recht ernst ist mit ihrem Vielerlei; daß sie zufrieden scheinen, wenn nur die Welt ordentlich in Gang gehalten wird. Und am Organisieren ist für sie sicher das Wichtigste und Schönste ... eben das Organisieren. Auch die tatsächliche Gefahr des Leerlaufs ist bei ihnen groß. Dennoch sind es Menschen, die mit ihrer Problemarmut — aus Leidenschaftslosigkeit — für viele Aufgaben hervorragend geeignet sind; unglaublich arbeitsame Leute, durch nichts tot zu kriegen. An ihnen sieht man nur offenkundiger, was für alle Erbwesensarten gilt: wie wichtig für die Erfüllung der artgemäßen Aufgabe es ist, ob die Kraft an Wertvolles oder Belangloses hingegeben wird. Die Formel, die alle Angehörigen der drei Gruppen umgreift, heißt: die Welt im Gang halten.

Untergruppen K, L und M (kleine Lebensenergie und drei verschiedene Gefühlsformen): Nichts kennzeichnet die Grundhaltung aller Angehörigen der drei Gruppen so sehr wie die alten Verse des Matthias Claudius: „Seht ihr den Mond dort stehen? Er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön. So sind auch manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehn." Das „leise teilnehmen" in der Gruppe Rilke ist auch hier vorhanden; aber in einer ganz anderen Weise als dort. Es geschieht nicht aus dem Hintergrund und in steter Bereitschaft, sich abzuriegeln gegen die fremde Welt. Die Welt ist ihnen genau so Heimat, wie ihren stark aktiven Kameraden; sie sind genau so mitten drin. Doch gleicht ihre Teilnahme am Geschehen mehr einem Hinnehmen und stillen Mitgehen, als dem Willen zur Gestaltung. Das macht sie in besonders ausgeprägtem Maße duldsam. In ihrer spannungslosen Schlichte und Geradheit sind sie wie geschaffen zu guter, treuer und anspruchsloser Kameradschaft. Mißt man sie nicht mit dem Maßstab fester Gehalte oder starker Aktivität, dann sind sie vielleicht unter allen Erbtypen die, in deren Art am wenigsten Gefahren schlummern; abgesehen von den Gefahren, die mit dem Erbcharakter nichts zu tun haben. Ihre Grenze tut sich da auf, wo energisches Durchstehen oder Kampf gefordert wird; sie sind, wenn es sich nicht umgehen läßt, wohl dabei, fallen aber nie auf; so sehr ist ihnen das

„Sachtetun" Lebensbedürfnis. Sie fallen — im Gegensatz zu den schwach Aktiven der Gegengruppe — eben auch nicht durch Abwesenheit oder Ablehnung aus festen Gehalten auf. Das Zusammenspiel von Spannungslosigkeit, in-der-Welt-Stehen und dem auch ihnen eigenen Sinn für das Kleine macht sie freilich dann besonders leicht spießbürgerlich, wenn entsprechend ausgleichende und tiefergehende Lebensinhalte fehlen. „Tiefergehend" meint hier nichts, was mit sogenannter Bildung zu tun hätte; auch im einfachsten Leben können solche Tiefen vorhanden sein. Muttertum und Vatersinn sind solche Tiefen. Daß — für den Geschmack aller anderen Typen und auch objektiv genommen — ihre Weichheit manchmal sehr nahe an Weichlichkeit herankommt, ist ihre besondere Gefahr. Und zwar ist es eine Weichlichkeit aus zu großem Hingegebensein an jedes Geschehen; eine, der es am aufrechten Hinstehen gegenüber dem Leben fehlt.

Bei der Gruppe K bremst die Überwältigung durch das Leben die Heiterkeit; sie hebt sie keineswegs auf, wie Mörike und Claudius zeigen; aber sie macht sie weniger überquellend. Dies gilt jedenfalls überall da, wo das Leben seine rauheren und fordernden Seiten zeigt. — Umgekehrt bremst bei Gruppe L die Schwere sehr stark die an sich geringe Aktivität und auch die Weltoffenheit. Dieses Gehemmtsein bewirkt, daß sich die drei Untergruppen nicht so deutlich voneinander abheben, wie die bisher beschriebenen. Es ist bei den einen (Gruppe K) mehr ein hinnehmendes stillvergnügtes Mitschwimmen im Strom des Daseins; bei den anderen (Gruppe L) — dies im Gegensatz zur Gegengruppe der Rilkenaturen, wo die Selbstgenügsamkeit wächst — ein warmherziges unkompliziertes Teilnehmen an den Lasten der Welt. Menschen aus Gruppe L leben immer im Gefühl, daß Lastentragen der Inhalt des Lebens sei; und sie spüren, daß ihnen gerade ein besonders schwerer Pack auf die schwachen Schultern gelegt ist. Daraus wächst zusammen mit der besonderen Einfühlungsgabe ein Wesen, das wie geschaffen ist, fremde Last zu wittern und mitzutragen; eine Güte, die aus sehr tiefer Erfahrung der Lebensschwere entspringt. Dabei fehlt ihnen meist — wieder im Gegensatz zur Gegengruppe auf der Seite der festen Gehalte — die Verbitterung; sie wissen, daß der Mensch so geschaffen ist, daß er das Dunkel besonders scharf sieht, machen also nicht die

Welt verantwortlich. — Von Gruppe M ist über das Gesagte hinaus nichts zu bemerken, als daß hier alle genannten Züge durch die innere Trockenheit umgefärbt sind. Es sind kleine harmlose Naturen, spannungslos, nie aufgeregt, meist zufrieden, wendig genug, der Dinge Herr zu bleiben; wenn es für den Geschmack aller anderen drunter und drüber geht, reden sie nicht viel, planen noch weniger, sind fast aufreizend unbewegt; aber dafür gehen sie in aller Stille daran, etwas von dem zu tun, was nun am nötigsten ist. Wo die Dinge dagegen in Ordnung laufen, geht ihr Ehrgeiz niemals weiter, als Staatsbürger zu sein, die nicht auffallen. Das stille Mitgehen im ewig wechselnden Lebensgeschehen ist ihrer aller Urformel.

4. Dritter Vererbungssatz und Folgerungen.

In den Ausführungen über die Untergruppen sind zum Teil schon Eigenschaften mitgenannt, die eigentlich unter den dritten Vererbungssatz gehören. Er besagt: Vererbt im weitesten Sinn sind auch solche Eigenschaften, die gleichermaßen abhängen von einer bestimmten Grundfunktion oder einem bestimmten Funktionsgefüge und einer in ganz bestimmter Richtung weisenden und wirkenden Umwelt. Es handelt sich dabei also um Verhaltensweisen, deren Entstehung mit einem bestimmten Funktionsgefüge ermöglicht, nicht aber notwendig gemacht ist. Um sie aus möglichen zu notwendigen zu machen, muß zu dem Gefüge eine bestimmte Umwelt hinzutreten. Der Umkreis solcher Eigenschaften ist sehr groß. Um was es sich handelt, braucht nicht ausführlich gezeigt zu werden. Es genügen wenige Beispiele. Unausweichlich ist z. B. für alle Menschen aus Gruppe G die Betriebsamkeit, Umtriebigkeit; nicht notwendig dagegen die besondere Gefahr dieser Art: die Oberflächlichkeit, die alles „von ungefähr" erledigt. Kommt aber zu dem Funktionsgefüge hinzu eine Erziehung, die die Richtung auf die Gefahr hin verstärkt, indem sie nicht an Pünktlichkeit und Sauberkeit gewöhnt, dann wird Oberflächlichkeit unausweichlich. Oder: aus dem die Gruppen D, E und F umschließenden Funktionsgefüge, also der schwachen Energie in Verbindung mit festen Gehalten, entspringt immer der Sinn für

Genauigkeit, verbunden mit dem Feststehen auf der eigenen Idee, im Gegensatz zu der Meinung der Welt, samt Mangel an Wucht und Angriffslust. Man denke an die zu den Gruppen gehörenden Dichter. Erst, wenn zu dieser zwangsläufigen Haltung hinzukommt die Enge eines abwechslungsarmen Lebenswerktags, z. B. eine immer gleiche Büroarbeit, wächst aus Funktionsgefüge und armer Umwelt zwangsläufig die Pedanterie. Dabei sind unter Pedanten Menschen verstanden, die in den kleinen und großen Angelegenheiten des Lebens, vor allem aber in den ersteren, von sich und anderen eine Peinlichkeit und Sorgfalt der Durchführung und Beurteilung verlangen, die über die von der Sache selbst geforderte Sauberkeit hinausgeht und deshalb leicht die Energie und Raschheit der Erledigung herabmindert, die Freudigkeit der Mitarbeiter stört, vor allem aber die Sicherheit in der Bewertung von Lebenslagen und Dingen verschiebt; weil Wichtigzunehmendes und Unwichtiges in denselben Topf formaler Wichtigkeit zusammengeworfen werden und die Bewertung der inhaltlichen Belange darunter leidet. Besonders verstärkt wird die Gefahr, wenn schon im Funktionsgefüge der Eltern die Möglichkeit vorlag und unter Umständen die ganze Familienatmosphäre Pedanterie atmete. Oder: kommt zum Funktionsgefüge A und B eine Umwelt hinzu, die den Gestaltungswillen des Funktionsträgers bekämpft, dann schlägt das „Prophetische" sofort um in den Fanatismus. Die wenigen Beispiele machen sichtbar, was schon in der Fassung des dritten Vererbungssatzes mitenthalten ist: alle derartigen Eigenschaften, die erst beim Hinzutreten einer bestimmten Umwelt unausweichlich werden, sind selbstverständlich ebendarum auch rückgängig zu machen, sobald eine andere Umwelt am Menschen formt. Diese Feststellung gilt freilich nicht uneingeschränkt: man kann auch eine unter den dritten Satz gehörende Eigenschaft so lange im Leben „trainiert" haben, daß sie nicht mehr loszuwerden ist. Beispielhaft dafür ist gerade der Fanatismus; Zeiten völkischer Zerrissenheit sind Blütezeiten des Fanatismus; sie lassen ihn hochschießen, so wie wenn ein Körper gegen eine Krankheit selbst Abwehrmittel entwickelt. Lebt ein Mensch lange in solchem Fanatismus, besteht immer die Gefahr, daß er in der Zeit, in der alles „Ja" sagt, unaufhörlich und wie in Besessenheit seinem Fanatismus Gegner suchen muß, die ihn rechtfertigen können. Das sind

dann die ewigen Revolutionäre, denen nicht der Sinn einer Revolution das Wesentliche ist, sondern die Revolution selbst; Revolteure aus Erbcharakter und Gewohnheit.

Verhüllung und Überforderung. Wer Erbcharaktere richtig abschätzen lernen will, muß wissen, daß das Leben hin und wieder einen Erbcharakter — nicht verschwinden läßt; das kann es niemals, aber — verhüllt. Es war früher bei der Darstellung der verschiedenen Pol-Formen innerhalb der einzelnen Grundfunktionen die Rede von den „Spielräumen" in jedem Erbcharakter. Die Überdeckung reicht genau so weit, daß jeweils die unterste bzw. oberste Grenze der Spielraumweite erreicht wird. Was ist Verhüllung? Ein Leben kann von starker Energie getragen sein, zugleich aber in einem Schicksalsfeld verlaufen, das ihm alle Möglichkeiten bietet, nur nicht die, stark aktiv zu werden. So wird z. B. die große Wucht eines einzigen Kindes fortlaufend von Eltern, Tanten und Großeltern gebremst, „es ist doch das einzige", muß also gehütet werden wie ein Augapfel. Den ganzen Tag geht es so: „nimm dich da in acht, tu jenes nicht, paß dort auf" usw. bis zum Überdruß. Dann wird die ganze Lebensenergie unter Umständen der unteren Grenze ihres Spielraums zugetrieben. Und man kann nur dann richtig beurteilen, wie groß sie tatsächlich ist, wenn man einrechnet, daß es sich vielleicht bei allen einem greifbaren Äußerungsformen der Energie um Leistungen handelt, die zwar unbedeutend aussehen, aber doch große Energie verraten dem, der weiß, daß sie allesamt vollbracht sind in einem unaufhörlichen Kampf gegen die vereinigten „Bremser", Eltern, Großmütter usw. Noch besser: man sucht dann die Orte des Lebens auf, an denen die Eltern nicht dabei sind, HJ-Gruppe oder Schulklasse oder sonstige Kameradschaft: dort entdeckt man, was wirklich da ist und ins Leben will. Man entdeckt es jedesmal in der ganzen Kraft, mit der ein „verhülltes" Funktionsgefüge zur Gegengrenze seines Spielraums eilt, wenn „die Luft sauber ist". Solche Verhüllungen gibt es in zahllosen Erscheinungsformen innerhalb jeder Funktion, nicht nur bei der Aktivität. Man erfahre etwas von der „Geheimwelt", die sich ein Junge schafft, der selbst sehr gefühlsstark ist und dessen häusliche Atmosphäre ein Vater von Gruppe C gestaltet. Äußerlich atmet all sein Gebaren, sobald der Vater anwesend ist, Kühle, Gelassen-

heit, Verhaltenheit; nicht in bewußtem Betrug, sondern einfach in der Bedrängnis durch die herrschende Art des Vaters. Und dann trifft man ihn mit seinen Kameraden irgendwo in einer Sommernacht am Sonnwendfeuer und hört, wie er Worte von erstaunlicher Leidenschaftlichkeit findet, wie der ganze Junge von innen her zu glühen scheint. Hier liegt dann schon mehr vor als bloße Verhüllung, die sich in den Grenzen des natürlichen und angeborenen Spielraums hält. Hier liegt über der ererbten Art eine Überforderung, die die Art vergewaltigt. Und es gibt für alle Fälle dieser Art die eine Regel, daß kein Leben auf die Dauer sich solche Überforderung gefallen läßt; irgendwo schafft es seiner Wesensart Raum. Das ist nicht anders, wenn etwa eine Rilkenatur zusammenleben muß mit einem von Natur „Betriebsamen" und von ihm bestimmt. Verhüllung und Überforderung legen nur Schleier über den Erbcharakter; niemals sind sie seine Zerstörer. Erbcharakter läßt sich nicht zerstören und nicht ausrotten. Selbst dann nicht, wenn ihm als einzige und letzte Möglichkeit bleibt der abgründige Haß gegen den, der ihn in Gefangenschaft hält.

Verschlossene Inhalte: Auf S. 51 ff. wurde eine erste Abgrenzung von „Erbgebundenheit" und „Raum der Freiheit" in jeder Seele vollzogen. Am Schlusse dieses Kapitels, das die Frage beantwortete: Was wird vererbt? muß nun diese Abgrenzung auf einer höheren Ebene und aus der nun vorauszusetzenden Kenntnis der zwölf Erbgrundcharaktere heraus weitergeführt werden. Schon früher hatte sich gezeigt, daß das Funktionsgefüge (samt seinen Folgeeigenschaften) in doppelter Weise Träger und Gestalter aller Lebensinhaltlichkeiten ist, die je und je von der Seele ergriffen werden oder von außen in sie hereinkommen. Einmal gibt es allen diesen Inhaltlichkeiten sein besonderes Gepräge. Ein Inhalt kann, objektiv, d. h. also vom Willen seines Schöpfers aus gesehen, lyrisch-weich gemeint sein. Eine Seele von großer Lebenswucht wird in ihm mehr und Anderes als das Gemeinte ergreifen. Eine Berufsaufgabe soll — nach dem Willen dessen, der sie stellt — völlig kühl und rein sachlich durchgeführt werden. Eine leidenschaftliche Seele wird — trotz allem Gehorsam — die Aufgabe in einer anderen Beleuchtung sehen als eine kühle; und sie wird sie darum

auch anders ergreifen. Ein Amt verlangt sachgemäß Wärme, Aufgeschlossenheit, Kontakt mit den verschiedenartigsten Menschen. Eine Seele, die kühl und fest ist, wird auch nach dem besten Willenseinsatz noch lange nicht in der Erfüllung des Amtes dort stehen, wo eine andere Seele, die aufwühlbar und offen für die Menschen ist, vor aller besonderen Anstrengung ganz selbstverständlich beginnt. Eine Landschaft ist einem weichen und wuchtarmen Menschen ein wenig zu hart, leer. Die gleiche Landschaft ist dem Manne aus Gruppe C viel zu sentimental; nichts, das ihn aufruft und kräftigt. Für die ganze unübersehbare Fülle menschlicher Lebensinhalte gilt: jedes Funktionsgefüge ergreift sie anders als alle anderen Gefüge. Zu jeder Seele redet die Fülle in der wesenseigenen Sprache. Wenn man an die umfassendsten Lebensfelder denkt, in denen der Mensch zu Hause ist, Politik, Kunst, Religion, Wissen, Wirtschaft, Recht, Gemeinschaft usw., dann gilt: kein Feld ist irgendeinem Menschen völlig verschlossen; und: jedes ist ihm so erschlossen, wie seine Wesensart es ihm erlaubt. Trotzdem wird einzelnen Inhalten bzw. Gruppen von Lebensinhalten gegenüber die Spanne zwischen Seele und Inhalt so groß, daß nicht mehr von einer wirklichen Zugänglichkeit des Inhalts für die Seele die Rede sein kann. Es ist dann nur noch eine Art von „Kenntnisnehmen" übrig; so wie man von Sitte und Art eines andersrassigen Volks Kenntnis nehmen kann. Das ist einer der Gründe, warum „Intellektualisierung" und Einfuhr von Fremdem im Schicksal eines Volkes immer zusammen auftreten; wo das Volk sein eigenes Leben nicht mehr im Gefühl erfüllter Wesensgemäßheit leben kann, wird es dem Import fremden Seelentums durch die ungesicherte Pforte seiner bloßen Intellektkraft offen. Es wurde früher schon gezeigt, daß die Übergänge von Wesensgemäßem zu Artfremdem fließend sind. Das sieht man an der Spanne, die zwischen den einzelnen deutschen Stämmen liegt (NB.: nicht Rassen!) und die sich im allgemeinen nicht nur als tragbar, sondern als starke gegenseitige Befruchtung ausgewirkt hat. Immerhin gibt es auch hier schon mancherlei, das deutsche Menschen gegenseitig als „fremd" empfinden. Da, wo das Leben in seiner großen Vielfalt gelebt werden muß, sind immer Spielräume und Wirkungsmöglichkeiten für die

einzelnen Arten gegeben. So enthält beispielsweise die Ehe als Aufgabe eine solche Vielfalt, in der verschiedene Arten Platz finden; und man wäre gewissenlos, wollte man einfach die Formel prägen: Gleiches gehört zusammen (nämlich erbcharakterlich Gleiches); oder: Verschiedenartiges ergänzt sich. Ehe als Aufgabe, wie alle Aufgaben schlechthin, wird nicht durch eine Formel, sondern durch Einsatz und Treue erfüllt. — Dagegen gibt es innerhalb der Gemeinschaft eines Volks „Zusammenballungen" bestimmter Lebensinhalte, die alle auf eine Art hin- oder von einer Art wegweisen. Das sind vor allem gewisse Berufe. Und von ihnen läßt sich dann mit Sicherheit sagen, sie seien bestimmten Arten einfach nicht zugänglich. Das ist dann die zweite Weise, in der das Funktionsgefüge seine Herrschaft auch über die Lebensinhalte zeigt. Die erste bestand in der Umfärbung des Inhalts auf die Art hin, die ihn ergreift. Die zweite greift noch tiefer: sie verschließt bestimmte Inhaltsgruppen dem Menschen von bestimmter Wesensart ganz. Gewiß ist, daß das Leben, zumal das harte unseres Volks heute, nicht lange fragt, ob es den Menschen in einen ihm gemäßen Beruf hineinstellt. Das ist auch für viele Berufe belanglos; denn viele sind allen Erbcharakteren zugänglich. Desto nötiger ist, wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß in Berufe von besonders ausgeprägtem „Charakter" nicht Menschen hineinkommen, die in ihnen nicht nur persönlich unglücklich, sondern auch sachlich unmöglich werden.

Der Ausschluß gewisser Erbcharaktere aus gewissen Berufen ist derart in die Augen springend, daß ohne alle Beweisführung die Aufzählung je eines Beispiels für jede der zwölf Gruppen genügt. Man stelle sich vor: Menschen aus Gruppe A als kleine Verkäufer in einem „Gemischtwarengeschäft", in dem sie für jeden Kunden ein gefälliges Wort haben und wegen eines Pfunds Kaffee eine umfangreiche Geschichte anhören sollen; Gruppe B im Kellnerberuf, jeden Wunsch jedes, auch des unerfreulichsten Gastes mit heiterer Miene hinnehmend; Gruppe C als Grundschullehrer mit Schulneulingen oder als Lehrer an einer einklassigen Landschule, mit dem Auftrag also, sich von Minuten zu Minuten auf ein anderes Bedürfnis umzustellen und dabei noch die erwünschte Fröhlichkeit und Geduld aufzubringen; Menschen aus Gruppe D als Leiter

eines großen Betriebs, der u. U. jeden Tag nicht nur eine neue, sondern auch eine neuartige Entscheidung verlangt; Menschen aus Gruppe E als Funkreporter, der das ganze Drum und Dran eines Festes direkt vom Leben weg seinen Hörern in bunter Fülle vermitteln soll; Menschen aus Gruppe F, die irgendeinen abenteuerreichen Beruf, etwa als Forschungsreisende, versehen sollen; gewiß, als Handlanger und „Burschen" wären sie ausgezeichnet; um so weniger als Leiter und für alles Verantwortliche. Ebenso in der anderen Hauptgruppe: Menschen aus Gruppe G als Systematiker irgendeiner Wissenschaft, etwa der Philosophie; sie kämen, verschlungen von dem Vielerlei, niemals zum System; Menschen aus Gruppe H als Missionare, wenn man das Wort und den Beruf in seinem ursprünglichen Sinne der Bekehrung und eindeutigen Sendung nimmt; Menschen aus Gruppe J als Propheten; sie würden höchstens, auch bei echter persönlicher Frömmigkeit, einen „Religions-Betrieb" in Gang bringen, aber das eigentliche Element des Prophetischen, das Auftrotzen gegen eine ganze Welt, ginge ihnen völlig ab; Menschen aus Gruppe K als politische Führer; solche aus Gruppe L als Offiziere, und die aus Gruppe M als Erzieher soldatischer Jugend. Jeder der genannten Berufe umfaßt, mindestens als Kernstück, eine Gruppe von Inhalten, die den im Vorstehenden ihm gegenübergestellten Menschentypen absolut wesensfremd sind. Wichtig ist, darüber nicht zu vergessen, daß solche Wesensfremdheit keineswegs das Verständnis dafür ausschließt, daß alle diese Berufe samt ihren besonderen Inhalten für das Leben einer Gemeinschaft ganz unentbehrlich sind.

Damit ist das Kapitel zu Ende. Die Antwort auf die Frage: Was wird vererbt? lautet kurz gefaßt:

Vererbt wird 1. das Gefüge der Grundfunktionen; 2. die aus ihm zwangsläufig erwachsenden Folgeeigenschaften; 3. die Anlage zu bestimmten Eigenschaften, die zugleich erb- und umweltbedingt sind; 4. die aus alledem sich ergebende Wesensgemäßheit bzw. Artfremdheit bestimmter Lebensinhalte; 5. die vollkommene Unzugänglichkeit bestimmter Lebensinhalte, wofern „Zugänglichkeit" als Ergreifen nicht allein mit dem Verstand, sondern mit der ganzen Seele genommen wird.

Damit hat die Erbcharakterkunde das geleistet, was von ihr verlangt werden mußte angesichts der im ersten

Kapitel entwickelten Schwierigkeiten und Spannungen im Begriff „Erbe": die Feststellung dessen, was unter keinen Umständen durch Artung der Umwelt, Erziehung, Gewöhnung usw. entsteht; damit die scharfe Abgrenzung dessen, was auch bei strengsten Anforderungen an den Vererbungsbegriff bestehen kann. Ist nun noch nach dem Zusammenhang von Rasse und Erbcharakter gefragt, dann ist die Antwort auf die Frage des ganzen Buches ermöglicht: Warum Erziehung trotz Vererbung?

Drittes Kapitel.

Rasse und Erbcharakter.

Schon am Eingang des zweiten Kapitels wurde dem Leser empfohlen, einmal auf eigene Faust der Frage nachzugehen, ob nicht, lange vor aller Bestätigung und Vertiefung durch die Wissenschaft, in ihm die Gewißheit lebt, daß Körperform, körperliche Ausdrucksbewegungen und seelische Art irgendwie zusammengehören. Wer während des Lesens des zweiten Kapitels diesen Rat befolgte, muß bereits eine bestimmte Erfahrung gemacht haben. Die Erfahrung nämlich, daß die ihm bekannten Menschen, die sich auf die beiden großen Hauptgruppen verteilen, in Bewegung und Körpergestalt sich sehr deutlich voneinander unterscheiden. Wer die Sache nicht im Auge behielt, kann jetzt — aus der Kenntnis der beiden Hauptgruppen — eine Art Versuch anstellen, der ihn auf die Fährte setzt. Liest er noch einmal aufmerksam die Darstellung der festen und fließenden Gehalte (Kapitel 2, 3. Abschn.) durch und versucht, beim Lautlesen die Worte mit ungezwungener Handbewegung zu begleiten, dann merkt er, daß sich bei beiden Gruppen verschiedene Handbewegungen als Begleitung des Textes vollkommen selbstverständlich ergeben. Man kann eben zu Worten, wie „fest, eng, haftend, Sinn für Genauigkeit, für Gesetz und Regel" usw. einerseits, und solchen, wie „fließend, wandernd, ausgreifend, verbindlich, Mittlersein, Kompromiß" usw. andererseits, nicht beliebige Bewegungen machen, sollen Wort und Bewegung zueinander passen. Seele setzt sich allemal nicht in beliebigen, sondern in bestimmten, nämlich zugehörigen Ausdruck um. Weil bestimmte Worte nötig sind, um eine be-

stimmte seelische Art einzufangen, können diese Worte nur gesprochen werden in Begleitung bestimmter Bewegungen; wenn anders die Gesten des Sprechenden nicht restlos ohne Bezug zum Gesprochenen nebenherlaufen sollen. In diesen Zusammenhängen begegnet man zuerst der Tatsache des Zueinandergehörens von Seele und Körperlichem. Der Ausdruck ist wie etwas, das in beide Bereiche hineingreift, in den der Seele wie in den des Körpers; wie etwas, das die Bewegtheit der Seele und die Begrenztheit dem Körper entnimmt. Daß nicht nur körperliche Ausdrucksbewegung und seelisches Geschehen beisammen sind, sondern auch Gesamtkörpergestalt und seelische Erbart, wird später zu zeigen sein. Gerade angesichts dieser Tatsache begegnen Rassenkunde und Erblehre sich in ein und derselben Fragestellung. Grundsätzlich ist vorauszuschicken, daß der Grad der vitalen Energie und die Art der Stärke der Gefühlsansprechbarkeit nicht so einfach im Ausdruck zu erfassen sind, wie die Aufmerksamkeits- und Beharrungsform. Sie sind etwas, das der Mensch sehr leicht willentlich verbergen kann; das außerdem sehr viele Prägungen von „zweiter Hand" enthält. „Zweiter Hand" heißt: der Ausdruck der ererbten Gefühlsart, z. B. angeborener Heiterkeit, kann vorübergehend sehr stark durch schmerzliche Erfahrungen überdeckt sein. Das alles gilt nicht für den Ausdruck, der aus den Aufmerksamkeitsformen und ihren Folgeeigenschaften fließt. Sie sind eindeutig in jedem Lebensaugenblick der Seele im Spiel, darum auch in jeder Bewegung wach. Sie sind außerdem so sehr von der Gesamtkörperlichkeit abhängig, daß daran nichts zu verbergen ist. Das hindert selbstredend nicht, daß — wie das ja eben ausdrücklich als Versuch empfohlen wurde — auf dem Wege der Einfühlung ein Mensch einmal die Ausdrucksformen einer fremden Wesensart ertastet. Aus seiner Haut fahren kann dennoch auch der beste Schauspieler nicht; ja, wenn er ein solcher ist, sorgt er, bei den „ihm liegenden" Rollen belassen zu werden. *Alle kommenden Aussagen über den leiblich-seelischen Zusammenhang beziehen sich also für das Feld des Seelischen hauptsächlich auf die Aufmerksamkeits- und Beharrungsformen.*

Zunächst also: Seele und Ausdrucksbewegung. Von dem Blick der Augen war schon früher die Rede (S. 63). Besonders

kennzeichnend sind die Bewegungen der Hände. „Spricht der Mensch fester Gehalte, dann unterstreicht die Bewegung der Hand, deren Finger sich oft — wie zum Stoß zugespitzt — geschlossen haben, mit kurzem Ruck und Vorstoß: dies und nichts anderes ist jetzt gemeint; so und nicht anders ist die Sache zu verstehen. Reden beide Hände mit, dann symbolisiert ihr Zueinanderstoßen in schönster Prägnanz den Willen des Redenden, eine Sache auf einen klar umgrenzten Boden hinzustellen. Die Hand des Menschen fließender Gehalte deutet in ihrer lockeren, welligen Bewegung genau das Gegenteil davon an. Sind beide Hände beteiligt, so legen sie — in einer flüssigen Bewegung des Auseinandergehens — die Tatsache, auch wenn sie sehr eindeutig gemeint ist, breit vor den Hörenden hin, gewissermaßen mit der Aufforderung, nun nach Belieben Gebrauch von ihr zu machen. Selbst die Handführungen sehr stark vital aktiver Menschen beider Gruppen unterscheiden sich noch deutlich; die eine sagt: das ist doch klar; die andere droht: wagst du etwa daran zu zweifeln? Die eine wuchtet hin; die andere stößt zu.“ [1]) Diese Art der Handbewegungen setzt sich fort bis in die Arbeitsweise der beiden Menschentypen. Wie tief hier Körperliches und Seelisches ineinandergreifen, soll nun einmal gezeigt werden an einigen Beispielen aus den früher (S. 47 f.) erwähnten erbcharakterkundlichen Untersuchungen im Längsschnitt durch ganz Deutschland.[2]) Ohne viel Erläuterungen ist aus den Versuchsniederschriften die Wirkung aller Folgeeigenschaften aus den beiden Aufmerksamkeits-Beharrungsformen zu entnehmen.

Man besehe zuerst die Bilder der beiden 11jährigen Schuljungen aus dem Bergischen Land (vgl. Taf. 1 und 2). Der Junge A (Taf. 1) zeigt deutlich die den Menschen von fließenden Gehalten eignende Offenheit

1) „Vererbung als Schicksal“, S. 99.

2) Ich will von den Ergebnissen dieser Untersuchungen nicht berichten, ohne meinen Schülern, den ehemaligen Studierenden der Hochschulen für Lehrerbildung in Altona und Frankfurt a. M., Herbert Haack, Edgar Nesselrath, Irmgart Reuthe-Ziegler, Liselotte Schwarze und Heinrich Weber zu danken, die die Untersuchungen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands mit großer Gewissenhaftigkeit und Liebe zur Sache durchgeführt haben. (Zusammengestellt von G. Schliebe in Ztschr. f. menschl. Vererb.- u. Konstit.-Lehre Bd. 19, Heft 3.)

des Blicks, der völlig in die Welt hinausgeht und sich ihr hingibt; nicht zurückgerufen von dem inneren Such- oder Gestaltungswillen. Wie der Blick, so die Hand bei der Arbeit: er umgreift gelockert sein Werk; und der Blick samt den Händen sagt deutlich, daß Materie und innerer Gestaltungswille sich gegenseitig bedingen; eines vom anderen abhängig. Er fragt die Materie, was sie herzugeben bereit ist; drängt ihr nicht seine Formabsicht auf. Das kommt deutlich heraus an dem Schiff, das er — nach ausdrücklichem Befehl: „möglichst getreu" — einem zuvor gesehenen Modell (ein Modellmuster s. Tafel 3, Abb. 7) nachfertigte. Das Schiff hat alles: Masten, Schlote, Verdecksaufbau, Fenster usw.; aber verglichen mit dem Modell „von ungefähr". So von ungefähr steht auch der Esel da (Taf. 1, Abb. 3), der ursprünglich ein Pferd werden sollte; gibt das Plastilin das innerlich Beabsichtigte nicht her: nun dann eben nicht; Drinnen und Draußen spielen sich aufeinander ein. Das während der Herstellung des Esels aufgenommene Protokoll des Untersuchenden lautet: „Beliebiges Tier kneten. Die V.P. (= Versuchsperson) macht mit beiden Händen eine Walze, rollt nur ein paarmal hin und her, reißt Stücke ab, setzt sie wieder an. Was soll das werden? ‚Nen Pferd.' Zögert. ‚Soll nen Esel werden; da sieht das besser für aus.' Der Rumpf wird auf den Tisch gelegt und vier zylinderförmig gerollte Knetstücke angesetzt, die unten umgebogen und etwas flach gedrückt werden. ‚Söff' we ok sofort den Steert dran maken?' Der Schwanz wird kurzerhand angesetzt und das Modell mit klobigen, tapsigen Händen und Handbewegungen zum Stehen gebracht. ‚Wie gefällt dir der Esel?' — ‚Gut; kann bloß nicht stehen!'" Material und Formwille kommen zwanglos zusammen; inneres Modell und äußere Möglichkeit spielen sich zueinander hin. Dabei ist das Schiff mit einem viel zu kleinen Stück begonnen; noch sieht man unverfugt und unverstrichen im Bild die am Schiffskörper angesetzten Ergänzungsstücke; die Masten sind einfach draufgestellt; ohne genaue Abmessungen. — Die Aufgabe, während der freien Erzählung über das Thema „im Schwimmbad" in die Erzählung die — für einen „Geschmack aus festen inneren Gehalten" bestimmt nicht passenden — Worte: „Lokomotive" und „Faustball" einzufügen, erledigt V.P. wie folgt: „Kann so ne kleine Bahn drin sein. Ist ne Lokomotive vor, ne kleine, geht elektrisch. Im Wasser kann man Faustball spielen." Schon die weite Vorstellung „kleiner Lokomotiven", die man hie und da auf Bauplätzen usw. sieht, reicht völlig aus, aufgabegemäß die Lokomotive im Schwimmbad unterzubringen. Und warum soll man im Wasser nicht Faustball spielen? Dahinter steckt wieder das „von ungefähr"; wenn das nicht genügt, wird eben aus dem Faustball was anderes; Ball ist Ball. Die Worte „König" und „Kartoffel" bringt er innerhalb einer Geschichte so zusammen: „Er (nämlich der König) hatte einen weiten Weg nach der Kirche und nach dem Kartoffelfeld." Bei der Aufgabe, aus einem Klecksbild heraus- oder in es hineinzudeuten, was alles er drin sehen kann, gibt er alle 9 Sekunden eine Deutung von sich; insgesamt 51 Deutungen; dabei alle ohne die geringste Formkritik; obgleich doch gewiß das Klecksbild nur höchst mangelhafte Formen andeutet. Aber da ist weder eine feste innere Formvorstellung, die als Maßstab

der Kritik an die Kleckse herangetragen würde, noch die leiseste Spannung zwischen Drinnen und Draußen.

Nimmt man nun dagegen den gleichaltrigen und aus derselben Schulklasse stammenden Jungen B (Taf. 2), so ergeben sich für die Klecksbilddeutung: 50 Sekunden von Deutung zu Deutung; insgesamt nur 31 Deutungen; zu 30% der Deutungen werden ausdrücklich zudem formkritische Bemerkungen hinzugefügt. Hier kommen Drinnen und Draußen nicht leicht und locker zueinander; das Äußere hält das innere feste Maß nicht aus; und: es bedarf der über fünffachen Zeit, bis Drinnen und Draußen beieinander bzw. auseinander sind. Die zweite Aufgabe erledigt der Junge wie folgt: „Seine (des Königs) Diener mußten die Kartoffeln zubereiten für die Tiere, die er hatte"; erst müssen Tiere und Diener eingeführt werden, bis die Vorstellung „Kartoffel" genügend weit abgerückt ist von der des Königs; denn König und Kartoffel haben nichts miteinander zu tun. So wenig wie Faustball und Lokomotive mit dem Schwimmbad. Was feste Brücken zwischen den Vorstellungen und das „in-Öl-hingemalt-Sein" früher meinte, erfährt man aus diesem Protokoll: „Wir hatten die Lokomotive immer auf der Fahrt im Auge gehabt. Auf einem freien Sandplatz spielen viele Freunde mit einem schönen Ball Faustball." — Genau dieselben Folgeeigenschaften aus haftender enger Aufmerksamkeit und großer Beharrungskraft verraten die Bilder. Hält man die Porträts beider Jungen gegeneinander, so kann man ohne leisesten Zwang ablesen aus dem von A, was „fließender Gehalt", aus dem von B, was „fester Gehalt" heißt. Die Augen von B zeigen dementsprechend ganz deutlich im Hinausgehen die Innensteuerung; Erwartung gegenüber dem Abwarten von A. Beim Schiffsbau zielt ganz eindeutig der innere Formwille auf die Materie; bis hinein in die Fingerspitzen; da ist kein Paktieren des Inneren mit dem Draußen. Dementsprechend kommt auch ein Werk zustande, das gewiß „künstlerisch" nicht vollkommener ist als das von A; aber unglaublich viel genauer und modellgetreuer. Schärfung des Bugs, Rundung des Hecks, Lage, Form und Zahl der Schornsteine (er hatte ein vierschlotiges Modell), Lage der Rettungsboote, des Verdecksaufbaus, der Masten, der Funkanlage, Verstreichung des Schiffskörpers: gehäuft sind die Übereinstimmungen mit dem Modell feststellbar. Die Seele hat das Modell fest umgriffen, die Beharrungskraft hat es in Haft genommen und hält es zäh fest; nun können Sinn für Genauigkeit, Konsequenz und alle anderen Folgeeigenschaften sich auswirken. So wie das Schiff in beiden Fällen wirkt wie eine zweite Aufnahme der Jungen selber, so auch beide Male das Tier; hier also die Maus. Der Esel steht gewiß nicht da wie „auf eine letzte Formel gebracht"; desto mehr die Maus. Sie wirkt in ihrer konstruierten Korrektheit fast ein wenig unlebendig. Aber, so wie sich das — nach dem inneren Bild nämlich — gehört, ist auch alles hübsch genau beisammen. Das Protokoll des Untersuchenden lautet: „‚Gibt ne Maus.' — ‚Weißt du das schon vorher?' — ‚Das weiß ich ganz genau.' Für sich flüsternd: ‚Wie sieht überhaupt ne Maus aus?' — D.P. rollt eine Tonne, rundet sie an beiden Enden und setzt an ein Ende einen Ringelschwanz ganz genau an. Rollt dann eine

Kugel; zieht sie lang, vorn ganz spitz. Für sich: ‚Der Kopf ist zu dick!' Nimmt den Kopf wieder ab, macht ihn kleiner und setzt ihn wieder an. Die Ansatzstelle wird sauber verschmiert. V.P. legt dann die Maus auf den Rücken, setzt kleine Säulchen als Beine an und stellt sie dann auf diese Beine. ‚Hab die Ohren vergessen.' Kleine Ohren werden am Kopf angesetzt, und mit einem Loch versehen. ‚Maus fertig?' — ‚Oh, nä, die Haare' — und setzt vier längliche winzige Gebilde vorn auf den Kopf, die Tasthaare. ‚Kann man nicht so dünn machen!'" — Entsprechend den oben beschriebenen Bewegungen der Hände beim Sprechen arbeitet A mit den ganzen Händen; meist das ganze Werkstück umgreifend; B mit den Fingern, lieber noch mit den Fingerspitzen: die Seele zielt von innen her; es läuft nicht eine Welle über die Welt hin, sondern es stößt ein Pfeil auf sie los.

Daß Altersunterschiede dabei keine Rolle spielen, beweisen zwei Oberprimaner C und D aus derselben Gegend. Wieder wirken die Bilder (Taf. 3) der plastischen Arbeiten wie eine Photographie der beiden jungen Leute. Nimmt man hinzu einige Proben aus den anderen Arbeiten, wird sichtbar, daß zwar die Fülle der Vorstellungen dem reiferen Alter entsprechend gewachsen ist, daß aber sonst bei den beiden gleichen Typen (A und C; B und D) alles übereinstimmt — und: daß bei ein und demselben Menschen die Folgeeigenschaften eindeutig in den verschiedensten Leistungen sichtbar werden. V.P. C im Kleckstest: „Vogel .. Wolke .. ein Hahn .. Hier eine Frau, die die Hand hochstreckt .. läuft Schi .. Hund .. wieder ein Gesicht .. Indianerkopf mit Federn .. Siehste hier den Hund .. Lokomotive, wenn de viel Phantasie hast .. Wenn de ganz große Phantasie hast, siehste hier nen Menschen mit 'ner Zigarette." — Dagegen V.P. D (langsam, zögernd): „Könnte da oben ein Saxophon sein .. Unten ein Köter mit rotem Halsband .. schön ist das nicht. Etwas klobig .. Der Köter wäre sehr nett .. so humoristisch .. Ganz komisch wieder .. feste Form nicht .. vielleicht ein Seepferdchen .. Das könnte ein Kopf sein .. gar kein Hinterkopf .. ziemlich doof. Könnte auch ein Gesicht sein .. aber so mehr affenähnlich und, sagen wir, muckrig." Aussage um Aussage läßt einen hier in das Zueinanderkommen von Drinnen und Draußen hineinschauen; in dieses zögernde kritische Abwägen, Ausprobieren, Verwerfen. Mit derselben fast spielerischen Leichtigkeit — wie oben — arbeitet C bei der Aufgabe, acht Worte in eine Geschichte zusammenzufassen: „Der König sitzt allein bei kümmerlichem Licht im Sturm in seiner Blockhütte im Wald bei einer Schale Kartoffeln. Hat einen Bären erledigt. Des Morgens nach der Kirche hatte er Theater gehabt mit seiner Frau." Der Vorstellung des Königs in der Zurückgezogenheit fließt der Begriff „Theater" sofort mit der hier passenden Bedeutung zu. Bei D dagegen einmal die straffe Verfugung durch genaue Gedankenbrücken, und trotz ihrer am Schluß ein hörbares Aufatmen: das Ganze ist ja nur ein Märchen; dann mag es schon hingehen: „Als der Sturm das Licht ausblies, konnte die Köchin nicht weiter arbeiten. Sie schälte gerade Kartoffeln für die Mittagstafel des Königs, der seit geraumer Zeit aus dem Wald zurückerwartet wurde. Er hatte jedoch noch eine nahe Kirche aufgesucht, um Gott für die Erlegung

eines Bären zu danken: So etwa war ein Ausschnitt des im Theater aufgeführten Märchens." C sagt von seinem Frosch anerkennend: „Nen Frosch siehste auf jeden Fall; kann einer kommen, wer will." D meint von seinem Gemsbock: „Sollte eigentlich ein wilder Gemsbock werden." — „Und das ist er nicht geworden?" — „So weit etwa"; dabei deckt er ihn so weit ab, als er auch in der Wiedergabe weggelassen ist. Eine Besprechung der Schiffe erübrigt sich.

Zwei 10jährige Jungen aus Tübingen erledigen die „Geschichte" folgendermaßen (dabei sind nur die Ausschnitte gegeben, in denen die Worte „Kranz, Wirtschaft, Schwimmbad" untergebracht sind): Der eine: „Da eine Hochzeit war, kommt ein Mädchen mit einem Kranz herein. In der Wirtschaft zum Kalbskopf ist Lärm. Im Schwimmbad wird gebadet." — „Wer hat denn da gebadet? " — „Vielleicht haben die Hochzeitsleute noch ein Bad gemacht. Sie waren dreckig, weils morgens pressiert hat und nimmer zum Waschen reichte." Ohne die leiseste Schwierigkeit laufen die Vorstellungen ineinander. Beim anderen, mindestens gleichbegabten, dagegen sticht aus den gegeneinander isolierten Sätzen die feste Umgrenzung bestimmter innerer Vorstellungsfelder direkt heraus: „Kranz braucht man, wenn jemand starb. Wirtschaft, wenn Hochzeit ist; wenn man lustig ist. Kalbskopf kann man essen. Ins Schwimmbad nimmt man Seife mit."

Auf Taf. 4 endlich ist eine Übergangsreihe vom Fließenden zum Festen für fünf Mädchen aus dem Harz gezeigt. Die Reihenfolge der 12jährigen war durch das vorausgehende Kennenlernen der Mädchen innerhalb der Schulklasse festgelegt und blieb durch alle Versuche dieselbe. Zu den Bildern ist jede Erörterung unnötig; der Übergang von fließend zu fest — von V.P. 1 nach V.P. 5 — springt in die Augen; auch wird offenkundig, daß nicht etwa verschiedene Begabungen die Verschiedenartigkeit der Leistungen bedingten. Die Mädchen 2 und 4 sind herausgegriffen, um an ihnen den Vergleich mit den bisherigen Beispielen durchzuführen. Klecksdeutungen: V.P. 2: 44; V.P. 4: 13; Länge der Pausen zwischen zwei Deutungen: 32 sec bzw. 2 min 17 sec; Formkritik: 9% bzw. 70%. Protokoll über die Deutung: bei V.P. 2: „Sind zwei Hampelmänner (lacht). Pudel .. Zwei Frauen .. Ein Schuh .. Ein Hund ... Ein Vogel: Kopf; da ist der Schnabel, das der Flügel" usw. Bei V.P. 4: „(Dreht und wendet das Blatt lange, ehe sie aussagt; ist schüchtern und zeigt keine Freude.) Hier siehts aus, als wenn da so'n Hund sitzt. Hier so wie ne Frau; das ist nicht richtig .. Hier Gesicht und da .. so .. Ist nicht richtig. Dies kommt mir nicht so richtig vor. .. Sieht beinahe aus wie so 'n Zwerg; lange Nase, aber so richtig ist es nicht" usw. Genau dieselben Folgeeigenschaften aus den beiden Aufmerksamkeitsformen, die hier in jeder Versuchsleistung eindeutig herauskommen, finden sich wieder in den Aussagen von Lehrer und Versuchsleiterin über die Stellung der beiden innerhalb der Klasse. Für V.P. 2: „Eine stille, freundliche Schülerin. Dem Unterricht folgt sie ohne Mühe. In der Pause taut sie auf. Dann ist sie lebhaft, freut sich gern, ist aufgeschlossen. Sie hat die Kameradinnen gern; ist selbst wohl gelitten. Ich war überrascht, wie leicht und selbstver-

ständlich sie sich mir als Fremder aufschloß." Für V. P. 4: „Meldet sich zögernd und langsam, obgleich sie öfter eine Antwort wüßte. Sie ist schüchtern. Eine stille, stete Arbeiterin, die Zeit braucht, sich einzuleben. Mit ihren Mitschülerinnen scheint sie sich wenig anfreunden zu können. Sie ist selten mitten im Spiel. Gegen Fremde ist sie zuerst sehr abgeschlossen. Man möchte meinen, verängstigt. Hat sie aber schließlich Vertrauen gefaßt, ist sie dankbar und lieb; doch geht sie nie völlig aus sich heraus. Sie muß immer aufgemuntert werden, ehe sie etwas von dem verrät, was sie denkt." So zugeknöpft wie V. P. 4 schaut einen auch ihr Haus an; so offen wie V. P. 2 steht ihre Hütte da; und zwar bezieht sich diese Behauptung nicht allein auf die Öffnungen in den beiden Häusern, sondern auf die Gesamthaltung, in der sie dastehen und den Betrachter anblicken. Oder: man denke sich einen Stuhl wie den von V. P. 4 in der Hütte von V. P. 2 stehend und umgekehrt; das wäre jedesmal ein Fremdkörper in seiner Umgebung. Oder: man denke sich die beiden Mädchen selber, so wie die Aussagen des Versuchsleiters sie beschrieben, jede in dem Haus der anderen wohnend. Dann begreift man, wie tief ein bestimmter Stil alle Leistungen, auch die innerhalb der Gemeinschaft, durchwaltet und prägt.

Die Übereinstimmung gleichgearteter Kinder und junger Menschen trotz der Alters-, Geschlechts- und Stammesverschiedenheit ist nun — wenigstens abgekürzt — gezeigt. Längs durch ganz Deutschland sind in beliebig herausgegriffenen Schulklassen die verschiedenen Aufmerksamkeitstypen samt den Übergangsformen auffindbar. Damit ist — das sei ausdrücklich vermerkt — über die Verteilungszahl innerhalb der einzelnen deutschen Landschaften und Stämme noch gar nichts gesagt.

In den Bildern der Jungen sind schon ganz bestimmte körperbauliche Verschiedenheiten sichtbar geworden. Die Zusammenhänge zwischen leiblichem und seelischem Stil hat die Erbcharakterkunde schon deshalb immer im Auge behalten, weil sie ihren Ausgangspunkt in nächster Nachbarschaft zu den berühmt gewordenen Untersuchungen von Ernst Kretschmer über „Körperbau und Charakter"[1]) nahm. Kretschmer hat vor etwa anderthalb Jahrzehnten in seinem Buch nachgewiesen, daß zwischen den drei Körperformen der Leptosomen, der Athletiker und Pykniker und den zwei großen Kreisen seelischer Erkrankung, dem manisch-depressiven Irresein[2]) und den Schizophrenien[3]), ein-

1) Vgl. Literaturverz.
2) Es ist aber wohlgemerkt kein „Irresein" im landläufigen Sinn.
3) Dem, was der Volksmund „Verrücktsein" nennt.

deutige, unbestreitbare Zusammenhänge bestehen. Von 85 Kranken mit leptosomem Körperbau hatten 81, von 34 Athletikern 31 Schizophrenien; umgekehrt von 60 Kranken mit pyknischem Körper 58 manisch-depressives Irresein. Das in der 9. und 10. Auflage des Buches mitgeteilte Gesamtergebnis aus über 4000 untersuchten Fällen (Erstreckung: Gesamteuropa, Rußland und Nordamerika) geht dahin, daß mindestens zwei Drittel aller Fälle von manisch-depressivem Irresein mit pyknischem Körperbau, mindestens zwei Drittel aller Schizophreniefälle mit leptosomem und athletischem Körperbau zusammengehen. Das nicht stimmende Drittel ist natürlich beunruhigend angesichts einer Regel, die einen gültigen Zusammenhang von leiblichen Stilen und seelischen Erkrankungsformen festlegen soll. Nach den gegen Ende dieses Kapitels zu erörternden Ergebnissen erbcharakterologischer Untersuchungen der Rassekerne des deutschen Volkes bestünde immerhin die Möglichkeit, durch Aufdeckung einer unberücksichtigt gebliebenen Fehlerquelle den Weg zu noch eindeutigeren Endbefunden freizulegen. Solange nämlich bei derartigen Untersuchungen der Faktor des rasseleiblichen Erscheinungsbildes unberücksichtigt bleibt, ist kaum zu vermeiden, daß öfters Fälische und fälisch-ostische Gemische unter den Pyknikern, umgekehrt Westische mit ihrem feingliedrigen Gesamtbau unter den Leptosomen erscheinen. Die später zu erörternden Untersuchungen ergaben jedoch völlig eindeutig, daß fälische Menschen fest, westische dagegen schon stark fließender sind. Da aber, was sogleich zu zeigen ist, die Kretschmerschen Schizothymen, deren Gesamtkreis u. a. auch die schizophren Erkrankten angehören, bzw. seine Zyklothymen und deren Teilsektor, die manisch-depressiv Erkrankten, in nächsten Beziehungen zu unseren Festen bzw. Fließenden stehen, dürfen niemals Fälische oder fälisch-ostisch Gemischte einfach den Zyklothymen und Westische ebenso nicht den Schizothymen zugerechnet werden. Vielleicht liegt in der hier angedeuteten Richtung der Weg, auf dem eines Tages das Problem >Rasse : Konstitution< zur Lösung gebracht werden wird; auf dem also auch die Schwierigkeit, daß im deutschen Volk fünf bis sechs leiblich klar unterscheidbaren Rassekernen nur drei Körperbauformen der Konstitutionslehre gegenüberstehen, zu Ende kommt.

Kretschmer hat selber schon in der 1. Auflage seines Buches seine

1

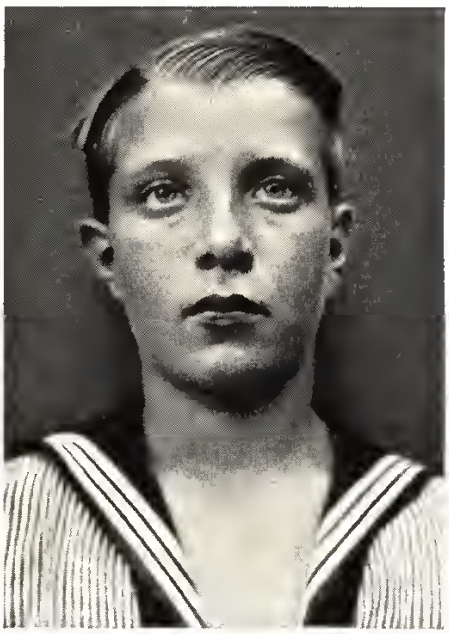
2

3

4

5

Tafel 1



1

2

3

4

Tafel 2

1

4

2

5

3

V.-P. D

6

V.-P. C

Tafel 3

V.=P. 1 2 3 4 5

V.=P. 1 2 3 4 5

Tafel 4

Überlegungen in das Gebiet gesunden Seelentums hinein ausgedehnt und dabei gezeigt, daß das Gleiche, nämlich der Zusammenhang von körperlichem und seelischem Stil, auch für den Bereich des ganz Gesunden gilt. Beanstandbar an seinem Vorgehen war allein, daß er das Bild gesunden Seelentums wesentlich entwarf nach dem Muster des seelischen Lebens seiner Erkrankten vor dem Beginn der Krankheit. Es ist leicht verständlich, daß bei solchem Vorgehen die dem Schizophreniekreis entsprechenden Gesunden einen Stich ins „Abnorme" beibehielten. Das war jedoch ein Fehler, der am Grundsätzlichen gar nichts zu ändern vermochte.[1]) Kretschmer hat schon vor 15 Jahren die in diesem Buch ausführlich behandelten Dichter als Musterbeispiele für den körperseelischen Zusammenhang angeführt. Die eigene zehnjährige Beschäftigung des Verfassers mit diesen Dingen ergab ihm unwiderleglich sicher, daß im Umkreis der Obergruppe von „festen inneren Gehalten" leptosomer und athletischer Körperbau vorwiegen, in dem der Obergruppe von „fließenden inneren Gehalten" der pyknische Körperbau; eine Feststellung, die heute freilich vertieft und geklärt wird durch die auf S. 137 ff. beschriebenen Untersuchungen über die Rassekerne des deutschen Volks und ihre Gemische. Eine Aussage philosophischer Art, etwa im Stil des oft aufzufindenden Kurzschlusses: die seelische Art hänge „also" ab von der körperlichen, ist damit keineswegs gemacht. Um die theoretisch-philosophisch-weltanschauliche Ausdeutung hat sich die Erbcharakterkunde zunächst gar nicht zu kümmern.

Sie stellt einzig fest die Zusammengehörigkeit von beidem. Statt einer ausführlichen Darstellung der Körperbauformen — sie ist (vgl. die Anmerkung) leicht sonst greifbar — soll Art und Grad der Zusammenhänge durch die beigegebenen Tafeln 5 bis 8 sichtbar gemacht werden. In den früheren Auflagen enthielten

1) Zur Kritik dieses Fehlers vgl. des Verfassers „System der Typenlehren", S. 149 ff. und S. 248 f. und „Vererbung als Schicksal", S. 81 ff. — Die Körperbautypen findet man dargestellt bei Kretschmer; im „System der Typenlehren"; neuerdings kurz und klar bei Rohracher in der „Kleinen Einführung in die Charakterkunde" (vgl. Literaturverz.). Die beiden seelischen Typen heißen bei Kretschmer schizothym (etwa unserem „fest" entsprechend) und zyklothym (etwa unser „fließend").

die Tafeln Personen, die nach den Gesichtspunkten der Kretschmerschen Lehre von „Körperbau und Charakter" zusammengestellt waren; also Pykniker = Fließende einerseits und Leptosome + Athletische = Feste andererseits. Infolge der S. 119 f. aufgezeigten Schwierigkeiten in der Kretschmerschen Konstitutionslehre und der S. 137 ff. entwickelten Ergebnisse erbcharakterologischer Rasseforschungen über den Zusammenhang von Erbwesensarten und rassischen Leibgestalten sind jetzt auf den Tafeln „typische" Leiberscheinungen den seelischen Polen „fest" und „fließend" nach den Gesichtspunkten dieser rassekundlich-erbcharakterologischen Forschungsergebnisse zugeteilt.

Und zwar so, daß auf Tafel 5 als ganz „Feste" vorwiegend Nordische und Fälische erscheinen; auf Tafel 6 vorwiegend Dinarische unter der Kennzeichnung „fest mit Auflockerung"; auf Tafel 7 vorwiegend Westische als „Fließende mit Verfestigung"; und zuletzt auf Tafel 8 vorwiegend Ostische als die im Raum des deutschen Bluts „Fließendsten".

Sieht man sich die Gruppen aufmerksam an, dann entdeckt man plötzlich, daß man längst vor aller Wissenschaft von diesen Zusammenhängen „wußte"; daß es ja „gar nicht anders sein kann", als daß die auf den Tafeln 5 und 6 Abgebildeten zur seelischen Art von festen Gehalten, die Menschen der Tafeln 7 und 8 dagegen zu der von fließenden Gehalten gehören. Wie ein „Fanatiker", ein „Konjunkturmensch", ein Mephisto, eine kleine behäbige Wirtin, ein Falstaff, ein Don Quichote und sein Sancho Pansa auszusehen haben, das weiß man aus dem täglichen Umgang mit Menschen und der Erfahrung mit ihnen sehr genau. Man weiß z. B. auch, daß ein Mann mit Geheimratswinkeln oder einer runden Vollmondglatze im früheren Sinne „berechenbarer" ist als einer, dem die Haare tief in die Schläfen herein- und über die Nasenwurzel verwachsen oder der haarlose Platten auf dem Kopf hat, die aussehen, als hätten Ratten sie angenagt; daß eine spitze Nase in schmalem, spitzem Gesicht einen weniger verbindlichen und zugänglichen Menschen verrät; daß mit einer rundlichen Natur besser Kirschen essen ist, auch wenn ein Dickkopf dazu gehört; und hundert Dinge dergleichen mehr.

Die Erbcharakterkunde erfüllt aber gegenüber dem Tatbestand Zusammenhang von körperlicher und seelischer Art eine

entscheidend wichtige Aufgabe. Sie grenzt haarscharf ab, was vom gesamtseelischen Dasein eines Menschen mit seiner Körpergestalt zusammengehört, und was nicht. Denn es ist ja immer die Gefahr, daß man einfach alle seelische Inhaltlichkeit mit in diesen Zusammenhang hereinnimmt. In Wirklichkeit gehören zusammen allein: ein Körperstil und all das, was in den Schlußsätzen des zweiten Kapitels als vererbt im strengsten Sinne bezeichnet wurde: die Grundfunktionen (auch die in diesem Buch nicht näher behandelten, weil noch nicht genauer untersuchten), ihre Folgeeigenschaften und die durch sie bedingte Wesensgemäßheit bzw. Artfremdheit bestimmter seelischer Inhalte oder Inhaltsgruppen. Was darüber hinausgreift, hat mit dem Körperbau wie mit dem Erbcharakter nichts Direktes mehr zu tun; es ist „Umweltschicksal"; freilich auch als solches immer umfangen von der ererbten Seelenart und ihrer „Behausung", dem ihr zugehörigen Leib. Hält man hier die Dinge nicht sauber auseinander, dann ist stets die Gefahr — das gilt für die Rassenseelenkunde nicht weniger als für die Erbcharakterkunde —, daß viele Dinge, die aus Bequemlichkeit oder Mangel an Selbstzucht entstanden sind, oder andere, erfreuliche, die in harter Selbsterziehung errungen sind, auf das Konto der „Unausweichlichkeit" schlecht- oder gutgeschrieben werden; auf das Schicksal eines ganzen Volkes gesehen: daß Leistungen und Versager, die aus Zuchtlosigkeit, geschichtlichem Verlauf oder aus der Lage des Lebensraums erwuchsen, einfach wieder auf das Konto „rassische" Zusammensetzung verbucht werden; das ist dann der Punkt, an dem das — im guten und bösen Sinn — als einfache „Gabe" genommen wird, was in Wirklichkeit harte „Aufgabe" ist. Davon an anderer Stelle mehr.

Die Lehre vom Erbcharakter endigt also mit demselben Ergebnis wie die von der Zusammengehörigkeit von Körperbau und seelischer Erkrankungsform: Regel ist das Beisammensein eines bestimmten Körperstils mit einem bestimmten Erbcharakter; Ausnahmen sind die Fälle seltenster Art, in denen sich beides überkreuzt; „körperlich ist er der Vater, seelisch die Mutter". Wobei dann immer und grundsätzlich noch das Bedenken zu entscheiden bliebe, ob der Sohn nicht — bei seiner tatsächlich dem Vater ähnlichen seelischen Art — nur In-

haltlichkeiten von der Mutter übernahm allein deswegen, weil ihre Art den Lebensstil der Familie trägt oder beherrscht; ob die „Überkreuzung" also nicht bloß etwas Scheinbares darstellt. Nach allen bisherigen Befunden ist festzustellen, daß ein solcher Überkreuzungsfall bis heute noch nie wissenschaftlich belegt ist. Und das jetzt auch schon gegenüber den Feststellungen der Erbcharakterkunde üblich werdende Gerede, es komme einzig auf Erziehung an, ob einer seelisch so oder anders werde, geht, wofern es nicht einfach ein „Daherreden" ist, zurück auf die Nichtauseinanderhaltung von Erbart und Raum der Freiheit. Es widerspricht allem, was die Erbcharakterkunde pflichtgemäß als Wahrheit zu sagen hat. Der Mensch bleibt zeitlebens im Rahmen, den ihm das Erbschicksal spannte, mag das Lebensgeschick, das er innerhalb dieses Rahmens erfährt, noch so wechselnde Gesichter haben. Zu den Ausnahmen gehören ferner die seltenen Fälle, in denen — meist durch krankhafte Änderungen im System innerer Drüsen bedingt — ein Wandel der körperlich-seelischen Artung eintritt.

Von diesem Ergebnis aus geht die Erbcharakterkunde fragend an die Rassenkunde heran. Denn diese spricht ja von nichts anderem als auch von der Zusammengehörigkeit seelischer und körperlicher ererbter Art. Sind es dieselben Tatbestände, die beide Wissenschaften meinen; handelt es sich um zwei verschiedene Tatbestandsgruppen? Um zu vergleichen, muß man den Kern des Erkenntnisbestandes der Rassenkunde kennen. Die früher angeführte Bestimmung des Wortes „Rasse" durch Günther enthält unmißverständlich als Kernstück die Feststellung der Zusammengehörigkeit von ererbter seelischer und körperlicher Art. Das ist die Regel. Von ihr gibt es zwei Formen der Ausnahme. Erstens die wohl sehr seltene Überkreuzung von körperlicher und seelischer Gestalt bei Rassenmischung: der eine Rassekern baut den Körper; der andere die Seele. Zweitens das früher genannte Verdecktwerden bestimmter Rassezüge der einen Rasse durch die einer anderen; so wird z. B. der nordische Erbteil bei Mischung mit anderer Rasse äußerlich leicht überdeckt; ohne damit freilich aus der Erbmasse ausgeschieden zu sein. Nur wer von der Regel weiß und da-

von, daß die Ausnahmen eben nicht „Regel" sind, mißversteht Worte nicht, wie etwa die von L. F. Clauß in seinem schönen Buch von der „Nordischen Seele" [1]): „Es liegt ja ... das Schwergewicht der Verschiedenheit nicht in der Erscheinung der Leiber, etwa in der Blondheit oder Schwärze des Haars: wir finden auch bei schwarzem Haar und gedrungenem Wuchs oft gleichsam blonde und schlanke Seelen, zu denen — wenn wir vorgreifend so sagen dürfen — ihrem Stile nach ein blonder und schlanker Leib gehört. Der Riß geht tiefer: er geht zwischen Seele und Seele, er geht oft zwischen einer Seele und ihrem Leibe, ja durch eine Seele mitten hindurch — oft mehr als nur ein einziger Riß." [2]) Clauß sagt ausdrücklich: „zu denen ... ihrem Stile nach ein blonder und schlanker Leib gehört." Er spricht also auch eindeutig von dem Beisammensein einer bestimmten Körperform mit einer bestimmten Seelenart als Regel. Sein Satz meinte also die Ausnahmen. Gerade die Tatsache der Überdeckung rechtfertigt die oft gemachte Feststellung, im Gesamtblutstrom unseres Volks sei viel mehr nordisches Blut, als das dem Erscheinungsbild nach zu erwarten sei. *Nur wäre es nicht mehr und nicht weniger als der Verzicht auf die Urerkenntnis aller Rassenkunde, wollte man diese Tatsache zum Anlaß nehmen, unser ganzes Volk in einen bestimmten Rassestil hineinzurechnen.* Entweder: es ist auf Grund der wahrhaftig laut genug redenden Tatsachen innerhalb der Rassenlehre der Ernst um die Dinge der Rassen gültig; dann herrscht in der einen *deutschen* Seele ein bestimmter Stil vor, in der anderen ein anderer. Dann gilt es, dieser Wirklichkeit offen ins Gesicht zu schauen und in jeder Weise Ernst mit ihr zu machen. Ernst z. B. auch mit der Tatsache, auf die *Kretschmer* in seinem Buch über die „genialen Menschen" [3]) hinweist, daß nicht in den Gebieten, in denen die vom deutschen Volk umschlossenen Rassen in verhältnismäßig größerer Reinheit vorkommen, die stärkste Häufung schöpferischer Begabung stattfand, sondern in den Grenz-

1) Vgl. Literaturverz.

2) S. 9; alle weiteren Zitate stammen, wenn nicht ausdrücklich anders angegeben, aus der „Nordischen Seele".

3) Vgl. Literaturverz.

gebieten. Daß demnach für bestimmte Hochleistungen, wenn nicht die Stilmischungen, so mindestens die Begegnungen der Stile sehr bedeutsam geworden sind. Zu diesem Ernstnehmen gehört auch die Klarheit darüber, daß im deutschen Lebensraum ein Rassestil führend in den Vordergrund treten muß gegenüber allen anderen, weil er besser als sie alle den politisch-geschichtlichen Forderungen gewachsen ist. Das deutsche Volk hat — auch in seinen nichtnordischen Volksbrüdern — ein feines Gefühl dafür, daß die Not seines Daseins das Wiederführendwerden nordischen Stils einfach verlangt. Aber: man soll diese Notwendigkeit nicht überzuckern dadurch, daß man so tut, als stecke in jedem Deutschen das Zeug zu einem rein nordischen Menschen. So wenig aus einem Erbcharakter von fließenden Gehalten ein „fester" zu machen ist, so wenig kann ein seelischer Rassestil in einen anderen verwandelt werden. Und man soll die beglückende Tatsache, daß z. B. auch ostische Menschen in der Zucht des Arbeitsdienstes irgendwie geformter werden, nicht dazu mißbrauchen, nun so zu tun, als seien sie nordischer geworden; dem widerspricht jeder einzelne Befund der später zu besprechenden erbcharakterologischen Rassenuntersuchungen. Ihr „deutsches Herz" mag wacher, bewußter, entschlossener geworden sein; es lebt doch in einer Seele, die ein grundlegend anderes Werkzeug des Lebens darstellt als eine nordische, fälische und dinarische (s. unten S. 137 ff.). Oder: man durchbricht beliebig die Grundlagen der rassenkundlichen Erkenntnisse; so wie das im ersten Kapitel gezeigt war; dann können Eltern beliebig auf Grund des nordischen Bestandteils in ihrer rassischen Mischung und einer straffen nordischen Haltung in ihrem Lebensstil nordische Kinder erzeugen. Aber dann wäre auch nicht mehr einzusehen, warum von Rasse überhaupt — abgesehen von dem Kampf gegen krankhafte rassische Entartung und der Abstoßung wirklich fremder Rassen aus unserem Volkskörper — noch die Rede wäre. Es geht eben nicht beides nebeneinander: sowohl die Grunderkenntnisse der Rassenkunde vom Zueinander seelischer und körperlicher Art, als auch das beliebig freigestellte Ausbrechen aus diesen Tatsachen. Es mag schon sein, daß unter den Millionen ostisch-alpin aussehender Volksgenossen sich häufig einer findet, in dem tatsächlich bei ostischem Körper eine rein nordische Seele lebt. Jawohl: es gibt Ausnahmen von der Regel. Aber wenn erst einmal alle

diese Volksgenossen nicht mehr aus Stolz und innerstem Jasagen den Beitrag ihres Rassestils ihrem Volk darbringen, sondern sich allesamt für „nordisch" halten, dann ist es mit dem Ernst um die Dinge der Rasse vorbei. Entweder gilt das Eine oder das Andere. Bleibt man aber innerhalb des Ernstes der Tatsachen, dann gilt es zuerst einmal anzuerkennen, daß ostisches Wesen unaufhebbar anders ist als nordisches usw.; daß aber das Zucht-und-Haltung-Haben und die Treue zum deutschen Volk nicht gebunden sind an die Zugehörigkeit zu nur einem der fünf oder sechs im deutschen Volk enthaltenen Rassekerne (dem nordischen), auch wenn dieser unbezweifelbar seiner besonderen Leistungsart nach führend am Wiederaufstieg der Nation beteiligt sein muß. Entweder: Zucht, Haltung und Treue zum deutschen Volk sind nordisches Sondergut; dann täte man gut daran, alle Volksgenossen als „nordisch" gelten zu lassen. Oder: Zucht, Haltung und Treue sind nicht rassegebunden in diesem Sinn; dann darf die Wirklichkeit Wirklichkeit bleiben; jeder Rassekern in unserem Volk mag seine Zucht usw. finden, so wie sie seiner Art gemäß ist und sie seinem Volk darbringen als seinen Baustein zum neuen Reich.

Wir stellen also die Frage nach dem Zusammenhang von Rasse und Erbcharakter unter der Voraussetzung, daß die beiden Wissenschaften das gemeinsame Kernstück haben und pflichtgemäß festhalten: Zusammengehörigkeit von leiblichem und seelischem Stil.

In den beiden ersten Auflagen dieses Buchs wurde von dieser Stelle ab ausführlich dargelegt, wie sich noch vor wenigen Jahren das Problem „Rasse und Konstitution" in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung darstellte; wie die von der medizinischen Konstitutionslehre aufgewiesenen leiblich-seelischen Stilformen in das Verhältnis der Deckung bzw. Nichtdeckung zu den leib-seelischen Stilen der Rassenkunde gesetzt wurden; daß und warum schon damals kein zwingender Grund bestand, Konstitutionen und Rassekerne als zwei Faktoren zu betrachten, die sich nicht in Übereinstimmung bringen lassen. Der eine Grund, warum heute diese ganze Frage nicht mehr ausführlich dargestellt wird, liegt in einer inzwischen vollzogenen Annäherung der Kampfgruppen aneinander. Auch bei den Konstitutionsforschern, die

noch keineswegs zu direkten Gleichungen zwischen rasse- und konstitutionskundlichen Feststellungen ansetzen, sind Zumutungen der Art gefallen, daß man z. B. in ein und demselben Menschen eine Konstitution annehmen sollte, deren seelische Seite dem Stil der Auflockerung der „Fließenden" entsprach, und daneben die Zugehörigkeit etwa zur nordischen Rasse, deren seelisches Bild in jedem Zug dem des „Fließenden" diametral entgegengesetzt ist. So hat beispielsweise ein so ausgezeichneter Forscher wie Eugen Fischer noch in der 3. Auflage der Baur-Fischer-Lenzschen „Menschlichen Erblichkeitslehre" (1927, S. 123 ff.) über das Verhältnis von Rassen und Konstitutionen das Endurteil gefällt: „So ist also da kein Zusammenhang anzunehmen. Alle Rassen haben diese Typen. Innerhalb der Rassen bestehen also nochmals Erblinien als Träger je besonderer konstitutioneller und geistiger Körpermerkmale; man darf sagen, der Rassetypus schaut uns durch das betreffende Konstitutionsgewand an; es gibt also asthenische Alpine, pyknische Alpine usw." Und trotzdem hat er sich in der 4. Auflage, 1936, entschlossen, eine Formulierung zu wählen, die klar die Annäherung beider Wissenschaftszweige aneinander zeigt. Man kann dies durch wenige seiner Feststellungen kennzeichnen. Während früher neben der rassischen Erblinie eine eigene unabhängige Erblinie für die Konstitutionsbildung verantwortlich gemacht wurde, heißt es heute: „Vererbung der Konstitution als solcher ist also ihrer Natur nach ausgeschlossen" (S. 220). Scharf wird Konstitution abgesetzt gegen Genotypus und Idio- bzw. Paratypus; sie ist weder der eine noch der andere. Konstitutionsbildend sind Einflüsse, die in bestimmten besonders sensiblen Entwicklungsstadien den Embryo treffen und Modifikationen hervorrufen, die ihm für sein ganzes Leben eine besondere Prägung geben; und: „dieser entsprechend reagiert er dann, das ist bei ihm konstitutionell" (S. 218). Die Zusammenhänge zwischen diesem Konstitutionellen und dem Erbgut werden darin gesehen, daß jede Modifikation natürlich nur auf dem Boden des Erbguts möglich sei. Und das Endergebnis lautet heute: „Das konstitutionelle Ergebnis der Entwicklung hängt eben auch bei gleicher Peristase (hier: Einwirkung der vorgeburtlichen Umwelt; der Verf.) von der erblichen, das ist aber auch rassenmäßigen Beschaffenheit des betreffenden Individuums ab" (S. 220). Gerade am Beispiel dieser ganzen Auseinandersetzung ließe sich in

hervorragender Weise zeigen, daß sachlich-wissenschaftlicher Kampf am sichersten die Wahrheitsfindung verbürgt; und aufgegebene bzw. verlorene Stellungen in diesem Kampf niemals „vergebliche" Stellungen waren.

Der zweite Grund, warum in dieser Auflage die Darstellung des Problems in aller Breite unterbleibt, liegt darin, daß die damals ans Ende der Darstellung gestellte Annahme, Rasseseelen und Erbwesensarten deckten sich ursprünglich, heute durch die später zu kennzeichnenden erbcharakterologischen Untersuchungen über die Rassekerne des deutschen Volkes aus der Wahrscheinlichkeit in die Gewißheit übergeführt ist. So genügt es, zunächst einfach *die Aussagen der Rassenpsychologie und der Erbcharakterologie prüfend einander gegenüberzustellen*; und dann der dabei erkannten Deckung beider so viel von den neuen direkten Beweismitteln beizufügen, daß der Leser mitten in die heutige Forschungslage hineingeführt wird.

Dem aber darf wohl aus der Zusammenschau der Entwicklungslinien der Forschung und der Befunde an dieser Stelle eine Vermutung darüber vorausgeschickt werden, wie sich das alte Problem ›Rasse: Konstitution‹ im künftigen Endergebnis darstellen wird. Die großartige Schau Ernst *Kretschmers* auf den Zusammenhang von Körper und Seele wird geklärt und vertieft ineinsgehen mit der ursprünglichen Schau Gobineaus, Schemanns und der führenden Rasseforscher unserer Tage. Ihr fehlte der Blick auf die rasseleiblichen Verschiedenheiten; so kam sie in die scheinbar ausweglose Lage: drei Körperbautypen standen zwei seelischen Typen gegenüber; und ihnen allen schien zu widersprechen, was die Rasselehre allein schon für den Rassebestand des deutschen Volkes festlegte: mindestens fünf Rassekerne, deren jeder seine leibliche und seelische Eigenart aufwies. Die erbcharakterologische Forschung hat demgegenüber zweierlei anzumelden. Von vornherein betonte sie immer wieder die Verwandtschaft ihrer Ergebnisse mit denen Kretschmers. Sie behielt dabei aber scharf im Auge den Tatbestand der Rasse; mit dem Ergebnis, daß sich — s. unten S. 137ff. — heute erweisen läßt, wie jedem der Rassekerne des deutschen Volks in dem Spannraum fest-fließend sein eigener Verteilungsraum zukommt. So wird die Erbcharakterologie zur Brücke zwischen beiden Ansätzen, dem Kretschmerschen und dem rassekundlichen. Und im Endergebnis werden wir sehen lernen: 1. die fünf Rassekerne unseres Volkes und ihre Gemische als die grundlegenden Leiberscheinungen aller Forschungen; 2. die gesetzmäßige Zusammengehörigkeit eines jeden dieser Leibbilder mit einem bestimmten Seelebild, dessen Stil und Reichweite gegen alle Formungen des Menschen durch die Umwelt (Erziehung, Gemeinschaft, Geist des Volkes usw.) abzugrenzen und gleichzeitig *in ihnen allen* nachzuweisen, Aufgabe von Erb-

charakterologie und Rassenseelenkunde ist. Mögen dabei die alten Begriffe Kretschmers verlorengehen, seine Grundthese: „Körperbau und Charakter" wird im Endergebnis ungefährdet, geklärt und dann unumstößlich mitenthalten sein.

Ein Stück dieses Wegs zum Ziel wird nunmehr dargestellt durch Gegenüberstellung der rassepsychologischen und der erbcharakterologischen Befunde.

Vergleicht man, was die Rasseseelenkunde über die Rasseseelen aussagt, mit den Grundcharakteren der Erbcharakterkunde, dann liegen hier handgreiflich allerstärkste Hinweise auf Deckung vor; und zwar gehäuft. Schwierig für den Vergleich ist allein folgendes: die Erbcharakterkunde veranschaulicht zwar hin und wieder, wie dies auch in diesem Buch geschah, „durchschnittliches" Seelentum am Werk großer Männer aus einer bestimmten Erbcharaktergruppe; so z. B. an den Dichtern. Aber sie macht es sich zur Pflicht, das Urbild eines Erbcharakters am großen Durchschnitt und nicht an „Hochbildern" der betreffenden Gruppe abzulesen. Dem steht entgegen bei der Rasseseelenbeschreibung, daß z. B. die nordische Seele oft gezeichnet wird nach dem Muster besonders bedeutender und besonders vital aktiver Nordmenschen; zudem unter weitgehender Auslassung der besonderen Gefahren im nordischen Wesen — Clauß weist darauf gelegentlich ausdrücklich hin —, von denen die deutsche Geschichte ein sehr vernehmliches Wort zu künden hat und nicht nur die Geschichte, sondern auch die Vorgeschichte, die in der Edda ihren Niederschlag fand. „Der Herrenmensch der Renaissance ist der nächste Blutsverwandte der schottischen Edlen Macbeths oder der Helden des Nibelungenlieds: rücksichtslose individualistische Machtgier, Fürstenmord, Brudermord, Stammeshader, blutige Selbstzerfleischung der edelsten Geschlechter", sagt Kretschmer. Die Erbcharakterkunde setzt bewußt neben die Darstellung der Stärke des ererbten Wesens die der Gefahren. Demgegenüber wird z. B. die ostisch-alpine Seele weithin beschrieben nach dem Modell recht durchschnittlicher bis unterdurchschnittlicher und zudem vital besonders wenig aktiver Leute. Es täte unserem Volk not, soll die kaum geborene Rasseverantwortung im Pflichtgefühl des einzelnen verankert bleiben, man beschriebe gleichermaßen Wunsch- und Gefahrbild der im deutschen Volk schicksalhaft zusammengeführten Rassekerne und stellte allen

diesen Bildern als Übergreifendes und sie alle in sich Beschließendes entgegen das Zielbild deutschen gesunden Menschentums, das in jenem Raum der Freiheit steht, der im vorigen Kapitel in aller Schärfe umrissen wurde. Trotzdem kann — um hier zunächst einmal zwei Rassebilder herauszugreifen — nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß noch beim heutigen Zustand der Rassenmischung ganz deutlich folgende Übereinstimmungen zwischen Rasse- und Erbcharakteren bestehen: Das Bild der erbcharakterkundlichen Hauptgruppe der Menschen von festen Gehalten deckt sich in gehäuften Zügen mit dem Seelenbild der nordischen Rasse; umgekehrt das der ostischen Rasse mit dem Wesensbild der Menschen von fließenden Gehalten der Erbcharakterkunde. Dazu paßt das, was aus den Bildtafeln 5 bis 8 zu ersehen war. Menschen von fließenden Gehalten schlagen deutlich ins ostische Körperbild; solche von festen in das nordische, fälische und dinarische.

Hier liegt ein Einwand nahe. Da es über die von der Erbcharakterkunde gezeichneten zwölf Haupttypen hinaus samt ihren Übergangsformen grundsätzlich nur Untergruppen (z. B. durch Hinzunahme weiterer als der drei Hauptgrundfunktionen) gibt: wo sollen dann die anderen Rassen des deutschen Volks, wo die übrigen Weltrassen untergebracht werden? Es ist klar, daß aus dieser Schwierigkeit nur herauszukommen ist, wenn man für die Rassen innerhalb Deutschlands teils eine Verteilung auf das Grundfunktionsschema versucht; teils noch andere Grundfunktionen als Gründe der Andersartigkeit heranzieht. Dies ist geschehen in den S. 137 ff. geschilderten Untersuchungen. Für die außereuropäischen Rassen genügte teils das Sichauswirken bestimmter Funktionsgefüge in einem gänzlich andersartigen Klima- und Lebensraum, um bei gleichen Funktionsgefügen völlige rassische Andersartigkeit verständlich zu machen; zum Teil müßten die hier ganz vernachlässigten Unterschiede der Begabung herangezogen werden; zum Teil Unterschiede hier nicht behandelter Grundfunktionen; zum Teil auch Erwägungen darüber, ob ein Lebensraum Entwicklungsenergien je herausgefordert hat (z. B. der mittelafrikanische gegenüber dem nordischen), und wenn nicht, ob damit nicht ursprüngliche Entwicklungskräfte in einer Rasse ein für alle-

mal verlorengegangen sind. Das ist, soweit es sich um nichtarische Rassen handelt, rein gedankliche Spekulation; angestellt zunächst einzig, um die durchzuführende Vergleichung fest-nordisch und fließend-ostisch nicht grundsätzlichen Bedenken auszusetzen. Immerhin würde diese „Spekulation" z. B. verständlich machen die eigenartige Führerrolle, die immer und überall die früher besprochenen schlanken Rassen gegenüber den breiten ausgeübt haben: ähnliche Funktionsgefüge, also ähnliche Funktion; und trotzdem bei gleichem Gefüge und gemeinsamer „Schlankheit" völlige rassische Verschiedenheit, weil völlig verschiedene Entstehungs- und Lebensräume der gleichen Funktionsgefüge.

Die behauptete Übereinstimmung zwischen Rassen und Erbcharakteren wird so erwiesen, daß ohne viel Erläuterung und unter Voraussetzung der Kenntnis von ‚fest' und ‚fließend' beim Leser einfach eine Reihe von Anführungen aus Clauß und Günther gegeben werden, die durchweg aussehen, als seien sie nicht der Rasseseelenbeschreibung, sondern den früher in diesem Buch gegebenen Schilderungen der beiden großen Hauptgruppen, genauer gesagt: den stark aktiven Untergruppen auf seiten der festen und den schwächer aktiven Untergruppen auf seiten der fließenden Gehalte entnommen. Warum das so ist und worin es zutage tritt, mag jetzt weithin der Leser selbst entscheiden. Vorbedingung dafür ist die genaue Wiedervergegenwärtigung der Menschen fester und fließender Gehalte samt den Untergruppen (A bis C und K bis M; vgl. Kap. 2, Abschn. 3).[1]) Die Stellung des nordischen Menschen zur Welt kommt am besten in einer sich mit der früheren Unterscheidung von Erwarten und Abwarten ganz deckenden Fassung zum Ausdruck: „Die Menschen der dunklen europäischen Rassen, selbst die geistigeren, blicken umher; die geistigeren Menschen der Nordrasse schauen."[2]) Dazu paßt vorzüglich das bei Clauß immer wieder für die Kennzeichnung der Stellung zur Welt verwandte Wort „Ausgriff", als „Angriff der Gestaltung auf die Umwelt". Und es klingt wie eine Umschreibung des Wortes „fest", wenn er sagt: „Die Welt steht gegenüber der Seele und die Seele steht gegenüber der Welt; zwischen beiden ist Abstand. Die Linie des Er-

1) Angeführt sind Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" und Clauß' „Nordische Seele".

2) Günther S. 196.

lebens hat die gerade Richtung des fliegenden Pfeiles, die Richtung geht hinaus... Die Welt ist Widerstand. Widerstand ist im Stile solchen Erlebens etwas, das zum Angriff aufruft: ein Gleis zur Ausfahrt. In allem, was ein Mensch dieser Art im einzelnen leisten mag, ist seine Leistung von innen nach außen geschleudert (zentrifugal), ausgreifend und angreifend: unternehmend." [1]) „Der Nordе kann so wenig ohne den äußeren und den inneren Abstand leben, wie der Fisch ohne Wasser ... Alles in der Welt überwindet der Nordе eher als den Abstand von Mensch zu Mensch." [2]) Der Abstand erst schafft ihm das Feld des Ausgriffs. Und wieder klingt es wie eine Schilderung der Menschen fester Gehalte, wenn Günther [3]) den nordischen Menschen zuspricht den „Gerechtigkeitssinn, den Hang zu Sondertum und Zersplitterung, die Neigung zu unbestechlicher Sachlichkeit und die Unzugänglichkeit gegenüber Redensarten und gegenüber dem Geist des Massentums, ferner die Neigung, den Erscheinungen mit Zweifel zu begegnen". Nur sind alle diese Eigenschaften als Folgeerscheinungen aus haftender Aufmerksamkeit und zäher Beharrungskraft unvergleichlich viel besser verstehbar, als wenn man sie — wie Günther — „mit der bezeichnenden Eigenschaft der Urteilsfähigkeit" in Zusammenhang bringt. Als Folgeerscheinung ist ohne weiteres auch zu verstehen „eine gewisse Abneigung gegen Beeinflussung"; und damit das Eigentümliche, was Günther über den Freiheitsdrang des nordischen Menschen sagt [4]): „Der ihn kennzeichnende Freiheitsdrang ist jedenfalls weniger im Sinn des politischen Schlagworts zu verstehen, als im Sinn jenes gesicherten Bezirks klaren Eigentums und abständigen Einzeltums. Freisein heißt ihm, nach seinem Einzelurteil leben zu können." Die Kehrseite dieser Haltung — „schlagwörtlich würde es wohl Individualismus genannt werden", sagt Günther [5]) — ist bei Clauß sehr tief erfaßt in den Worten Einsamkeit und Schicksal: „Alle Stilbegriffe, unter denen wir die nordische Weise des Erlebens fassen mögen, münden irgendwo in den Begriff der Einsamkeit: wer die Welt sich gegenüber hat, weiß sich von ihr geschieden." [6]) Und: „Nicht das Geschehnis, das von außen herantritt, heißt der nordischen Seele ein Schicksal, sondern das, was sie macht aus ihm ... es wird erst Schicksal im gestaltenden Griff

1) a. a. O., S. 17f. 2) S. 26f. 3) a. a. O., S. 192.
4) S. 196. 5) S. 193. 6) a. a. O., S. 46.

der Seele."[1]) Ebenso tief erfaßt er das damit zusammengehörige „Hintergründigwerden" des Gefühls: „Die Begriffsverbindung ‚kalt und leidenschaftslos' verkennt in der Wurzel das Wesen der nordischen Seele. Dies eben ist kennzeichnend nordisch: äußere Kälte mit tiefster Leidenschaft zu verbinden oder doch verbinden zu können. Alle Kälte des nordischen Menschen strömt aus dem Abstand, der ihn trennt von seiner Umwelt und den er nicht verletzen kann, ohne seinen Stil, sein Artgesetz zu verletzen."[2]) Ebenso Günther[3]): „Das Gemüt ist kühler und tiefer, minder erregbar und vor allem stärker verschlossen." Und: „Seltener ist der nordische Mensch versucht, aus seiner einzeltümlichen Abgeschlossenheit heraus sich in andersgeartete Menschen und andere Zustände einzufühlen; ja eine gesteigerte Einfühlungsgabe, die er etwa bei anderen findet, macht ihn leicht mißtrauisch."

Diese Liste ließe sich endlos vergrößern. Das ist nicht nötig. Der Satz besteht zu Recht: zwischen dem Erbcharakter von festen Gehalten und nordischem Seelentum bestehen allerengste Beziehungen.

Dasselbe läßt sich in aller Kürze für die Gegentypen: fließende Gehalte und ostisches (zum Teil auch westisches) Seelentum beweisen. Manches, was Clauß über den ostischen Menschen sagt, ist sehr auf sein für diesen geprägtes Kennwort „Enthebungsmensch" (gegenüber dem nordischen „Leistungsmenschen") hin geformt. Dennoch kommt die Verwandtschaft aufs genaueste heraus. Das ostische Welterleben sieht gegenüber dem Stil des Ausgriffs so aus[4]): Der ostischen Seele sind „die Dinge ihrer Welt nicht Dinge-wozu, sondern Dinge-darin: ... Dinge, die man in seiner Nähe, seinem Dunstkreis sammelt und sich anlegt wie eine schützende Hülle des eigenen Seins, und denen man sich doch eingereiht oder besser: an sie verteilt weiß. (Die Dinge haben Anteil an der Seele und entheben sich so gleichsam der Schwere ihres Dingseins. Und wiederum enthebt sich die Seele ihrer eigenen Schwere, indem sie sich an ihre Dinge verteilt.)" Die einfache Parallelisierung mit dem Typus fließender Gehalte ist im Umkreis der ostischen Rasse nicht leicht, weil hier sehr eindeutig fortlaufend von manchen Rasseforschern mit den Farben der Unterdurchschnittlichkeit gemalt wird.

1) S. 47. 2) a. a. O., S. 26.
3) a. a. O., S. 193. 4) a. a. O., S. 18.

Clauß betont, daß von ostischem Seelentum da, wo es mit nordischem zusammenleben oder sich wenigstens einem durch nordischen Stil beherrschten Volkstum anpassen muß, eigentlich nur ein „Zerrbild" zu zeichnen sei. „Die Unterscheidung zwischen diesem Zerrbild der ostischen Seele und ihrem artrechten Urbild ist wichtig und eine der schwierigsten Aufgaben der Rassenseelenforschung." [1]) Günther sagt Sinngleiches und fügt hinzu: „Solange die erwähnten abendländischen Anschauungen noch nicht ganz geschwunden sind, wird gleichsam niemand ostisch sein wollen." [2]) Es ist darum nicht von ungefähr, daß Clauß in seinem anderen Werk über „Rasse und Seele" [3]) deshalb viel mehr vergleichbare Züge bringt als in der „Nordischen Seele", weil er dort weniger das Nordische vom „Zerrbild" des Ostischen abhebt, dafür seine Beschreibung viel stärker bindet an die mimischen Anzeichen des Seelischen in den ausgezeichneten Bildern seines Buchs. Deshalb wird hier neben den beiden früheren Werken von Günther und Clauß das neue hinzugezogen. Dann springt der Zusammenhang sofort in die Augen. Man vergegenwärtige sich wieder die Gruppe der fließenden Gehalte und vergleiche von da aus. „Warme Fühlung und Nähe" ist Grundzug der Stellung zur Welt; ostische Menschen fühlen sich „allen Dingen und Menschen untertan, vertraut und nahe; alles, was reifen kann, wollen sie um sich sammeln". [4]) Der Weg zur Weisheit des Lebens „ist nicht einsam, sondern verbleibt im Dunstkreis naher Dinge und Menschen, welche die Vertrauten der Seele sind". [5]) Im Gegensatz zum Nordischen ist hier alles abgestellt auf warme Gemeinschaft. Am sachlichsten und schönsten hat Clauß das beschrieben im Bild einer alten Georgischen Frau, der Hebamme und „weisen Frau" einer Dorfgemeinde. „Die Umstehenden erzählten, wie diese Frau die Seele und Hilfe einer ganzen Gemeinde sei: sie wisse stets weisen Rat in jeder Not, pflege die Kranken hingebend und heile sie oft, für alle Unglücklichen habe sie zur rechten Zeit den rechten Zuspruch bereit." Über diesem Lob der anderen „verklärten sich ihre Züge zunehmend in dem Glücksgefühle, geliebt zu werden und wichtig zu sein durch Weisheit, die sie empfangen hatte als Frucht eines Lebens in naher Gemein-

1) a. a. O., S. 78. 2) a. a. O., S. 235 Anm.
3) Vgl. Literaturverz. 4) a. a. O., S. 104. 5) S. 109.

schaft".[1]) Gelöstheit und Nähe schaffen — man kennt die andere Seite, würde die Erbcharakterkunde sagen — eine Art von praktischer Vernunft; Verhaftung an den Augenblick: „nicht die Mächtigkeit der Sehnsucht, die der ewige Abstand nährt, nicht der schwingende Bogen über die Ferne hin wird ihr zum Glück... Das ostische Glück will satte Gegenwart."[2]) Der ostische Mensch „hat das Lächeln jenes Glücks, das in der Kunst liegt, immer satt zu sein ... Alle Dinge liegen dann gleichsam auf einer Fläche da und erscheinen alle gleich groß und gleich gewichtig."[3]) Das ist nur möglich, wenn zwischen drinnen und draußen weitestgehende Spannungslosigkeit herrscht. „Er wird niemals so hartnäckig und grundsätzlich wie nordische Menschen; er sucht weniger die Unterscheidungen als die Gleichheiten: er ist vermittlerisch und versöhnlicher als der nordische Mensch", sagt Günther.[4]) Und Clauß: „Die ostische Seele kennt kein letztes Entweder-Oder" ... noch das Schimpfen „bildet die Brücke zum Gegner".[5]) Als aller Weisheit Schluß beim ostischen Menschen erscheint in Clauß' Schilderung immer wieder das Wissen, „daß überall in der Welt mit Wasser gekocht wird"; das ist wieder die Nähe aus Spannungslosigkeit, das Sehen der anderen Seite in den Dingen. Das Fehlen „des Überschwangs der Vorsätze" ist nichts anderes als die geringere Innensteuerung; und Günther hat gewiß recht, wenn er dem Menschen dieses Seelentums zutraut, er „verstehe sich vielleicht besser auf das alltäglich-gewöhnliche Leben, in welchem er durch ein geruhiges Werkeln von einem Tag zum anderen vorwärts zu kommen sucht".[6]) Der Werktag ist spannungsloser, solange er All-Tag ist, und deshalb hier artgemäßer.

Es ist nicht bezweifelbar, daß auch hier — zwischen Menschen von weiter-wandernder Aufmerksamkeit und ostischem Charakter — engste Beziehungen bestehen; zumal wenn man statt der ganzen erbcharakterologischen Hauptgruppe das Bild der schwach vital Aktiven nimmt. Clauß hat die Neigung, sobald stärkere Aktivität eintritt, von nordischen Einschlägen zu reden. Das ist bestimmt falsch (s. weiter unten). Denn trotz dieser verstärkten Lebensenergie

1) S. 110f.
2) „Nordische Seele", S. 83.
3) „Nordische Seele", S. 85.
4) a. a. O., S. 234.
5) a. a. O., S. 84.
6) a. a. O., S. 230.

bleibt das Bild des dann gezeichneten Menschen von der Erbcharakterkunde her gesehen durchaus auf der Seite fließender Gehalte und wechselt nicht nach der Gegenseite. Wenn man so will: nicht der Gegensatz großer und kleiner Aktivität, sondern der von fließend und fest steht herrschend über dem Menschenbild nordischer und ostischer Menschen. Was gezeigt werden sollte, steht fest: es ist durchaus denkbar, daß Rasseseele und Erbcharakter ursprünglich zusammengehören. Ursprünglich heißt: einst, als die Rassenmischung noch nicht eingesetzt hatte. Trotzdem wir heute in der Mehrzahl „gemischte" Menschen haben, weist auf diese ursprüngliche Möglichkeit doch noch die heute faßbare Wirklichkeit greifbar hin. Das wurde jetzt gezeigt. Denn trotz des Mangels an „reinen" Rassetypen sind die Unterschiede auch der „gemischten" Menschen groß und tief genug, das zu zeigen. Das harte Wort von Clauß: „nordisch und ostisch sind in keinem einzigen ihrer Züge verwandt" [1]), behält Wahrheitsgehalt für alle rassisch-erbcharakterlich bedingten Unterschiede.

Die im vorstehenden ausgesprochene Vermutung einer ursprünglichen Zusammengehörigkeit von Rasseseelen und Erbcharakteren wurde zunächst durch die Methode des Vergleichs der beiderseitigen Befunde als zu Recht bestehend erwiesen; und zwar für die Gruppen nordisch-fest und ostisch-fließend. Die umfassenden Untersuchungen des Verfassers über die „Rassekerne des deutschen Volks und ihre Gemische" mit dem Werkzeug der Erbcharakterologie gehen in ihren Ergebnissen heute so weit, daß an die Stelle der Vermutung die Gewißheit tritt.

Von dieser Sicherung soll in diesem Buche nur so viel mitgeteilt werden, daß Beschreibung des durchlaufenen Wegs und Mitteilung der wichtigsten erreichten Ziele den Leser an die Front wissenschaftlicher Forschungsarbeit führen.[2])

Man gehe einmal von der Annahme aus, wir wüßten nichts vom leiblichen Erscheinungsbild der verschiedenen Rassekerne und

1) a. a. O., S. 77.

2) Ausführliche Darstellung in Pfahler, „Rassekerne des deutschen Volks und ihre Gemische". 1. Bd.: „Tafelwerk der Rassekerne und ihrer Gemische." 70 Tafeln (mit 678 Abbildungen) und Text. 2. Bd: „Erbcharakterologische Gespräche mit jungen Deutschen." 1. Bd. erscheint soeben; 2. Bd erscheint nach Kriegsende. München u. Berlin, J. F. Lehmanns Verlag.

Erbarten in unserem Volk; wie das bewußt oder unbewußt diejenigen tun, die die Überkreuzung von seelischem und leiblichem Stil (z. B. nordische Seele in ostischem Leib!) so gern als Regel, mindestens als häufig wahrhaben wollen. Dann ließe sich sehr einfach folgender Versuch denken: Man untersucht eine große Zahl von Menschen auf ihre seelische Artung hin, indem man aufs Erbcharakterologische hinzielende Gespräche mit ihnen führt. Was man dabei an Gesprächsprotokollen beischafft, hat den großen Vorteil, in seinen Inhalten und Stellungnahmen nirgendwo „erschlossen", sondern überall vom Gesprächspartner angegeben und — selbst da, wo es um Gefahren in der Wesensart geht — ausdrücklich bestätigt zu sein. Dann kann man, zumal wenn das Gespräch u. a. auch auf die Grundfunktionen losging, hinterher aus den Protokollinhalten für jede Person auf das Funktionsgefüge zurückschließen. Bedingung dafür ist, daß erstens die Antworten der Versuchspersonen auf die das Gefüge und die Einzelfunktionen anzielenden Fragen durch die Fülle der Stellungnahmen sonst gerechtfertigt werden und zweitens in ausnahmslos allen Angaben als Stilträger eben jenes bestimmte Funktionsgefüge erscheint. Nunmehr ordnet man sämtliche Personen in eine Tabelle ein, auf deren Grundlinie die Spannweite zwischen ganz fest und ganz fließend mit allen Übergängen festgehalten ist. Und zwar so, daß man mit dem Mittel der systematischen Eingrenzung, also jede Person mit näheren und ferneren Nachbarn genauestens vergleichend, für jede ihren Platz auf der Grundlinie sucht. Man kann, um das Bild zu ergänzen, gleichzeitig auf der Senkrechten der Tabelle die Stärkenmaße der vitalen Energieladung eintragen. Damit lassen sich dann alle Personen in fünf Gruppen zusammenfassen: Feste, Feste mit Auflockerung, Mittelgruppe, Fließende mit Verfestigung und Fließende; desgleichen in der senkrechten Gliederung: sehr schwach, schwach, mittel, stark und sehr stark Aktive (s. die beigegebene Tabelle). Jetzt fügt man an der Stelle der großen Tabelle, an der der seelische Standort der Untersuchten eingezeichnet ist, das Bild (und zwar Vorder-, Halb- und Vollprofilbild) eines jeden ein, um sogleich die Überraschung zu erleben, daß ganze Gruppen eindeutig verwandt aussehender Personen in einer bestimmten Streubreite der Tabelle sich zusammenballen, dafür in anderen Streuräumen überhaupt nicht vorkommen. Man

käme also um die Feststellung nicht herum: es gibt leibliche Erscheinungsbilder ganz verschiedener Art, deren jedes in der Tabelle der seelischen Erscheinungsbilder seinen bestimmten Raum hat, aus dem es nicht herausfällt. Anders gefaßt: seelische und leibliche Stile, die festgestellten Erbwesensarten und bestimmte Leiberscheinungen gehören gesetzhaft zueinander; mag man das Faktum im übrigen noch so sehr als eines der großen unenträtselbaren Wunder des Lebens hinnehmen müssen. Das ist so eindeutig, daß — gäbe es keine „Rassen" — man sie auf Grund dieser Befunde „erfinden" müßte. Nun erinnert man sich aber daran, daß ja nur „angenommen" war, wir wüßten nichts vom leiblichen Erscheinungsbild der Rassekerne des deutschen Volks. Unter Aufhebung der Annahme prüft man also zuletzt die den verschiedenen Erbwesensarten zugehörigen Körperbaugruppen daraufhin, ob sie etwas mit den uns bekannten rassisch bedingten Erscheinungen der Leiber zu tun haben; um zu entdecken, daß jene Körperbaugruppen nichts anderes sind, als das, was uns aus allen Rassebüchern wohl vertraut ist: die verschiedenen Rassekerne unseres Volks. Zu prüfen bliebe dann nur, wie es mit den Personen steht, in deren leiblicher Erscheinung sich zwei bzw. mehr Kerne zu gleichen oder verschiedenen Anteilen Ausdruck verschaffe Auch dabei würde sich an der beschriebenen Entdeckung nichts ändern

Das soeben Geschilderte war ein Gedankenversuch. Die oben angekündigten Untersuchungen des Verfassers sind in Wirklichkeit den darin vorgezeichneten Weg gegangen und haben die vorweggenommenen Ergebnisse gezeitigt. Es ist also im folgenden nur noch Belegmaterial zu Methode und Ergebnissen beizufügen. (Die wissenschaftlichen Nachweise im einzelnen hat das oben angekündigte Buch zu führen.)

Das erbcharakterologisch ausgerichtete Gespräch als Methode der Stoffgewinnung unterscheidet sich von anderen Gesprächen dadurch, daß es bewußt die Lebenserfahrungen der Teilnehmer erforscht, die im Bannkreis der in Kapitel II, 2—4 erläuterten zwölf Erbgefüge samt ihren Folgeeigenschaften liegen; diesmal allerdings unter systematischer Mitberücksichtigung des seelischen Tempos. Selbstredend gehen in die Aussagen der Versuchspersonen auch Angaben mit ein, die den Anteil der von außen

her wirkenden Formkräfte am Gesamtschicksal des Menschen betreffen. So war z. B. — da eine große Zahl der Gesprächsteilnehmer Arbeitsmaiden waren — immer wieder spürbar, welch außerordentlich formende Wirkung eine geschlossene Erziehungsgemeinschaft bedeutet; eine Wirkung, die sonst ausgeblieben wäre. Da aber nichts, das „von außen her" dem Menschen begegnet, ihn außerhalb der angeborenen Zugriffsbereitschaft seiner Seele trifft, stellten solche Zugaben nur eine Bereicherung der Erkenntnis, nie eine Tarnung der Erbwesensarten dar. So verstrafft z. B. die Zucht des Reichsarbeitsdienstes einen vorwiegend ostischen Menschen, macht ihn gehaltener, gezügelter, vielleicht auch stolzer; aber sie entläßt ihn niemals aus dem für alle Ostischen gültigen starken Aufgelockertsein samt allen Folgeeigenschaften, die der Begriff „fließend" umgrenzt; und die Frage, wie er denn für seine Person zum Fanatismus stehe, wird er stets so beantworten, daß zutage tritt, wie fremd ihm alles Fanatische ist. Soll das erbcharakterologische Gespräch ins Ziel treffen, muß es trotz der genannten Einstellung auf die Erbzüge doch so echt sein, daß es jederzeit — wie jedes echte Gespräch — dem Gesprächspartner erlaubt, nun auch seinerseits der Fragende zu sein; also zum Beispiel unter Umständen in ganz Persönlichem sich Rat zu holen. Nur in solcher Atmosphäre der Echtheit erhält man Antworten auf die Kernfragen, die in die Wesenserkenntnis hineinführen. Diese Fragen bezogen sich z. B. regelmäßig — und zwar völlig ins Gespräch hineingebaut — auf das Hineinwachsen in die Gemeinschaft, auf Kameradschaft, Freundschaft, Erfahrung mit Menschen, Einsamkeit, Beteiligung an Streitgesprächen, Fanatismus; nicht zuletzt auf die etwa gerade in der engen Gemeinschaft eines Mädelarbeitslagers besonders eindrücklich erlebten Gefahren in der eigenen Art. Je mehr man alle diese Richtfragen im Auge hat, sich dabei aber von jedem Frageschematismus frei und für die Gelegenheiten aus der Einmaligkeit jedes Gesprächs offen hält, desto farbiger und lebendiger wird das Ergebnis.

Zur Veranschaulichung folgen Auszüge aus den Gesprächen mit drei Mädchen.

A ist im leiblichen Erscheinungsbild rein fälisch, erbcharakterologisch beurteilt völlig fest, langsam, von mittlerer Aktivität, kräftig bis mittel ansprechbar in ihrem Gesamtgefühlsleben, und zwar vorwiegend nach der

Seite der Schwerblütigkeit. Sie bestätigt all dies direkt durch ihre Antworten auf die diesbezüglichen Fragen, wie indirekt durch alles, was sie auf die obigen Kernfragen hin aus ihrem Leben erzählt. **B** trägt in ihrer Leibhaftigkeit fast klassisch alle Züge *ostischer* Rasse, nennt ihr Tempo „flott!", sagt über ihr Gefühl: „O, wissen Se, ich kann mich sehr freuen ... bin eigentlich immer fröhlich" und erklärt innerhalb des Themas: es gibt doch Menschen, die sehr verschiedene Energie und Kraftgeladenheit in sich tragen, bündig: „Ich würde zupacken." Innerhalb der Linie fest-fließend liegt sie eindeutig im Raum „fließend". **C** kann man in jedes Rassebuch als musterhaft *westisch* einsetzen. Die Heiterkeit ihres außerordentlich lebhaften Gefühls mit seinen sehr hohen Wellen kennzeichnet sie so: „Zu den Schwerblütigen gehör i auf keinen Fall ... Ich fahr jeden Morgen mit der Mundharmonika aufs Feld ... Bei de Baura bin i sehr beliebt!!" Die Schilderung der Langsamen, Bedächtigen und der Raschen unterbricht sie: „Bei mir geht's au rasch ... Wenn's richtig drunter und drüber geht, g'fallt's mir." Und als sich das Reden über Aktivitätsformen auf die Frage zuspitzt, ob sie pulverig sei oder nicht, meint sie sofort: „I glaub, ich hab viel!" Ihre Aufmerksamkeits- und Beharrungsart liegt im Raum „fließend mit Verfestigung"; also näher bei B, weitab von A.

Diese kurze „Vorstellung" der Drei, deren wissenschaftliche Einzel- und Feinbegründung nicht in den Rahmen dieses Buches gehört, steht voran, damit der Leser, der aus dem 2. Kapitel ja die Erbgrundcharaktere kennt, etwas vom Schönsten an diesen erbcharakterologischen Unterredungen nacherleben kann. Hat man sich nämlich im Auftakt des Gesprächs, auch unter Zuhilfenahme einzelner Tests, wie sie S. 114 ff. geschildert sind, ein klares Bild vom Funktionsgefüge einer Person verschafft, dann sind alle Antworten auf die nun folgenden Einzelerörterungen im Gespräch nichts anderes als Bestätigungen dessen, was man je und je erwartete. Die Art und Weise, wie sich in allem Erleben eines Menschen sein Erbstil durchsetzt und durchhält, überwältigt einen immer wieder als eines der großen Lebenswunder. Und so mag der Leser im folgenden jedesmal *vorausdenken*: wie wird bei *diesem* Funktionsgefüge die Stellungnahme *dieses* Menschen zu *dieser* Frage aussehen? Dann hat er wenigstens einen Widerschein von dem, was nur die lebendige Begegnung unverkürzt gibt.

Als ihren *Hauptfehler* nennt **A** spontan die „Trotzköpfigkeit"; dabei weiß sie diese sehr klar gegen ihren nordischen Bruder abzusetzen, der „ganz anders ... angreiferischer ist". Der *Fanatismus* ist ihr wesensnah; aber schon durch seine Kennzeichnung läßt sie das Fehlen der Angriffslust und das Vorwiegen des „Beharrens auf ..." erkennen: „Von einer Sache ganz eingenommen sein ... sonst nichts anerkennen ... gar keine andere Meinung

gelten lassen." Es wirkt, als träte man in eine andere Welt ein, wenn **B** von dem redet, worin man innerhalb der Kameradschaft manchmal so etwas an seiner Art leidet: „Ich möchte mich gerne umstellen ... überlegter werden in dem, was man sacht ... was man tut." Daß sie vorschnell ist, bejaht sie eifrig; und auf die angebotene Möglichkeit: Elefant im Porzellanladen? stürzt sie förmlich los: „Ja ... ja ... richtig!" Vom Sich-Zügeln meint sie: „Hab ich immer vor ... jelingt nur nich." Das Urteil der Gemeinschaft über sie: „Der größte Prozentsatz mach mich vielleicht ... bestimmt ... ja." Wer geht ihr so ein wenig auf die Nerven? „Wissen Sie ... das furchtbar Ruhige ... und wenn sie immer was dagegen haben, wenn man was sacht." Und wieder wechselt die Welt, wenn **C** strahlend von ihren Fehlern erzählt: „Ich muß manchmal die Zügel festhalten, daß mr dr Gaul net durchgeht ... Ich soll net emmer so ungeduldig sein, hat die Fräulein X. zu mr g'sagt." Ob denn etwa die Diagnose: freches Schnäuzchen auf sie passe? Das bejaht sie eifrig unter der Beifügung: „Die wildest im ganzen Schulhof sei ich, haben zu Haus die Leut immer meinen Eltern gesagt." Dabei nennt sie die Gefahren recht fröhlich und eigentlich ohne das Gefühl des Gefährlichen. Es ist mehr unangenehm und vielleicht auch einmal die Gemeinschaft störend; aber sie traut sich wohl auch jederzeit zu, dadurch Verbocktes rasch wieder zu ordnen; und man kann ihr wohl auch nie sehr böse sein. Unbehaglich ist ihr manchmal nur so „die eine oder andere, die, wenn ich rasch bin, sagt: Verrücktes Ding!" Sie quittiert das dann prompt mit einer „langweiligen Schachtel". Hohes Tempo, rascheste und stärkste Temperamentsausschläge zusammen mit der Energieladung und der erheblichen Auflockerung, die ja soeben sich als Traggerüst der Artgefahren auswiesen, geben auch ihrem Fanatismus ein völlig anderes Gesicht als dem von A: „Wenn einer sich ganz für eine Idee einsetzt und dafür kämpft." Sie erzählt zur Illustration von einer Auseinandersetzung mit einer kirchenkämpferischen Freundin mit der Summa: „Dera hätt e halt am liebsta eine g'schmiert." Aber ihr Fanatismus trennt sie nicht von der Gegnerin: „I bin ihr Kamerad wie vorher ... laß mr gar nix anmerken, daß amal so a Unterredung war." Sie weiß, wie echt und voll guten Willens *ihre* Sorte Fanatismus ist; aber sie kennt auch die Stellen, an denen man ihn überwachen muß, damit er durchhält: „Ich könnt mich für ebbes ganz und gar einsetza ... dran kleben bis zum letzten ... Aber ... ich däd halt ungeduldig werden." So rasch die Gefühlswelle zu Berg steigt, so rasch geht sie auch zu Tal; kommt dazu die wenig haftende Art, dann wird leicht aus dem Fanatismus als Schwert die Rakete.

Vom *Umgang mit Menschen* sagt **A**, er falle ihr „manchmal nicht so ganz leicht ... Ich bin oft nicht so aufgeschlossen ... Aufgeschlossenere finden sich leichter überall zurecht." Neue Menschen nimmt sie nicht so rasch und leicht an; das dauert eine Weile; sie muß erst warm werden. Das Sich-Einpassen „fällt nicht so leicht ... ich muß die Dinge an mich rankommen lassen." „Mittelkritisch bin ich auf jeden Fall." Oft muß sie ihre wesensgemäße Hinneigung zur *Einsamkeit* gegen den Willen der Eltern durchsetzen: „Ich suche die Einsamkeit ... bin gern allein ... liebe das Getriebe

nicht so . . . schließ mich ab. Ich liebe eben mehr die Stille . . . das Ruhige . . . die Sammlung." Dabei ist sie eine ausgezeichnete mütterliche Kinderpflegerin, der man jederzeit seine eigenen Kinder anvertrauen würde. Der Fülle der Welt gegenüber ist sie weniger fürs „Aufarbeiten", d. h. fürs rasch-summarische Verschlingen, als dafür, daß das Erwählte „inneres Eigentum" wird. Was einmal war, spielt als Lot und Richtmaß in Gegenwart und Zukunft eine Rolle: „Erinnerung ist immer da . . . versinkt nicht so schnell . . . Ein bißchen so . . . schleppend, so . . . nicht loskommend." Man muß Dinge und Menschen „von weitem in Augenschein nehmen . . . nicht gleich reinstürzen". Sie unterscheidet sich mit alledem nicht nur von allem Fließenden, sondern auch von den Festen, die vital stark, rasch und deshalb angreiferisch sind. Fest ist sie auch darin, daß sie auf Ziele kerzengerade losgeht; umstellen „geht sehr schlecht"; einen Dickkopf hat sie gewiß: „ja . . . meinen Willen will ich schon durchsetzen."

Dem allem gegenüber ist nun freilich **B** ganz anderer Meinung und Lebenserfahrung. „Ich bin gerne unter viel Leuten . . . liebe die Einsamkeit nich . . . O ja . . . war bestimmt nach drei Tagen im Lager zu Hause . . . Heimweh hab ich überhaupt noch nie empfunden." Haben zwei ihrer vielen Freundinnen sich verkracht, würde sie im Gespräch sicher nicht die Spannung vertiefen, die Dinge zuspitzen oder gar für die eine gegen die andere Stellung nehmen: „Ich würde machen, daß die Sache wieder ins Gleiche kommt . . . daß ich den beiden zurede . . . und daß das keinen Zweck hat . . . schließlich muß man über ne Sache drüberwegkommen." Ob sie denn nicht einmal so an einer Sache festhafte? „Nööö!" Ob sie mehr offene Tore der Seele habe als verschlossene, hinter denen man nur wie durch einen Spalt Welt und Menschen anvisiert? „Jo . . . das würd' ich sagen." **C** endlich unterbricht folgendes Gespräch: Solch eine Gemeinschaft wie die Ihrige kann man doch einer Bowle vergleichen, in der es die verschiedensten Zutaten gibt. Die eine ist das Wasser, eine andere alter Rotwein, eine dritte Sekt . . . mit der sofortigen Feststellung: der Sekt sei sie! Ihre spritzig-forsche, unmittelbare und doch nirgends ganz form- oder gestaltlose Art trägt auch ihr Dasein in der Gemeinschaft; macht es aber doch deutlich ein wenig gehaltener als das von B: „Ich war gleich richtig warm . . . Ich steh mit den Mädeln gut . . . Einer sag ich vielleicht einmal etwas mehr als der anderen." Von ihrer Freundin sagt sie, sie sei anders als sie: „bei ihr geht's nicht so arg hoch und tief runter wie bei mir." So klar kennen diese Mädel die Erbart, eigene wie fremde; genau wissend, daß das nicht Erziehungswirkungen oder Schicksalszufälle von außen sind, sondern Bleibendes, Werkzeug des Lebens. Pedanterie liegt C genau so fern wie der Fanatismus aus großer Festigkeit: „So an Mensch regt mi auf!" Das heißt also: auch ihre Ordnungs- und Formansprüche sind erheblichst durch das mächtige Temperament und die große Aufgelockertheit verdünnt.

A meint auf die Frage, ob zum Führersein neben „Vorbild, gutem Beispiel und mit Rat und Tat zur Seite stehen" nicht auch das rasche Sich-Ein- und Umstellen auf Menschen und Lagen gehöre: „Er muß doch geschlossen bleiben . . . das Ganze im Auge behalten . . . nicht sich vereinzeln" (d. h.

ins Vielerlei sich verlieren). Das bedeutet, daß auch das Bild, das ihr Herz von den Aufgaben eines führenden Menschen sich entwirft, in den Farben ihrer Art, also des Feststehens, Beharrens, Bedachtsamseins gemalt ist. B möchte auch gerne Führerin werden. Was sie denn da an besonderen Fähigkeiten besitze? „Ich mach gerne das Ganze so nett organisieren ... und immer mit den Mädels zusammenstehen ... Das würde mir sehr viel Freude sein ... daß ich die Sache in die Hand zu nehmen weiß." Letztere Feststellung begleitet sie mit einem kräftigen Bumms der Faust auf den Tisch. Betrieb ist ihr Element. Ja, der Umgang mit den Mädeln ... ob sie denn das fertig brächte? „Ich weiß mich anzupassen ... und daß sie Vertrauen zu mir haben könnten." Wie denn das mit der Distanz der Führerin sei und mit dem Wahren des Abstands? „Daß man den Willen hat ... sein jewisses Ziel setzt." Man muß mit den Maiden „in jewissen Grenzen sein ... man darf nich zu persönlich mit ihnen werden ... daß sie den jewissen Respekt noch haben ... Man kann ja nich alles vorbeigehen lassen." Dies sagt sie beinahe mit einem Ausdruck des Bedauerns, daß das nun einmal so ist; und auf die Frage, ob ihr denn dies alles so leicht fiele, gibt sie ohne Zögern zu: „Da müßt ich aufpassen."

Bis hierher die Protokolle. In ihnen steht nicht eine Aussage, nicht eine Lebenserfahrung, nicht eine Stellungnahme, in denen sich nicht das Funktionsgefüge als schlechthinniges Werkzeug für alles Leben offenbart. Überprüft man nun in Gedanken, wie man die drei auf der Linie fest-fließend im Verhältnis zueinander einzuordnen habe, so ist kein Zweifel möglich, daß A ebenso fest wie B fließend ist; und daß C näher bei B als bei A steht. Erschließt man auf die angedeutete Weise, in jedem Fall auf das Gesamtmaterial gestützt (hier waren ja nur Proben gegeben), für jede Person ihr Funktionsgefüge und setzt dann in genauestem Vergleich einer jeden mit allen in Frage kommenden Nachbarfällen den ihr zukommenden Platz in der früher genannten Tabelle fest, so braucht man in dieser Tabelle an Stelle der Bilder nur das sich ergebende rassische Erscheinungsbild des Leibes einzutragen, um sich ein unwiderlegbares Bild von der Gesetzmäßigkeit des Zusammenhangs von leiblichem und seelischem Stil der Menschen zu machen.

Für die Erfassung des rassischen Leibbildes wurde stets so vorgegangen: maßgebend war vor allem anderen der Gesamteindruck des ganzen vor einem stehenden und sich bewegenden Menschen. Erst auf der Grundlage dieses Gestalteindrucks wurden nunmehr durch genaue Messung festgelegt: Körpergröße, Schädel- und Gesichtsindex, Haar- und Augenfarbe. Dazu wurden

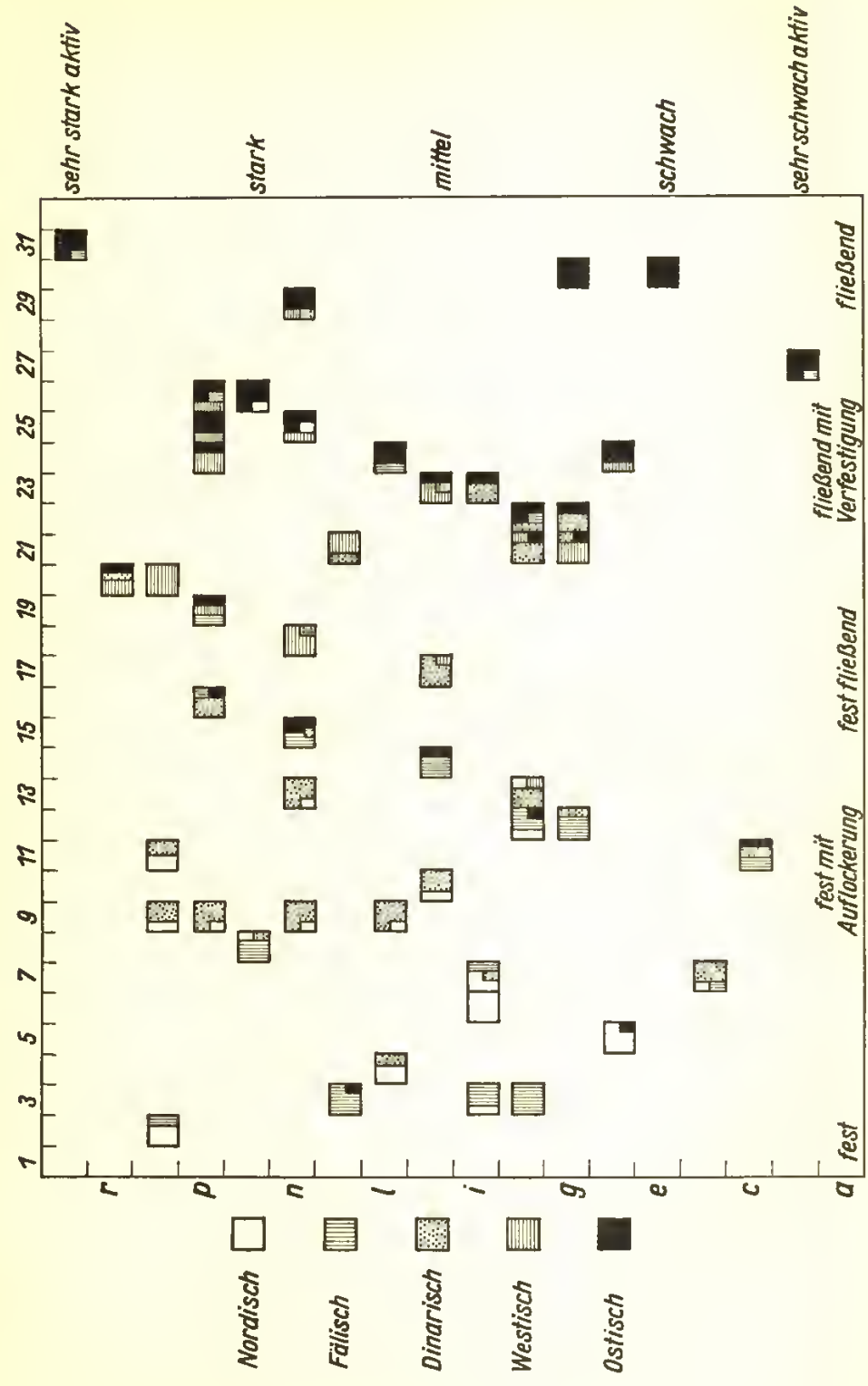
an Hand eigens dazu angelegter Tafeln die in der Rassenwissenschaft für jeden Rassekern angegebenen Merkmale des Kopfstils durchgeprüft: Stirn, Mund, Nase usw. Und erst zuletzt wurde unter Abwägung alles Geschauten, stets auf dem Hintergrund des vorwiegenden Gestalteindrucks, die rassische Diagnose gestellt. Dabei spielten Bilder und Schilderungen der Eltern stets eine unterstützende Rolle. Die Bedeutung des einzelnen festgestellten Zugs kann man dabei in den Doppelsatz fassen: jeder Einzelzug spielt eine Rolle; und: kein Einzelzug entscheidet.

Auch da, wo im leiblichen Bild Mischung zweier oder gar mehrerer Rassekerne vorliegt, ist die Regel, daß — abgesehen von vereinzelten reinen Merkmalen der einen oder anderen Rasse — im Endergebnis ein neues Gesamtbild herauskommt, das den Eindruck eines völlig organisch Eigenständigen macht; so, daß man z. B. ein Gemisch „fälisch-ostisch" nur beschreiben kann, indem man das Ganze etwa auf typisch fälische Züge hin durchgeht und dabei jeden dieser Züge als ins Ostische hin abgewandelt darstellt und umgekehrt. Sehr selten, und dann jedesmal sofort in die Augen fallend, sind die „unorganischen" Gemische; derart etwa, daß mitten in ein auf fälische Breite angelegtes Antlitz eine förmlich herausfallende dinarische Nasen-Mund-Kinn-Partie gepreßt ist.

Rassische Schau des Leibes und charakterologische Schau der Erbwesensart waren also zunächst streng getrennt. Erst nach Vollzug von beiden wurden die Ergebnisse der ersteren in die Tabelle eingetragen, die jeder untersuchten Person neben der rasseleiblichen Diagnose ihren Platz auf der (waagrechten) Linie „fest-fließend" und der (senkrechten) Linie „sehr schwach aktiv-sehr stark aktiv" zuweist (s. die Tabelle).

Zur Tabelle: Kleine ausgesparte Quadrate bedeuten einen schwachen, schmale Rechtecke, die durch das ganze einer Person zugewiesene Feld gehen, einen starken Beischlag der betreffenden Rassekerne. Zum Beispiel: Fall 11q; nordisch-dinarisch zu gleichen Teilen; Fall 22h: vorwiegend ostisch mit einem kräftigen dinarischen und einem ganz geringen fälischen Beischlag; Fall 7d: vorwiegend dinarisch mit geringen nordischen und fälischen Beischlägen; usw.

Unterscheidet man für alle Fälle reiner und vorwiegender Rassekerne den dem einzelnen Kern im Gesamtraum der Linie


sehr stark aktiv
stark
mittel
schwach
sehr schwach aktiv
1 3 5 7 9 11 13 15 17 19 21 23 25 27 29 31
r p n l i g e c a
fest
fest mit Auflockerung
fest fließend
fließend mit Verfestigung
fließend
Nordisch
Fälisch
Dinarisch
Westisch
Ostisch

„fest-fließend" (gekennzeichnet durch die Ziffern 1—32) zukommenden Streuungsraum, dann fallen

die Rassekerne	in den Streuungsraum
N + F	1—14
D	7—23
W	18—24
O	22—32

Teilt man an Stelle von Streuungsräumen Verteilungsräume ein, so entfallen von den

rein oder vorwiegend	Prozent	in den Verteilungsraum
Nordischen + Fälischen	75,6	1— 8
Dinarischen	76,9	9—17
Westischen	85,7	18—23
Ostischen	91,6	24—32

Die Tabelle lehrt also im einzelnen: 1. Auf der Linie von größter Verfestigung zu größter Auflockerung folgen hintereinander nordische und fälische, dinarische, westische und zuletzt ostische Menschen. Die Untersuchung des seelischen Tempos ergab, daß das Tempo der Fälischen erheblich unter dem Durchschnitt aller anderen Rassekerne liegt. 2. Kein einziger Fall fällt aus der hierdurch festgelegten Gesetzmäßigkeit heraus. Jeder einzelne gehorcht der Regel: Beischläge der Rechtsstehenden ziehen Linksstehende nach rechts und umgekehrt. Der große Streuungsraum der Dinarischen kommt allein daher, daß ostische Beischläge für vorwiegend dinarische Fälle besonders auflockernd wirken (s. die Fälle 21 h, 22 g und 23 i). 3. Am weitesten sind seelisch voneinander entfernt Nordische und Ostische; die Dinarier stehen in nächster Nachbarschaft von Fälischen und Nordischen; jedoch so, daß ihre Auflockerung jenen gegenüber unverkennbar ist. Die Westischen beherrschen den Raum „fließend mit Verfestigung"; dieser Standort zusammen mit ihrer meist sehr starken Aktivität, mächtigen Gefühlsansprechbarkeit und großen Raschheit ist tragend für ihre sich von den anderen scharf unterscheidende Wesensart. (Der Einzelnachweis ist Sache des oben genannten Buchs.) 4. Fälle verschiedenartiger Gemische, die in der Tabelle nah benachbart sind, unterscheiden sich doch noch deutlich voneinander, sobald man

Tempo und Gefühlsansprechbarkeit hinzunimmt, also das ganze Funktionsgefüge am Werk sieht; so z. B. 13n und 15n.

Die hiermit nachgewiesenen gesetzmäßigen Zusammenhänge von rassischem Leibbild und Erbwesensart gehen im einzelnen so weit, daß, wenn man z. B. rein schematisch vorgehend (links mit Fall 2q beginnend, rechts mit Fall 31s aufhörend) die Aussagen sämtlicher Versuchspersonen über den Fanatismus und ihr Verhältnis zu ihm untereinanderschreibt, sich an dieser Aussagenabfolge eindeutig das allmähliche Zunehmen der Auflockerung mit all ihren Folgen ablesen läßt; dasselbe kann man wiederholen in bezug auf das Sicheinleben in der Gemeinschaft, die Artgefahren usw. Abfolge und Inhalte sind so, wie sie wenigstens in drei Markstein-punkten am Beispiel von A, B und C oben veranschaulicht wurden.

Besonders eindrucksvoll war in allen Untersuchungen neben der oben angedeuteten klaren und unbestechlichen Erkenntnis der Gefahren in der eigenen Wesensart das tiefe Wissen junger Menschen um die Andersartigkeit anderer Erbarten. Legte man ihnen z. B. Tafeln vor, auf deren jeder lauter Menschen eines bestimmten Kerns abgebildet waren, mit der Frage: wie würden sich die oder jene usw. in der eben besprochenen Situation verhalten?, so erhielt man überaus häufig Antworten, die — oft am tiefsten bei jungen Menschen, die nie etwas Eingehenderes über rasseseelische Unterschiede gehört hatten — die erstaunliche Eindrücklichkeit verrieten, mit der das Leben selber, besonders der tägliche Umgang mit Menschen in der Berufsgemeinschaft, dem Hellhörigen die Verschiedenheit der Menschen nach ihren Wesensarten zurufen. Dafür noch ein einziges Beispiel von einem 18jährigen Mädchen D.

D's Funktionsgefüge: mittleres bis langsameres Tempo; kräftige Gefühlsansprechbarkeit mit vorwiegender Heiterkeit; mittlere bis kräftigere Aktivität und Auflockerung der Verfestigung bis nahe an die Mittellage heran. Rassisches Erscheinungsbild: fälisch mit starkem ostischem Beischlag (Fall 14k der Tabelle). Sie ist von Beruf Verkäuferin in einem großen Geschäft mit vielen Angestellten. Ihre Gefahr: „Da könnt ich höchstens an mein' Storrkopf denken .. ich schweig dann allemal lieber." Wie sie in der Kameradschaft des Arbeitslagers gelitten sei? „Ich hab net viel Feinde ... Im großen ganzen haben se mich gern ... Einige sind läppisch ... kindisch ... und die mögen mich nicht." Wieso denn kindisch? „Ach ... die wegen dem Dreck ein G'schrei machen ... über jede Kleinigkeit lachen." Das ist

das Gegenurteil von D über C und B (s. oben S. 142ff.). „Ich würde mir nichts sagen lassen, sagen die anderen." Im Streitgespräch ist sie nach ihrem eigenen Urteil „ziemlich kantig"; ganz Fremdes läßt sie einfach an sich abprallen. Zwischen Kameradinnen und Freundinnen unterscheidet sie sehr genau: „Ne Freundin brauch ich net ... Kameradin hab ich gern. Einer Freundin kann man so richtig alles anvertrauen. Aber ich brauch net unbedingt jedem mein Herz auszuleere, und Kameradinnen hab ich ganz gern ... mit denen kann man doch Gedanken austauschen." Einmal hat sie eine richtige Freundin gehabt; diese hat sie enttäuscht; und damit schlägt für sie trotz der Auflockerung durch das ostische Element vorderhand einmal ein Tor zu: „Wird über mich was Schlechtes gesagt, ist's fertig für mich ... Ich hab von der Minut an gesagt: ich brauch keine Freundin!"

Wie beurteilt nun dieses Mädchen aus der Erfahrung des Berufs z. B. die Art der Kundenbehandlung durch ostische, westische, fälische und nordische Berufskameradinnen? Es werden ihr vier Tafeln mit je drei mal drei Bildern von vorwiegend kernreinen Menschen als Beurteilungsgrundlage vorgelegt. Die Rassekerne sind ihr nicht bekannt; d. h. sie muß einfach auf die im Berufsleben gesammelte Erfahrung horchen, um antworten zu können.

1. Tafel (fälische Mädchen): „Die verstehen es schlecht, mit Kunden umzugehen ... Sie sind mehr für einen landwirtschaftlichen Beruf geeignet ... zu schwerfällig ... mehr fürs Getragene ... einfach nicht flott genug. Sie finden nicht das Richtige im Ton." 2. Tafel (westische M.): „Die sind freundlich und zuvorkommend ... lebendig. Sie können so schön sprechen." 3. Tafel (ostische M.): „Die sind nicht so günstig ... so verschwätzt ... in dem Sinn: wenn sie eben einen Kunden gut behandelt haben und der nächste kommt, dann ziehen sie gern bei dem über den ersten her ... Sprechen können sie unbedingt ... schön ins Gesicht tun." Auch wenn hier die Artgefahr in den Vordergrund geschoben und aus einer Möglichkeit zu einer Notwendigkeit verallgemeinert ist, tritt doch das Sich-Anpassen der Fließenden sehr klar heraus. 4. Tafel (nordische M.): „Die sind ganz gut geeignet. Nicht so gut wie die auf Tafel 2 (also die westischen) ... Aber gleich an zweiter Stelle ... Sie kriegens nur nicht so fertig, so gesprächig zu sein ... Aber gute Verkäuferinnen sind sie ... nicht im Umgang mit den Kunden ... aber in der Arbeit ... Nur können sie das Lustige, Freundliche nicht so ausdrücken." Vorzüglich kommt also hier heraus, was immer wieder von der Sachlichkeit nordischer Menschen gesagt wird, die stets in einem selbstverständlichen Abstand lebt und dem anderen viel mehr in der Sache als in der persönlichen Nähe begegnet. Sehr reizvoll hebt sie dies noch einmal hervor durch ihre Antwort auf die Frage: wie sich wohl eine von der Tafel 4 (nordische) verhielte und urteilte, wenn sie eine von der Tafel 3 (ostische) als Anlernerin für den Verkäuferinnenberuf hätte: „Die denkt, das ist doch nicht nötig ... (nämlich, daß man so viel Worte macht; d. Verf.) ... Guten Tag ... Heil Hitler genügt auch ... Gute Ware anbieten ist die Hauptsache." So sicher sie die anderen aus der Kenntnis ihrer Art heraus beurteilt, so sicher auch die eigene Verwendungsmöglichkeit aus dem Wissen um das eigene Wesen: „Wenn man allein ist und arbeitet, dann muß es

langsam und mit Gedanken gehen; mit Menschen aber ruck-zuck." Daß ihr das letztere mehr durch die Forderung der Firma aufgenötigt als wesensgemäß ist, bestätigt nicht allein diese Aussage, sondern auch die weitere Selbstbeurteilung: Sie selber tut sich leicht im Beruf: „In der Arbeit bin ich besser als die auf Tafel 4 (nordischen)... Aber ich bin nicht fürs viele Reden und Kratzfüße machen. Im Kontor bin ich besser... im Alleinarbeiten... Geht's ans Sprechen, bin ich nimmer so richtig dabei... Unterhalten tu ich mich net so gern."

Als Gesamtergebnis bleibt: Erbwesensart und leibliches Erscheinungsbild stehen in eindeutigem Zusammenhang; und: der für die Aufstellung der zwölf Erbgrundcharaktere grundlegende Gegensatz von Verfestigung und Auflockerung erweist sich ebenfalls als tragend für die seelischen Unterschiede der fünf hauptsächlichen Rassekerne des deutschen Volkes. Rasseseelen und Erbwesensarten decken sich im Grundlegenden. Dieses Ergebnis gilt auch dann, wenn sich im Fortgang wissenschaftlicher Forschung wahrscheinlich herausstellen wird, daß das die Rasseseele aufbauende Funktionsgefüge einen viel reicheren Bestand an Grundfunktionen enthält, als er bis heute den erbcharakterologischen Forschungen zugrunde liegt. Davon kann nicht abgegangen werden. Diese körper-seelischen Verschiedenheiten sind millionenfach im deutschen Volk vorhanden. Man muß also Ernst mit ihnen machen. Ernst vor allem in dem Wissen, daß sie unaufhebbar sind. Schicksal unseres Volkstums. Doch darf darüber nicht vergessen werden, daß alle diese Rassekerne dem übergreifenden Begriff „arisch" bezw. indogermanisch zugehören. So aber wie die Rassenkunde heute oft noch — vor allem in ihren nicht führenden Vertretern — Menschen anderer Rasse als der nordischen beschreibt, wird jedermann sich gezwungen sehen, für seine Person, falls sein körperliches Erscheinungsbild auf eine nicht-nordische Seele hinweist, den höchst seltenen Fall der Überkreuzung: nordische Seele in nichtnordischem Körper, in Anspruch zu nehmen. Aus seltenen Fällen würde also die Regel; und es gäbe in kurzem nur noch „nordische" Menschen in unserem Volk. Damit wäre die Rassenkunde zu Ende und ihr Wahrheitsgehalt ins Nichts verschleudert. Entweder: die Grundregel vom Zusammenhang von Körper und Seele gilt und mit ihr die Unausweichlichkeit des rassischen Schicksals eines jeden Menschen; dann

hat die Rassenkunde ihr Recht und ihren Ernst. *Oder*: es gibt trotz aller körperlichen Verschiedenheit nur mehr oder minder nordische Menschen in unserem Volk; warum sollte man dann so ernst von Rasse reden? *Ehrlich ist, Rasseseelen so zu beschreiben, daß neben ihren Gefahren ihre Stärken zum Ausdruck kommen; dann kann auch der nicht-nordische Mensch im deutschen Volk seiner Art getreu leben; statt eine ihm unzugängliche Art zu spielen.* Mancher mag denken, es wirke erzieherisch, alle in den Ehrgeiz hineinzutreiben, nordisch zu sein. Haben Rassenkunde und Erbcharakterkunde recht — und alle Tatsachen sprechen dafür —, dann hilft aller Ehrgeiz nur dazu, aus arttreuen und wesensechten Menschen schlechte Schauspieler zu machen, die ihre Rolle niemals lernen. Die pädagogische Absicht wäre also nicht mehr als ein sehr windiger und unbedachter erzieherischer Kniff. Und durch ihn geschähen keine Taten; er bewirkte allein, daß das Wort Rasse zu Tode geredet würde und mit ihm aller Ernst, der um es webt. Unser Volk wird schwer gefährdet, wenn Millionen nicht nordischer Menschen auf ein ihnen unzugängliches *nordisches Wunschbild* hin leben; es wird stark, wenn alle seine Glieder, jedes in seiner Art, dem neuen *deutschen Zielbild* zuleben und -streben.

In dem *Clauß*schen Buch von der nordischen Seele ruht, von ihm selber vielleicht nicht in seiner letzten Tiefe gesehen, ein lähmender Pessimismus. Er kommt zum Ausdruck in einer Frage, die er im Eingang des Buchs stellt und bis zum Ende nicht beantwortet. Er beginnt sein Buch mit dem Beispiel zweier Geschwister aus dem Schwarzwald, die in ewigem Streit leben, weil der Bruder nordisches, die Schwester ostisches Wesen verkörpert. Er fährt fort: „Dergleichen ist mir, seit mein Blick geschärft ist, oft begegnet; allzu oft, nicht nur im Schwarzwald, sondern fast überall im Lande: daß Volks- und Stammesgenossen und selbst Geschwister eins das andere auf keine Weise verstehen können und einander oft als völlig fremd empfinden." Die Tatsache der Spannweiten zwischen Menschen des gleichen Volks, ja zwischen Geschwistern aus demselben Mutterleib ist es, die ihn als Tatsache bedrängt und ihm Frage um Frage zuwirft. Und er fragt: „Das also ist der Zustand in unserem Volke? Schranken des Verstehens laufen da: nicht gemeinsame, die alle Glieder unseres Volks oder wenigstens je eines

Stammes, einer Sippe unter sich umschlössen; sondern Schranken des Verstehens, unüberschreitbare, laufen sogar zwischen solchen, die aus demselben Stamme, ja aus demselben Mutterschoß entsprungen sind ... Wo ist denn da die Einheit, die das Volk zum Volke macht? Was sollen wir das gemeinsam ‚Deutsche' nennen bei solcher Verschiedenheit, bei solchem Sich-Widerstreiten des Verschiedenen." Dann stellt das ganze weitere Buch solche Verschiedenheit mit fester Klarheit und Überzeugungskraft dar. Aber je tiefer es das tut, je härter es die Grenzen zieht, desto sicherer ist vorauszusehen, was auch wirklich eintritt: auch nicht eine einzige Antwort wird gegeben auf die beiden Fragen: wo ist die Einheit? wo das gemeinsam ‚Deutsche'?

Das ist die nie scharf gesehene Tragik eines Teils der heutigen Rassenkunde, daß sie die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben muß; daß sie statt einer unerbittlichen Wahrheit eine verzerrte darreicht. Was soll man dazu sagen, daß sie auf jene Frage nach dem gemeinsam Deutschen keine Antwort zu geben hat einem Volk, das einen Weltkrieg, eine Nachkriegsnot und einen Wiederaufstieg gemeinsam erlebte, und jetzt zum neuen Kampf um sein Lebensrecht geschlossen angetreten ist? Ist das tiefste Schicksalsgemeinschaft oder nur die Selbsttäuschung der Nichtwissenden?

Erbcharakterkunde und Rassenlehre bleiben im grundlegenden Tatbestand des Hinweisens auf körperlich-seelische Einheit beisammen. Und die Rassenkunde muß von der Erblehre Grundsätzliches lernen, will sie aus der geschilderten Sackgasse herauskommen, ihre Grundlagen ehrlich festhalten und dennoch auf die Frage nach dem gemeinsam Deutschen die Antwort nicht schuldig bleiben. Sie muß sich erstens darauf besinnen, ob sie nicht alles Schicksal, alles Tun und Lassen eines Menschen, statt es im Rahmen des Erbgeschicks verlaufen zu lassen, inhaltlich an dieses Erbgeschick bindet. Sie muß zweitens lernen, ehe sie die eine Rasse einfach wertvoll nennt und die andere wertlos, zu fragen, wofür die eine taugt, wofür nicht, wo die Werte der anderen liegen, wo ihre Unwerte; so wie Clauß das mannigfach bereits tut. Und sie muß endlich — so wie die Erbcharakterkunde — ehrlich versuchen, Raum der Gebundenheit und Raum der Freiheit haarscharf zu sondern für jede Rasse, die im deutschen Volk vertreten ist. Dann

findet sie mit ihrer unverzerrten und dann erst recht unerbittlichen Wahrheit zurück in die ungeschmälerte Volkswirklichkeit. Dann muß man an ihrer Wahrheit keine Verwischungen mehr vornehmen und Abstriche machen, um sie für das ganze Volk tragbar zu erhalten, nur deshalb, weil sie verzerrt ist.

Diese Wahrheit teilt sie dann mit der Erbcharakterkunde. Und sie heißt: 1. Rasseart und Erbcharakter sind unausweichlich; durch keine Erziehung und Selbsterziehung aufhebbar. 2. Kraft dieser unausweichlichen Art hat jeder Rassekern unseres Volkstums seine ihm eigentümlichen wesensgemäßen Aufgaben. Der eine die politisch-staatliche Führung, die Haftung für die Idee und die soldatische Haltung; ein anderer stärker das Kunstschaffen oder die Ausführung; einer das Richtersein; ein anderer das Mittlertum; und so fort. Der Führer weiß das und stellt mit einem Griff in seiner Rede auf der Kultagung beim Parteitag 1934 die Tatbestände gerade: „Es ist aber unendlich schwer, eine solche methodische Untersuchung auf dem Gebiete durchzuführen, auf dem der Gesamtausdruck des kulturellen Lebens nicht einem einzelnen bestimmten Rassekern zugeschrieben werden kann. Wenn wir die Reihenfolge der Künste ihrem primitivsten Ursprunge nach mit Tanz, Musik, Baukunst, Plastik und Malerei annehmen, dann erscheint es uns fast unmöglich, aus einer Rassewurzel Gesetze für alle abzuleiten. Und dennoch wird parallel der Verschmelzung dieser Rassekerne zu einem Volk auch auf diesen Gebieten eine Verbindung und damit Übereinstimmung sichtbar werden." 3. Fragt man unerbittlich, was durch Rasse und Erbart im Schicksal eines Menschen festgelegt ist, was nicht, dann tut sich im Raum der Gebundenheit ein solcher der Freiheit, der Gestaltung auf. Rasse-Erbcharakter ist der Boden des Volkstums; ein Wachstum gibt es nur in ihm. Frei ist die Saat, wenn sie nur in dem Boden wachsen kann. Saat und Frucht aber heißen — im persönlichen Leben wie in dem des Volks —: gemeinsame Geschichte und gemeinsame geschichtliche Aufgabe. Im gleichen ewigen Boden kann man säen Zwietracht und Haltlosigkeit, Eigennutz und Ichhaftigkeit; aber auch: Gemeinnutz, Zucht und tapferes Zusammenstehen.

Schafft die Rassenkunde hier Klarheit, dann kann sie wie die Erbcharakterkunde fragen: Warum Erziehung trotz Vererbung?

Viertes Kapitel.

Warum Erziehung trotz Vererbung?

Warum Erziehung trotz Vererbung?[1]) Weil das Kind keine Pflanze ist, sagt eine Mutter; und wenn sie etwas vom Raum der Freiheit und von dem der Begrenzung weiß, trifft sie mit der Antwort ins Schwarze. Die Pflanze hat ihr inneres Baugesetz; nach ihm wird aus Same Blüte, aus Blüte Frucht und wieder aus Frucht Same in ewigem Kreislauf. Boden und Pflege vermögen nicht mehr, als dem Leben und Sichtbarkeit zu geben, was im Samen da ist. Kein Boden und keine Pflege machen die rote Rose zur weißen oder das Veilchen zur Kornblume. Vieles, was über Erbe und Rasse gesagt wird, klingt, als wäre der Mensch eine Pflanze. Aber Pflanzen können nicht gut und böse, nicht selbstisch und uneigennützig, nicht reich und arm sein; und: sie haben keinen Willen. Um all dies ist der Mensch anders als die Pflanze. Und wenn die Mutter auf die Frage: warum Erziehung trotz Vererbung? die Antwort gibt: weil das Kind keine Pflanze ist, denkt sie an diese Möglichkeiten; denkt sie daran, daß der Pflanze *eine* Richtung zugeteilt ist; ihrem Kind aber die Möglichkeit der Wahl zwischen jeweils zwei Richtungen.

Warum Erziehung trotz Vererbung? Weil mein Kind ein Boden ist, der gepflegt sein will, in dem Blumen und Unkraut nebeneinander wachsen können, je nach Same und Pflege, sagt eine Mutter. Weiß sie davon, daß nicht in jedem Boden jedes wächst, daß es für einen Boden artnahe und artfremde Pflanzen gibt, trifft sie mit der Antwort ins Schwarze. Wie der Boden beschaffen ist, was in ihm an Kräften da ist, welche Frucht auf ihm gedeiht, welche nicht: dies alles hat die Erbcharakterkunde jetzt scharf umgrenzt. Der Boden ist da; an ihm ist nichts Wesentliches zu ändern. Jeder Same, der aufgeht, geht auf in dem einen immer gleichen Boden.

Die Erblehre hat das Feld der Bindung abgesteckt. Zuerst war es ein unscheinbarer Raum: das Gefüge der Grundfunktionen; der Raum wurde weiter, als sich zeigte, welche Fülle von Folge-

1) Vgl. zum ganzen letzten Kapitel: Pfahler, „Rasse und Erziehung". Leipzig 1939, Quelle & Meyer. 0,70 *RM*.

eigenschaften schon die einzelne Funktion und erst recht das Ineinanderspielen aller behandelten Funktionen in der einen Seele hervortreibt. Er wurde ganz groß, als sich ergab, daß dem in diesen Folgeeigenschaften zum Ausdruck kommenden Wesensstil viele Lebensinhalte, Aufgaben, Erfahrungen zugänglich, andere artfremd und manche überhaupt verschlossen sind. Was im Laufe des Lebens in einer Seele geschieht, steht innerhalb dieser unüberschreitbaren Grenzen. Ein Mensch kann an ihnen rütteln; er schafft sich daran eher zu Tode, als daß er sie los wird. Der fromme Mensch sagt vielleicht hierzu: Gott kann Wunder tun. Aber alles, was Menschen vom Leben wissen, spricht dafür, daß die Art, die der Mensch erhielt, gelebt und nicht durchbrochen werden soll. Der deutsche Mystiker Jakob Böhme hat das gewußt, als er fragte: „Wer richtet die Vögel im Walde, die den Herrn aller Wesen mit mancherlei Stimmen loben, ein jeder aus seiner Natur? Straft sie auch der Geist Gottes, daß sie nicht ihre Stimmen in eine Harmonie führen? Geht doch ihrer aller Hall aus seiner Kraft, und vor ihm spielen sie." [1])

Es laufen genug und übergenug Menschen im Leben herum mit dem einen Willen und Ehrgeiz, aus ihrer Art heraus- und in eine andere hineinzukommen. Wo Art Erbe meint, sind es darum allemal innerlich brüchige Menschen. Das erste Ziel der Erziehung, das von der Warte der Erblehre aus sichtbar wird, heißt: du sollst dein Kind lehren, seine Art willig zu leben; sie als Gabe und Aufgabe zugleich zu bejahen. Jeder Mensch kommt, gerade durch den Umgang mit anderen, vielleicht durch die verständnislose Härte, mit der sie sein Wesen abtun, irgendwie an Stunden, in denen er seiner Wesensart entrinnen möchte. Vielleicht schon als Kind: wo er von ihr noch nichts weiß; sie nur dunkel spürt an allerlei Kummer, die sie ihm bringt. Dann ist die sichere Hand von Vater und Mutter nötig. Sie sollen nicht reden von alledem; nur beistehen. Nicht aus der Art schlagen wollen, ist eine harte Aufgabe für den, der gerad bleiben will. Fremde Arten achten, eine noch härtere. In das Ja zum ererbten Wesen gehört mit hinein, daß man die Gefahren, die in ihm liegen, nicht entschuldigt: ich bin nun einmal so. Für die Wesenstreue und -bejahung seines Kindes hinstehen, heißt für Eltern

1) Von der Wiedergeburt; 7, 13.

immer wieder: gegen diese Art ankämpfen, wo sie wild zu wuchern beginnt. Man kann allen Unwillen über die eigene Art auf das Kind werfen, wenn sie in ihm wiederkehrt. Fast immer ist der Beginn des Kampfes gegen die Auswüchse im Kind erst vollzogen, wenn man sich selber aufs Korn nimmt. Nie aber geschieht etwas anderes als Unglück, Verbitterung, Verbiegung, will man aus Angst vor den eigenen Artgefahren dem Kind ein neues Lebenskleid anmessen. Der Mensch bekommt nur ein Kleid ins Dasein mit; das muß er tragen. Gefahren aus ererbter Art werden nur sachlich bekämpft innerhalb der Art. Der Raum der Freiheit liegt stets in den Grenzen des Wesensraums. Ein Land außerhalb gibt es nicht. Auch wenn man erziehend „innerhalb" bleibt, muß man immer wieder entscheiden, wo berechtigte Forderung, wo Überforderung der Art im Kinde ist. Aus einem Kind von weiterwandernder Aufmerksamkeit soll man keinen Pedanten machen wollen; von einer kühlen Seele soll man weder Jubel- noch Dankesstürme erwarten. Ererbte Art wird zur Schwäche, wo sie über die Grenzen springen will oder gehetzt wird; bleibt sie sich treu und trotzt sie ihren Tücken, ist sie Stärke. Stärke freilich nur, wenn Eltern, Erzieher und Kameraden da sind, die nichts fordern, was die Art nicht hergibt. Es gibt eine Elterneitelkeit, die sich den Teufel um des Kindes Möglichkeiten kümmert. Aber Kinder sind keine Dekoration für das Leben der Eltern; vor allem kein Feld, in dem beliebige Wunschträume der Eltern Wirklichkeit werden. Solche Träume können sehr tief sitzen; schon ehe das Kind in der Welt ist, wissen viele Väter, was aus dem Jungen oder Mädel einmal werden „muß". Aus ihnen werden leicht Treiber statt Erzieher.

Dies alles heißt in der Erziehung: Grenzbewußtsein. Oft fehlt es aus lauter törichter Liebe. Grenzbewußtsein ist der Anfang der Vernunft in jeder Erziehung.

Von dieser Stelle ab wird auch das Bild vom Boden unbrauchbar. Es gäbe denn einen Boden, der nicht nur Samen empfängt, sondern nach seinem Samen ausgreifen kann. Innerhalb des Feldes der Bindung in die ererbte Wesensart mündet der Weg da in den Raum der Freiheit, wo die Welt mit der Fülle ihrer Inhalte auf den Menschen wartet. Freiheit heißt: abgesehen von an sich Artfremdem steht ihm und dem Erzieher offen, was gestaltend in

die Seele einziehen soll, was nicht. Gutes und Böses, Wertvolles und Wertloses, Wahrheit und Lüge, Schönes und Häßliches, Tapferes und Feiges warten auf die Seele; lauter Saat, bereit gesät oder nicht gesät zu werden. Auf der einen Seite stehen die Eigenschaften aus dem Funktionsgefüge; immer griffbereite Werkzeuge der Seele. Auf der anderen Seite die ganze Fülle der Welt. Unabsehbar dehnt sich der Raum der Freiheit; für die Mütter: der Raum der Verantwortung. Man nehme aus jeder der zwölf Erbgruppen nur ein einziges der ihnen zwangsläufig zuwachsenden Werkzeuge: den leidenschaftlich zähen Einsatz, die harte folgerichtige Strenge, den Sinn für kategorische Imperative, das fröhliche Einsiedlertum, das Warnersein, den trockenen Sinn für das Kleine, das Mittlertum, das Lastträgersein, die kühle Betriebsamkeit, das stillvergnügte Mitschwimmen, die Unkompliziertheit, die leidenschaftslose Wendigkeit. Alle diese Züge, wie jede Folgeeigenschaft überhaupt, sind an sich weder wertvoll noch wertlos. In dem Augenblick aber, in dem sie irgendeinen Inhalt, ein Ziel, ein Stück Welt ergreifen, entscheidet sich jedesmal, ob sie zum Segen oder zum Fluch werden. Denkt man zu jedem von ihnen ein Stück Welt hinzu, eine Wahrheit oder eine Lüge etwa, auf die sich die Leidenschaft für die Idee oder der Konjunkturſinn usw. werfen, dann zieht die Schale der Freiheit und erzieherischen Verantwortung die andere, die Schale der Gebundenheit, schon sehr auf die Gleichgewichtslage hin. Alle diese Inhalte sind zunächst nichts anderes als tausend Einzelheiten, unzählige unscheinbare Dinge, die Kinderstube und Familienkreis dem kleinen Menschen anbieten. Aber: was einmal in der Seele war, bleibt in ihr, wird in Neuem wieder wach. Und aus hundert Kleinigkeiten werden unvermerkt Haltungen, Grundeinstellungen zum Leben, Kräfte des Ausgreifens und Abstoßens, Interessen, Sinn für Auslese. Aus bloßem Hinstreben und Hinnehmen wächst die Kraft des Willens, der Entscheidung und Wahl.

Wenn eine rechte Mutter die Wünsche überdenkt, die sie für das Leben ihres Kindes hat, dann kommt, neben den Wünschen, die sich auf die bestimmte ererbte Art ihres Kindes beziehen, immer ein gleicher Strauß von Wünschen heraus. Bei jeder Mutter jeder Wesensart. An ihnen zeigt sich, daß über dem Gebiet des Arteigenen ein großes Feld des Gemeinsamen steht,

das alle Mütter des ganzen Volkes umschließt; wofern sie Mütter sind und nicht nur Besitzerinnen von Kindern. Mütter sprechen diese Wünsche vielleicht niemals aus; ja sie haben unter Umständen nicht einmal in ihrem Herzen Worte dafür. Aber sie verraten sie doch, indem sie wortlos dem Kind vorleben, was es ihnen nachleben soll. Wie heißen die Wünsche? Sie heißen: Geradheit, Zucht, Kameradschaft, Einsatzbereitschaft, Haltung, Gemeinnutz, Liebe, Treue, Ehrgefühl, Tapferkeit. Lauter Wünsche, von denen auch nicht ein einziger nicht jedem Erbcharakter angemessen wäre. Gewiß: Kameradschaft oder Haltung z. B. müssen in jedem Erbstil andere Äußerungsformen haben; das eine Mal gehört zu ihnen ausdrücklich das Hintergründigbleiben des Gefühls; das andere Mal ist es eine Festigkeit, in der noch ein spürbarer Wärmestrom die Nähe zum anderen bestätigt; einmal ist Einsatzbereitschaft wortlos, ein andermal hell begeistert. Jede dieser entscheidenden Haltungen bekommt innerhalb eines jeden Stils ihre eigenartige Färbung. Sie alle gibt es jenseits der Volksgrenzen im fremden Volk auch. Was sie zur „deutschen Haltung" zusammenbindet und gegen alle gleichen Haltungen in fremdem Volkstum scharf abhebt, ist, daß sie ja in ihren Inhaltlichkeiten innerhalb eines einzigartigen geschichtlichen Schicksals, eines damit aufs engste zusammenhängenden reichen Schatzes von Sitte und innerhalb verwandter Erbarten verwirklicht werden. Man kann ja nicht Liebe haben, Kameradschaft leben, Zucht wahren „an sich" im leeren Raum; sondern immer nur in den konkreten Begegnungen mit dem Volksgenossen im Raum des Volkstums, dem man gehört. Gemeinnutz z. B. sieht anders aus in einem Volk, das nationalsozialistisch zu leben gewillt ist, als in einem, bei dem er eine Art Gleichgewichtslage zwischen den verschiedenen einander widerstrebenden Interessen von Parteien ist. Liebe hat ein anderes Gesicht, wenn sie aus dem Bewußtsein der vollen Gleichwertigkeit aller, die sich an ihrem Platz einsetzen, lebt, als wenn sie Dutzende von Standes- und Klassenzäunen überklettern muß; Treue ein anderes, wenn sie einem in keiner Person verkörperten blassen Staatsgebilde gilt; ein anderes, wenn sie in einem Mann Sinnbild und Ziel findet. Alle diese Haltungen wachsen an unendlich vielen „Kleinigkeiten" und erweisen sich dann auch in ihnen. Eltern, Geschwister,

Lehrer und HJ.-Führer sind die ersten, denen die Gestaltung im Felde der Freiheit aufgetragen ist. Doch kann der willigste Einsatz der Eltern in der Erziehung an eine harte Grenze stoßen, die mit Erbe freilich nichts mehr zu tun hat. Wenn die Rassenkunde den Menschen gelegentlich als eine Pflanze ansieht (im Sinn der Einleitung dieses Kapitels), dann ist durch das Rasseschicksal eines Menschen sein ganzes Geschick bestimmt. Dann kann, ja muß man — wie Clauß — fragen: „Wo ist denn da die Einheit, die das Volk zum Volke macht? Was sollen wir das gemeinsam Deutsche nennen bei solcher Verschiedenheit, bei solchem Sich-Widerstreiten des Verschiedenen?" und ... die Antwort schuldig bleiben. Erst wenn zu der durch die Wesensart gesetzten Begrenzung und Verschiedenheit auch noch das Fehlen einer geschlossenen Volkssitte und -zucht hinzukommt, gibt es auf die Frage nach dem „gemeinsam Deutschen" tatsächlich keine Antwort mehr. Dann stehen nicht nur die Felder der Wesensarten gegeneinander, sondern auch die der Lebensinhalte, der Freiheit. Dann zaubern sich die Menschen statt der verlorenen Volksgemeinschaft „übervölkische" „internationale" Scheingemeinschaften zurecht. Dann werden Art- und Rassegrenzen samt der Beschlossenheit der Arten in ihren Volks- und Sittenräumen totgeschwiegen; es bleibt ein „Menschheitsbaum" ohne Wurzeln. Wo die Artverschiedenheit Trennung schaffen kann, erzeugt gemeinsame geschichtliche Aufgabe und gemeinsame Volkssitte feste Bindung.

Wenn etwas den „Individualismus", als Sichverstehen des Menschen von seinem vereinsamten Ich aus, endgültig totschlagen könnte, dann die Erfahrung der Mütter, daß all ihr erzieherischer Einsatz im Raum der Gestaltungsfreiheit letztlich wertlos ist, solange, was sie unter Liebe, Zucht, Haltung, Gemeinnutz und Tapferkeit verstehen, in der weitesten Umwelt ihres Kindes nicht dasselbe ist. Wenn die Arten und die Inhalte die Menschen trennen, dann gibt es wohl noch Gesellschaft und kleine sektenhafte Gemeinschaften, aber kein lebensfähiges Volk mehr. Dann tritt an die Stelle des geschlossenen Volkskampfs für ein Leben in Ehre das Trugbild einer übervölkischen, ja überrassischen Völkerbundsgerechtigkeit. Hier erst bekommt die Frage: warum Erziehung trotz Vererbung? einen Sinngehalt, der nicht nur nach der

Möglichkeit, sondern nach der letzten Notwendigkeit der Erziehung ausschaut.

Warum Erziehung trotz Vererbung? Die Antwort heißt nun: weil Volk sein muß und ohne Volk kein Leben des einzelnen ist. Erbart und Rasse schaffen Sonderung, Reichtum und Vielfalt. Daß der Reichtum nicht an der Trennung auseinanderbricht: das ist der Sinn der Erziehung zum Volk. Wie weit solche Erziehung Einheit und Gleichgerichtetheit trotz der ererbten Wesensverschiedenheiten prägen kann, lehrt die größte erzieherische Leistung, die das deutsche Volk je hervorgebracht hat: das deutsche Heer im Weltkrieg.

Seit diesem größten Beispiel wissen wir auch wieder — worauf Ernst Krieck unablässig hingewiesen hat —, daß Erziehung etwas ist, das nur zum geringsten Teil in der Planmäßigkeit der Schulstuben stattfindet. Erziehung ist ihrem Ursinn nach immer Hineingestelltwerden der nachkommenden Geschlechter in Sitte, Gesetz und Lebensaufgabe des Volks. Denkt man von hier aus zurück an die Wünsche der Mütter für ihre Kinder, dann begreift man das nie ermüdende leidenschaftliche Ringen Pestalozzis gegen eine Erbschaft der Aufklärungszeit, von der der Deutsche besonders schwer loszukommen scheint. Liebe, Gemeinnutz, Tapferkeit usw. sind ja lauter „Worte", die erst dann wirkliche Haltungen wurden, wenn sie aus dem Wissen und den Köpfen vorgedrungen sind in Herz und Willen. Und dieses Vordringen — das war Pestalozzis Kampf — geschieht nur, wo Haltung nicht theoretisch gelehrt und gelernt, sondern am Leben erfüllt wird. SA., HJ., Heeres- und Arbeitsdienst sollen nichts anderes sein als riesige Volks-Schulen der Haltung; vom Ganzen des Volks aus gesehen fast bedeutender als alle Schulen des Volks. Den Raum der Freiheit bis in die kleinen Dinge des Alltags hinein als eine unaufhörliche Herausforderung zur Haltung gestalten, heißt an der Sitte des Volks mitbauen. Die Mütter stehen da in einem eigenartigen Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit vom Gesamtvolk: sie bauen Sitte und können es doch nur in dem Maß, in dem zugleich jeder Volksgenosse, also das ganze Volk an der Sitte mitbaut. Ohne das bauen sie in einen leeren Raum hinein; und in der bösen Gewißheit, daß ihrem Kind doch eines Tages das fehlen müßte, was seinem Willen Halt und Auftrieb gibt: die Geschlossenheit der völkischen Sitte.

Denn Mütter wissen nicht nur davon, daß ihr Kind eingespannt ist zwischen Bindung in seine Art und Freiheit des Werdens. Sie wissen auch, daß der Mensch sein Leben hat zwischen Selbstsucht und Gemeinsinn, zwischen Tier und göttlichem Wesen. Er ist nicht schuldlos wie das Tier und nicht schuldfrei wie ein göttliches Wesen. Das bedingt eine Spannung in jedem Leben, die für den Menschen als Einzelwesen in der Vereinzelung nicht zu tragen ist. Wie wenig zu tragen: das hat die Verlotterung unseres Volks seit dem Ende des Kriegs furchtbar gezeigt. Die Zeit seit Januar 1933 lehrt das Gegenteil: jene Spannung wird allein aushaltbar, wenn um den einzelnen her eine geschlossene feste in Sitte stehende Gemeinschaft steht, die ihn hält ... in Zucht hält. Das alles hat nichts zu tun mit einem „Schlechtmachen" des Menschen; es ist die einfache Lebenswahrheit. Ja, sie wird in eigener Weise erst durch die Forderung des Nationalsozialismus ganz sichtbar. In der idealistisch-individualistischen Vereinzelung gibt sich der Mensch selber seine Gesetze; ist er Gesetzgeber und Gehorchender zugleich. Dabei geschieht es dann leicht, daß er unvermerkt die Spannung aufhebt: sein Gesetz und sein Gehorsam passen sich einander an; zudem bleibt er ja in einer Absonderung von der Wirklichkeit des Lebens; statt mit Volksgenossen lebt er mit „Gesinnungsgenossen" zusammen. Und damit wird zwar das Leben vereinfacht, aber um seine eigentliche Wirklichkeit gebracht. Der Nationalsozialismus fordert den ganzen Mann für das ganze Volk; nicht für ein „Volk nach Auswahl". Und zwar fordert er ihn unter das Gesetz des Gemeinnutzes. Aber gerade diesem Gesetz gegenüber stößt die Antwort auf die Grundfrage des ganzen Buchs: „Erziehung, weil Volk sein muß", in eine noch größere Tiefe vor. Während aus der Hingabe aller Volksgenossen Sitte wächst und alle Lebensbereiche durchformt und den einzelnen in sich hereinholt, wird bereits die Grenze aller Sitte sichtbar: in der Verfestigung aller Sitte geistert stets schon die Gefahr der Erstarrung. Der Mensch in jener Spannung zwischen Tier und göttlichem Wesen läßt es sich so gerne gefallen, daß die Sitte ihm die vom Gesetz des Gemeinnutzes abgeforderten täglichen Entscheidungen abnimmt. Wie bequem ist es, Nationalsozialist zu sein, wenn die Sitte genau regelt, was man täglich zu tun hat, um unan-

rüchig dazustehen. Deshalb muß alle Erziehung immer wieder das Kind und den jungen Menschen in die Richtung dessen stoßen, was der Führer will, wenn er die Worte Radikalismus und Bewegung braucht. Beide, Kind und junger Mensch müssen etwas davon spüren, daß Sitte beides vermag: Bewegung zu verwirklichen und Bewegung zu lähmen; daß nur der seinem Volk wahrhaft dient, der Sitte in sich dadurch lebendig erhält, daß er sie immer wieder aus ihrer starren Gesetzhaftigkeit umschmilzt in persönlichen lebendigen Willen; der sich selber in der Bewegung erhält. Bewegung ist dann etwas, das den einzelnen, mitten in der Verantwortung fürs Ganze und der Teilhabe am Ganzen, völlig auf sich selber zurückweist; nicht um ihn wieder in die Vereinzelung zu stoßen, sondern um sein Gewissen dafür wach zu halten, daß er ... vor allen anderen er radikal gefordert ist fürs Ganze. Elternerziehung erhält dadurch die schwere Aufgabe, den jungen Menschen mit seiner Art immer wieder in die volle Verantwortung für den Volkskameraden hineinzuschicken; dahin, wo jenseits der Gesetze und Sitten das auf ihn wartet, was eingangs die „Front" genannt wurde; dahin, wo ihm alles Reden von „seinem" Heroismus gründlichst vergeht, weil er heldisch zu leben beginnt. Weil jene Front keineswegs fernab vom Elternhaus steht, sondern mitten durch es hindurchgeht, bleibt „Elternerziehung" immer beides: Erziehung durch die Eltern und Selbsterziehung der Eltern.

Bis hierher geht für alle Volksgenossen ein und derselbe Weg. Wer ihn mitgeht, schmiedet zu seinem Teil an dem Ring, der die Menschen verschiedener Wesenskerne in unserem Volkstum unlösbar verknüpft. Jenseits dieser Wegmarke werden die kommenden Geschlechter innerhalb des Nationalsozialismus einen ernsten Weltanschauungskampf durchzufechten haben. Einen Kampf freilich, der keinen aus der gemeinsamen Verantwortung entläßt und deshalb zwischen Brüdern geführt wird. Er führt im Felde der „Erziehung trotz Vererbung" in die vorderste Sappe; und keine deutsche Mutter wird ihn ihrem Kind ersparen wollen. Es ist der Kampf, in dem unaufhörlich die Frage entschieden wird, ob „bewegte" und „radikale" Menschen dann, wenn sie ihrem Volk und Führer treu sind und darum stolz und in Ehren vor dem Richterstuhl ihres Volks stehen, gleichzeitig vor einem höheren Gericht nicht doch unausweichlich etwas schuldig bleiben, eben weil sie in Bewegung

sind; weil die Forderung der gehorsamen Liebe, zu der Gott durch den Nationalsozialismus einen jeden ruft, in dem Maße, in dem sie ernst und immer ernster genommen wird, erweist, daß sie mehr verlangt, als Menschenkraft zu leisten vermag. Ob der Mensch darum im Leben ohne den Spruch auskommt, der ihn niemals freispricht, aber erlöst. Erziehen heißt freilich in dieser äußersten Sappe nicht mehr nur „Gewöhnung" schaffen. Religiöse „Gewöhnung" kann hier nicht mehr sein als Hinweis auf die Sappe. Erziehen heißt hier nur: die einem anvertrauten Kinder und jungen Menschen so wach und bewegt erhalten, daß der Gang in die Sappe eines Tages für sie unausweichlich wird. Der Kampf wird nie im „Geistigen" entschieden; wenn „geistig" heißt: in dem Gebiet der Köpfe und vielleicht des persönlichen Geschmacks. Noch viel weniger wird er entschieden in Bekenntnissen und dogmatischen Bindungen. Den Sieg erficht der allein, der jedesmal den größeren Tat-Beitrag für den Aufbau des Reichs hergibt.

Trotz Vererbung und angeborener Wesensart breitet sich im Dasein des Menschen ein weites Feld der Gestaltung und Freiheit. Es liegt immer innerhalb der Grenzen der Wesensarten; niemals außerhalb. Jeder Mensch, der, blutsmäßig zugehörig seinem Wesen gehorsam, diesen Raum für Deutschland nützt, gehört zum deutschen Volk. Jeder muß nach *seiner* Art *seine* Treue, *seine* Opferbereitschaft, *seine* Liebe darbringen. Es ist trotz aller Spielarten nur *eine* Treue, *eine* Liebe und *ein* Opfern bei allen, weil sie sie dem *einen* Volk geben und dafür Ehre empfangen von dem *einen* deutschen Volk.

Schrifttum.

Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Band I. Menschliche Erblichkeitslehre; Band II. Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik). 4. Aufl. J. F. Lehmann, München 1936 bzw. 1932.

Clauß, L. F., Die nordische Seele. 8.—12. Tauf. J. F. Lehmann, München 1933.

—, Rasse und Seele. 3. Aufl. J. F. Lehmann, München 1933.

—, Rasse und Charakter. Teil I: Das lebendige Antlitz. 2., erw. Aufl. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1938.

Eckle, Ch., unter Mitarbeit von Dr. Gerda Koops-Ostermeyer. Erbcharakterologische Zwillingsuntersuchungen. Beiheft 82 der Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde. J. A. Barth, Leipzig 1939.

Eickstedt, E. von, Grundlagen der Rassenpsychologie. Enke, Stuttgart 1936.

Günther, H. F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. 67.—77. Tauf. J. F. Lehmann, München 1934.

Hoffmann, H., Das Problem des Charakteraufbaus. Seine Gestaltung durch die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse. Julius Springer, Berlin 1926.

Jaensch, E. R. (und Mitarbeiter), Grundformen menschlichen Seins. Otto Elsner, Verlagsgesellschaft, Berlin 1929.

—, Der Gegentypus. Psychologisch-anthropologische Grundlagen deutscher Kulturphilosophie, ausgehend von dem, was wir überwinden wollen. J. A. Barth, Leipzig 1938.

Just, G., Erziehung und Vererbung. Julius Springer, Berlin 1930.

Kretschmer, E., Körperbau und Charakter. 9. u. 10. Aufl. Julius Springer Berlin 1931.

—, Geniale Menschen. 2. Aufl. Julius Springer, Berlin 1931.

Krieck, E., Nationalsozialistische Erziehung. A. W. Zickfeldt, Osterwieck 1933.

Kroh, O., Experimentelle Beiträge zur Typenkunde. (Bisher 3 Bde.) J. A. Barth, Leipzig 1929, 1932 und 1934.

Ostermeyer, G. und Lotz, Fr., herausgegeben von G. Pfahler, Erbcharakterologie, Gestaltpsychologie und Integrationstypologie. J. A. Barth, Leipzig 1937.

Petermann, B., Das Problem der Rassenseele. Vorlesungen zur Grundlegung einer allgemeinen Rassenpsychologie. J. A. Barth, Leipzig 1935.

Pfahler, G., Vererbung als Schicksal. Eine Charakterkunde. J. A. Barth, Leipzig 1931.

—, System der Typenlehren. Grundlegung einer pädagogischen Typenlehre. 2., durchges. Aufl. J. A. Barth, Leipzig 1936.

Reinöhl, Fr., Die Vererbung der geistigen Begabung. J. F. Lehmann, München 1937.

Schliebe, G., Über die Konstanz der vererbten seelischen Grundfunktionen, insonderheit der Aufmerksamkeit. (Unters. zur Erbcharakterkunde I.) Z. f. menschl. Vererbungs- u. Konstitutionslehre Bd. 19, 1935.

Weimer, G., Erbcharakterologische Untersuchungen einer Familie mit Verhaltens- und experimentalpsychologischen Methoden. (Ebd. II.) Bd. 19, 1935.

*

Vom Verfasser des vorliegenden Buches ferner erschienen:

1. Vererbung als Schicksal. Eine Charakterkunde. VIII u. 234 S. J. A. Barth, Leipzig 1932. *RM* 9.60; geb. *RM* 10.80

2. System der Typenlehren. Grundlegung einer pädag. Typenlehre. X und 334 S. mit 20 Abb. 2., durchges. Aufl. J. A. Barth, Leipzig 1936. *RM* 20.—; geb. *RM* 23.—

3. Rassekerne des deutschen Volks und ihre Gemische. 1. Bd.: Tafelwerk der Rassekerne und ihrer Gemische. 70 Tafeln (mit 678 Abb.) und Text. 1940. *RM* 12.—. 2. Bd.: Erbcharakterologische Gespräche mit jungen Deutschen. Nach Kriegsende. J. F. Lehmann, München.

4. Das Gesetz der ethischen Wertung. Vom Relativismus in der modernen Pädagogik und seiner Überwindung. 106 S. Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1927. *RM* 2.40; geb. *RM* 3.10

5. Eros und Sexus. Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1930. *RM* 1.25

6. Rasse und Erziehung. Quelle & Meyer, Leipzig 1939. Brosch. *RM* 0.70.

Charakterkunde und Erziehung

Weitere Bücher aus dem Verlage B. G. Teubner / Leipzig · Berlin

Kleine Einführung in die Charakterkunde

Von Dozent Dr. **Hubert Rohracher**

3. Aufl. Mit 12 Abb. auf 4 Tafeln. Kart. *RM* 2.80

„Dieses vortreffliche Büchlein fällt im charakterkundlichen Schrifttum angenehm auf durch die außerordentliche Klarheit der Gedankenführung und die Einfachheit und Leichtverständlichkeit seines Stiles... Die allgemeinen Grundlagen der wissenschaftlichen Charakterforschung, der Aufbau des Charakters, Charakter und Vererbung, Charakter und Geschlecht u. a. m. finden hier eine Darstellung, die mich durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit geradezu entzückt hat." (Bernhard Schultze-Naumburg in „Die Umschau.")

„...zur ersten Einführung und Orientierung sehr geeignet." (Zeitschrift für angewandte Psychologie.)

Charakterologie

Von Dr. **Paul Helwig**

Mit 12 Abb. auf 4 Tafeln sowie 1 Tabelle. Geb. *RM* 8.60

Was ist Charakter? Wie ist er bedingt und wieweit erfaßbar? Ganzheitspsychologie, Typenlehre, das System von Klages, die Tiefen- und Individualpsychologie, experimentelle Charakterkunde und Ausdruckswissenschaft einerseits, Vererbungslehre und Rassenkunde andererseits arbeiten allseitig an der Lösung dieser Fragen. Helwigs Buch stellt aus der großen Fülle der Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen in besonnener und selbständiger Kritik aller Theorien die gesicherten Ergebnisse heraus und führt zu einer neuartigen Auffassung des Grundproblems aller Charakterologie. Ein dringlich-wichtiges Buch für Erzieher, Ärzte, Juristen und alle psychologisch Interessierten.

„... Helwigs Buch kann allen, die eine Einführung in die moderne Charakterologie suchen, durch die sie wirklich an die Probleme herangeführt werden, sehr empfohlen werden...." (Die Literatur.)

Handschrift und Erziehung

Von **Bernhard Wittlich**

Mit Schriftprobentafeln im Anhang. Kart. etwa *RM* 2.80

Die Ergebnisse charakterkundlicher Forschung der Gegenwart sind bisher nur in geringem Umfange für die praktische Erziehertätigkeit nutzbar gemacht worden, obwohl das Bedürfnis nach richtunggebenden Hinweisen für die Charakterbeurteilung heute darum besonders stark ist, weil der Erzieher sich in ganz neuer Weise für die Entwicklung des Charakters verantwortlich weiß. Das vorliegende Buch, in erster Linie für die Hand des Lehrers und Erziehers bestimmt, aber auch ein Ratgeber für Eltern, versucht eine charakterkundlich begründete Fragestellung für die Beurteilung Jugendlicher einzuführen, um damit eine gerechtere und allseitigere Charakterdarstellung zu ermöglichen. Die Ergebnisse werden in einer Figur übersichtlich dargestellt (graphische Charakterskizzen) und an den Schriften der Schüler erläutert und begründet. Dadurch wird das Buch zugleich eine Einführung in die heute als gesichert geltenden Ergebnisse der wissenschaftlichen Graphologie der Kinderschrift.

Zur Beschäftigung mit Fragen der Vererbung und Rasse:

Vererbung, Rasse, Volk

Von Studienrat Erich Thieme. 11. Aufl. Mit 58 Abb., 7 Taf. u. 1 Ahnentaf. Kart. *RM* 1.40

Volk und Vererbung

Eine Einführung in die Erbforschung, Familienkunde, Rassenlehre, Rassenpflege und Bevölkerungspolitik. Von Prof. Dr. Caesar Schäffer. 12. Aufl. Mit 73 Abb., 4 Taf. u. 1 Ahnentaf. Kart. *RM* 1.60

Familie, Rasse, Volk

Grundlagen und Aufgaben der Volkssippenforschung. Von Dr. Heinrich Banniza von Bazan. Kart. *RM* 2.–

Die Persönlichkeit im Lichte der Erblehre

Hrsg. von Obermedizinalrat Dr. med. Joh. Schottky, Direktor der Landesheil- und -Pflegeanstalt, Hildburghausen. Kart. *RM* 4.20, geb. *RM* 5.60

Die ersten sechs Lebensjahre

Ein Erziehungsbuch. Von **Elisabeth Plattner**

Bd. 3 der Schriftenreihe „Weibl. Erziehung im NSLB." 3. Aufl. Kart. *RM* 3.40 (für Mitglieder des NSLB. *RM* 2.75), in Ganzleinen geb. *RM* 4.60

„Das ist ein Erziehungsbuch in des Wortes wahrster Bedeutung. Eine Mutter erzählt schlicht und überzeugend von ihren Erfahrungen mit ihren Kindern. Es werden all die vielen kleinen Schwierigkeiten behandelt, die sich bei der Erziehung unserer Kleinsten einstellen, und Lösungen gezeigt, wie sie aus der praktischen Wirklichkeit kommen. Dabei erfahren wir von der Entwicklung dieser ersten Lebensjahre. So sehr aber aus allem die liebende und verstehende Mutter spricht, steht doch über allem die Notwendigkeit der führenden und bewußten Zucht ... Man kann das Buch allen empfehlen, die es irgendwie mit Erziehung zu tun haben. Es steckt mehr darin als in manchen psychologischen Handbüchern. Gegenüber trockener Wissenschaftlichkeit steht warme Lebensweisheit." (Reichszeitung der deutschen Erzieher. Nationalsozialistische Lehrerzeitung.)

Schuljahre

Ein Erziehungsbuch. Von **Elisabeth Plattner**

Bd. 5 der Schriftenreihe „Weibl. Erziehung im NSLB." Kart. *RM* 4.50 (für Mitglieder des NSLB. *RM* 3.60), in Ganzleinen geb. *RM* 6.—

Das Erziehungsbuch einer Mutter, die Kinder von zwei ganz verschiedenen Blickrichtungen her erlebt hat — erst als Lehrerin in der Schule, dann als Mutter in der Familie, und dabei manches verstehen lernte, was ihr sonst verborgen geblieben wäre. Es will kein wissenschaftliches System der Erziehung geben, und trotzdem wird der berufsmäßige Erzieher erkennen, daß alle geschilderten Erziehungsmaßnahmen von der Wissenschaft her begründet werden können. Aber darüber hinaus spricht hier die erzieherische Wärme und Liebe des Herzens, die das Wesen aller Erziehung ist und die trotzdem Zucht und Ordnung bedeuten kann. Alle, die mit Kindern zu tun haben und es mit ihrer Aufgabe ernst nehmen, werden Gewinn aus dem Buche schöpfen. Es setzt keine Vorkenntnisse voraus und ist jedem ernstlich suchenden Menschen zugänglich.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Schema der 12 Erbgrundcharaktere

	Typus der festen inneren Gehalte Enge-einzäunende Aufmerksamkeit und zähe Beharrungskraft	**Typus der fließenden inneren Gehalte** Weite-wandernde Aufmerksamkeit und geringe Beharrungskraft
Die im Gefühl stark Ansprechbaren von Natur **Heiteren**	A ← (mit vielen Übergängen * von fest zu fließend) → G D ← → K	
Die im Gefühl stark Ansprechbaren von Natur **Schwerblütigen**	B ← → H E ← → L	
Die im Gefühl wenig Ansprechbaren von Natur **Kühlen oder Kalten**	C ← → J F ← → M	
	Große Lebensenergie ← → Kleine Lebensenergie (mit vielen Übergängen von + zu — aktiv)	Große Lebensenergie ← → Kleine Lebensenergie

* fest ← (fest mit Auflockerung — fließend mit Verfestigung) → fließend.

Zu G. Pfahler, Warum Erziehung trotz Vererbung? 4. Aufl. 1940. Seite 48.